Richard Hörmann
Monika Seekircher (Hg.)

FERDINAND EBNER

Mühlauer Tagebuch
23.7.–28.8.1920

böhlau Wien



böhlauWien

Veröffentlicht im Rahmen des Projektes
„Gesamtausgabe Ferdinand Ebner“
im Auftrag von:
Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck
Dipartimento di Scienze filologiche e storiche,
Università di Trento
Philosophisches Institut der theologischen Fakultät, Universität Salzburg

Ferdinand Ebner

Mühlauer Tagebuch

23. 7.–28. 8. 1920

Herausgegeben von

Richard Hörmann

Monika Seekircher

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar

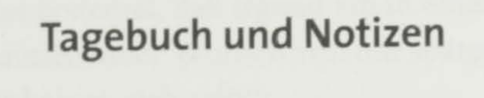
Die Herausgabe und der Druck wurden durch folgende Institutionen gefördert:
Österreichische Nationalbank
Niederösterreichische Landesregierung
Tiroler Landesregierung
Internationales Forschungszentrum Salzburg
Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich

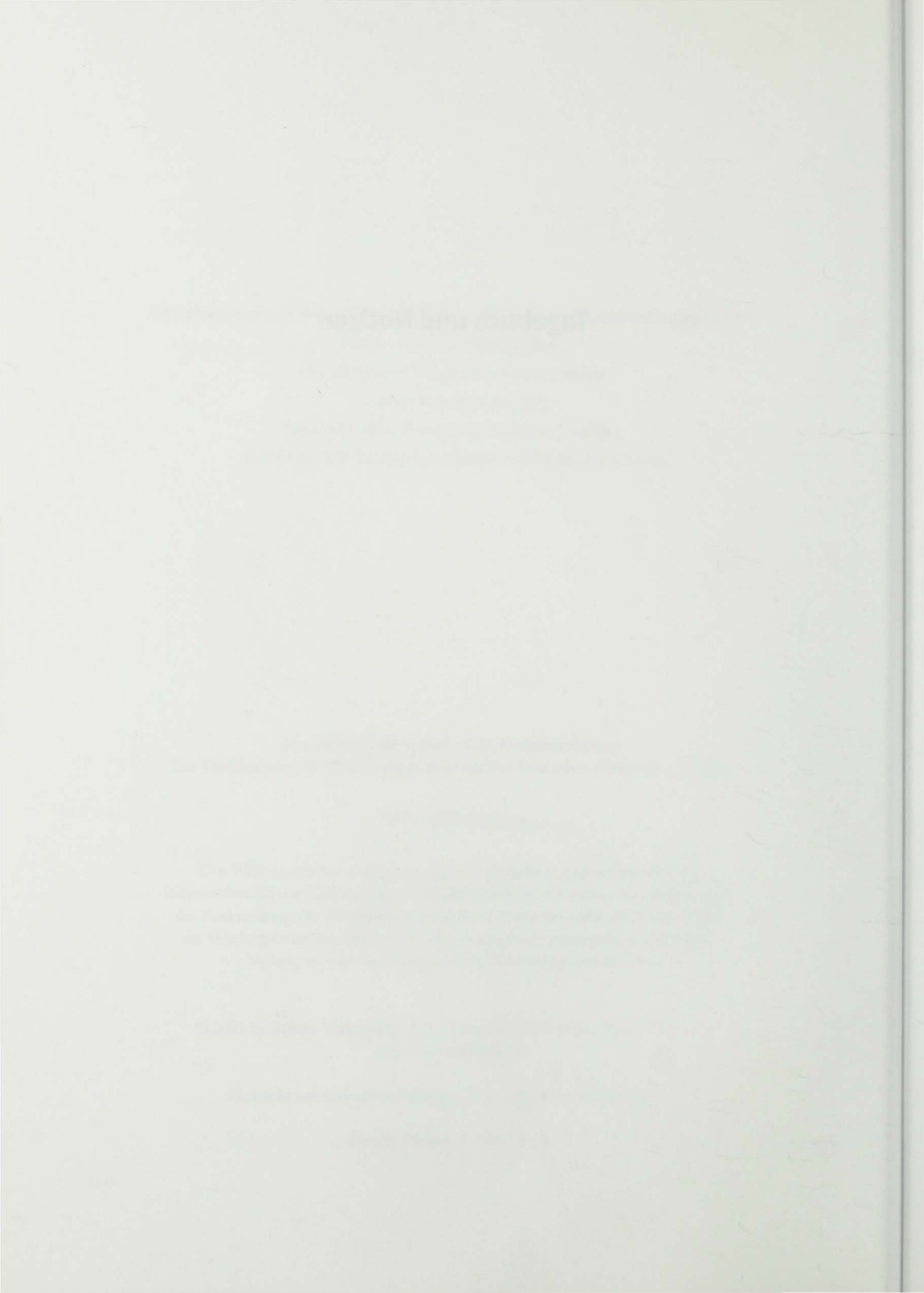
ISBN 3-205-99345-4

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier.

Druck: Berger, A-3580 Horn



Tagebuch und Notizen



Freitag, 23. Juli, im abfahrtbereiten Schnellzug.

Die innere Vorgeschichte meiner Fahrt nach Innsbruck ist nicht geschrieben worden. Aber sie hätte es werden sollen, das wäre Forderung eines geistigen Lebens. Merkwürdig: ich habe diese Reise, genau so, wie es sich zunächst aus dem Anlaß ergibt, vor Jahren schon, in meinen „Luftschlössern" geträumt. Bekanntlich gesteht man seine „Luftschlösser" um keinen Preis jemandem restlos ein. Es ist nicht das erstemal, daß irgend ein in einem solchen Fata morgana der Psyche sich auslebender Wunsch von mir späterhin, ohne viel Zutun von mir oder auch gar keines, sich erfüllt.

8^{h} abends (Sommerzeit): Wir fahren in ein Gewitter hinein u. durch. Hinter Kirchstetten Aufleuchten eines Regenbogens – ich nehm's als Omen.

In Gablitz hatte ich heute zum zweitenmal Anlaß, mir beim Anblick meines Friseurs – u. bei dem Blick, mit dem er mir aus einer müden Versunkenheit heraus entgegenschaute, als ich zu ihm in den Laden trat – zu denken: vielleicht treff' ich den nicht mehr am Leben an, wenn ich aus Tirol zurückkomme.

Mit meinem Proviant käme ich bis nach Paris (Schach u. L.!)

Samstag, 24. Juli.

Morgens (nach schlafloser Nacht natürlich). Wels – um Mitternacht passiert –: Auch ich bin meiner Mutter Sohn – in was für einem Sinne aber!

Vor Zell am See begann es zu grauen. Hinter Zell die steinernen Wände u. wunderlichen Konturen der ersten Hochgebirgsgruppe, längs derer wir lange hinfuhren.

Die Tiroler machen ihre Mandeln auf den Feldern wirklich u. wörtlich zu „Mandln“. Sie lassen sie im Gänsemarsch aufmarschieren – ein grotesk gespensterhafter Anblick im nebelhaft verschwommenen Morgengrau.

Westendorf in Tirol: Der Bahnhof infolge eines Gewitterregens von Schlamm total, mehr als knöcheltief überschwemmt („vermurt“ sagt man hier). Ein Aussteigen wäre kaum möglich.

An Ort u. Stelle, in Mühlau nämlich. 9^{h} vormittags Tiroler Zeit. Aber Herr F. ist nicht an Ort u. Stelle. Ich höre, er ist zum Bahnhof gegangen, aber wir haben uns nicht gesehen. Sehr hab ich mich abgeschleppt mit meinem Reisekorb. Hier – zunächst nur das eine: ein helles Zimmer, Springbrunnen vor dem Fenster, prachtvolle Aussicht über Innsbruck hin.
Später kam Herr F. Er hatte auf den zweiten Teil des Schnellzugs, mit dem ich gefahren bin, nicht mehr gewartet. Wir tranken Kaffee u. sprachen – natürlich von dem u. jenem. Nach dem Mittagessen Aufsatz Tiefenbrunners über das christliche Paradox. Der Mensch wurde anmaßend. Nach der Jause Spaziergang durch Mühlau – schweigend beide, ich vor Müdigkeit. Der Brief des „Atheisten“ an den Brenner: merkwürdig, wie meine Brenneraufsätze manche Menschen erbittern. Die Fragmente sollen heuer im Oktober schon erscheinen. Nach dem Abendessen saßen wir noch lange plaudernd beisammen.

Sonntag, 25. Juli.

Den ganzen Tag nicht aus dem Haus gekommen. Kardinal Newman, der Glaube an einen Gott, übersetzt von Haecker. Kommt ins neue Brennerheft. Brief nach Zürich. Nach dem Mittagessen Dr. Santer u. Frau. –
Mein äußeres Erleben reflektiert in einem inneren Leben, das nicht zur Aussprache kommt, das aber zur Aussprache kommen sollte. Denn was ist ein menschliches Leben, das nicht den Weg des Wortes geht. –
Herr F. las einen Teil der Glossen u. findet sie besser als ich sie finde. Nach dem Abendessen Professor Lechleitner – ein Mensch, der mir außerordentlich gut gefällt.

Montag, 26. Juli.

Ich sprach gestern mit Herrn F., unter vielem anderen, über das sonderbare Verhalten Hauers zu Karl Kraus. Was für ein wunderbarer Mensch ist doch F.: er sucht auch das für einen Menschen u. Musiker wie H. begreiflich zu finden. Mancherlei Anzeichen (freilich wenige u. schwache), daß in die geistig bisher hauptsächlich doch durch den Sozialismus u. sein (sehr bourgoismäßiges) Wissenschaftsideal orientierte Arbeiterschaft ein religiöser Zug hineinkommt. Die Bedeutung des Brenner!
Max Scheler mütterlicherseits jüdischer Abstammung!

Kinder lassen sich keineswegs alles mögliche einreden, wenn man es ihnen nur oft u. eindringlich genug vorsagt (wie bekanntlich Schopenhauer die Herkunft des europäischen Theismus erklären will). Kinder gingen wohl gar nicht, wie sie es eben in Wirklichkeit tun, auf eine Belehrung über Gott ein, wenn nicht an u. für sich in ihrem Bewußtsein u. Gemüt (u. Bewußtwerden ihrer selbst u. ihres Tuns) etwas läge, das dem Sinn des Wortes „Gott" entgegenkommt. Der „Sinn" gleichsam für die Existenz Gottes. Gott ist der Kindheits- u. Urgedanke alles menschlichen Denkens. Der Sinn des menschlichen Bewußtseins, jenes Bewußtseins, das zum Bewußt-Sein sich steigert.

Brief an L. Nachmittags mit Herrn F. in die Stadt hinein. Im Bureau des Verlags. Lehrer Sailer.

Dienst. 27. Juli.

Gilt das Gesetz meines „Erlebnisses am Menschen", unter dem ich – freilich nur, weil ich mich selbst nicht verstanden habe – einmal so viel litt, nicht mehr? Was für Menschen wohnen doch in diesem Haus! Herr F. las mir gestern abends Briefe seiner Frau aus Schweden vor. Lange, ausführliche, lebendig geschriebene Briefe. Auch die unendlich lieben Briefe seiner Kinder, des Florian u. der Birgitt, zeigte er mir.
Eigentlich komm ich aus dem Erstaunen nicht heraus, daß es in dieser Welt,

in der ich ja doch auch schon gegen die vierzig Jahre lebe u. also schon ein bißchen zuhause sein sollte in ihr, wirkliche Menschen gibt. War ich nicht immer etwas blind für die Wirklichkeit des menschlichen Lebens? Vieles schief u. darum unrichtig Gesehene in meinen Auffassungen u. Gedanken mag darauf zurückzuführen sein, daß ich Zeit meines Lebens in einer Umgebung von Menschen gelebt habe, bei denen jede freiere u. höhere Bewegung u. Gebärde eines geistig kulturellen Lebens (wenn sie von ihnen überhaupt versucht wurde) unecht, affektiert war. Die Kritik meiner Umgebung hatte sich mir aus tieferen Gründen aufgedrängt. So wurde ich zum „Psychologen“. Aber ich lief auch fortwährend Gefahr, in dieser kritischen Haltung geistig zu erstarren.

Ich kam heute wieder den ganzen Tag nicht aus dem Haus, nur vormittags bis zum Rasierer hinunter. Mittags fing es zu regnen an u. jetzt regnet es fort bis in die Nacht hinein. Die Berge sind wolkenverhüllt. Aus Innsbruck leuchten die Lichter herauf. Was kümmert mich der Regen? Es ist so wunderschön hier im Hause, mag es jetzt regnen oder die Sonne scheinen. Ich erhole mich mit Müßiggang. Ich sitze in der Loggia drüben – mit derselben herrlichen Aussicht wie vom Fenster meines Zimmers hier – u. lese in verschiedenen Zeitschriften. Z. B. im Neuen Merkur: man macht sich viel mit Buddha zu schaffen. Dem „Problem“ ausweichen! Von dort kommt das Heil nicht. Brief an Schach. Nach dem Abendessen: Brief u. Gedichte eines jungen Menschen (es ist ein Kriegskamerad des Herrn F.), der wegen religiösen Wahnsinns im Steinhof war. Das Fragment über das Urwort für das sechste Brennerheft bestimmt. Die Glossen für das siebente voraussichtlich.
Ich erbat mir von Herrn F. für einige Zeit das Bild Karl Dallagos, das gleich beim ersten Anblick einen merkwürdig starken Eindruck auf mich gemacht hatte. Heute wurde es mir klar warum. Ist, was aus den Augen Dallagos spricht, nicht genau dasselbe, was mich vor 4 Jahren in Gablitz, bei der „Zuckerrevision“, beim Anblick des alten Höbl so tief bewegt hatte?

Mittwoch, 28. Juli.

Recht schlecht geschlafen. Herrn F. ging es aber nicht anders. Es regnet unaufhörlich weiter. Schon wird es kalt.

Den ganzen Tag zuhause. Nur einen Sprung zur Post machte ich u. stand bei der Gelegenheit eine Weile auf der Innbrücke: fließendes Wasser (in den breiten Massen eines bewegteren Stromes wie der Inn) trägt einen irgendwohin – wohin? Herr F. hatte nachmittags in Innsbruck zu tun, ich begleitete ihn aber nicht. Versucht, Beethoven zu spielen (Largo in C, Andante aus der Appassionata) – wie fern ist mir jetzt diese Musik u. wie nahe war sie mir einmal. Die Appassionata u. Weininger!! Freilich ist in Beethoven bereits der Weg gebahnt zu einem geistigen Ereignis wie Weiningers Philosophie (aber andrerseits auch zu Wagner). Verschiedene Karten geschrieben. Heute sitze ich in Herrn F.'s Arbeitszimmer u. lese in der Biographie seines Vaters .

Der „böse Blick" aufs Leben, mit dem ich aufgewachsen bin (als jettatore habe ich mich manchesmal in den Waldegger Jahren schon gefühlt – son oeil fait mûrir les enfants): hier in diesem Hause wird er mir deutlicher denn je bewußt. Aber nicht mit ihm schaue ich auf all dieses Leben, dessen Dokumente (u. vielleicht schon Ausklänge u. Nachklänge) mich hier umgeben.

Das Gute zwingt das Böse im Menschen zur Offenbarung. Alles Gute ist von Gott – woher sonst auch sollte es sein? Es ist nicht „von Natur aus" in der Welt (obgleich ja die Natur im letzten Grunde ihres Bestandes von Gott ist: wie verständlich wäre doch das Leben u. ohne Dunkelheit u. dunkle Fragwürdigkeit ohne diesen Widerspruch!). Wird nicht in seiner Selbstoffenbarung (zu der es vom Guten gedrängt wird) alles Böse zu nichts wie die Finsternis zu nichts wird im Licht? Wo ist Finsternis? Wo das Licht nicht leuchtet. Wo das Licht unter den Scheffel gestellt wird. Alles, alles muß den Weg des Wortes gehen. Denn das ist der Weg zur Erlösung, um die wir im Vaterunser bitten. Denn im Wort ist das Licht unseres Lebens, das wir leben hier in dieser Welt im Schatten des Todes.

Im bösen Blick aufs Leben ist die Sünde. Er macht die Natur todesreif.

Donnerstag, 29. Juli.

Wetterumschwung? Es regnet nicht mehr. Der blaue Himmel bricht schon durch die Wolken. Noch sind die Berge im Süden, vor allem der wunderbare Altar der Waldrast – Altar hat sie Herr F. genannt – ganz in Nebel gehüllt u. nur der Patscher Kofel tritt zeitweilig hervor, schneebedeckt.
Wie wunderbar ist mir immer u. immer zumute beim Gedanken daran, daß der Gang meines Lebens mich in dieses Haus geführt hat. Die am stärksten ausgebildete Haltung meines Wesens gegenüber meinem Erleben der Welt u. der Menschen fühle ich hier ganz überflüssig (mehr noch: wohl auch als seelische u. geistige Verirrtheit). Warum war es mir nicht möglich gewesen, durch die Entfaltung meines Lebens (ist nicht das Leben etwas Sichentfaltendes: welchen Sinn hätte das Wort Entwicklung wenn nicht diesen?) in meinem Erleben von Welt u. Menschen rein u. seelisch unversehrt hindurchzugehen? (Dieses Warum ist menschlich töricht wie jedes existentielle Warum; kein Mensch weiß, was Gott mit ihm vorhat, nur das eine, daß Gott das Gute mit ihm vorhat – nicht seelische Unversehrtheit, sondern die geistige Rettung ist der letzte Sinn unsrer Existenz hier in dieser Welt). In dieser ganzen Welt, die momentan hinter mir liegt wie etwas sehr Fernes u. Fremdes, u. in die ich in wenigen Wochen ja wieder zurückkehren werde, gibt es in wahrhaft menschlicher Hinsicht nur einen hellen Punkt: L., nicht mein Verhältnis zu ihr (sei mir der Himmel gnädig, daß es nicht so ist), sondern ihres zu mir. Sind da nicht alle Wunder der Liebe – u. die Liebe selbst ist ja das „Wunder", das große, unfaßliche Wunder unsres Lebens – aufgetan? Einer Liebe, die in ihrem letzten Grund aus Gott ist. Was wissen davon die „Antifeministen"! Und dann noch etwas: Die Bekanntschaft mit Schach. Und auch er ist menschlich besser in seinem Verhältnis zu mir als ich im meinen zu ihm. Aber nein – ich habe auch sonst noch das Wunder der Liebe u. Güte immer u. immer wieder erfahren. Das muß ich mir, der ich so sehr an meinem Erlebnis am Menschen litt, endlich doch eingestehen (es ist ein inneres Eingeständnis u. nicht etwa äußere Einsicht u. Konstatierung: von mir selber erfahre ich etwas – wie wenig hab ich doch mich selbst verstanden in meinem Erleben u. meinem Leiden daran).

Vormittags Herrn F. nach Innsbruck hinein begleitet. Er hatte einem 17jähri-

gen lungenkranken Gymnasiasten 500 K von Karl Kraus zu überbringen. Nachmittags blieb ich daheim, in meinem Zimmer hier, wo ich mich ständig wohl fühle. Zuerst zwei Stunden geschlafen, dann in den Tagebüchern von Baudelaire gelesen. Baudelaires Katholizismus. Dann: enfant de la vieillesse! Das erklärt freilich vieles (am individuellen Problem, jedoch nichts an seiner möglichen Lösung). „Melancholiker u. Nervenmensch par excellence" – das gehört mit zur biologischen (nicht jedoch geistigen!!) Existenzbedingtheit. Meiner Neigung wenig zu essen (der geheime Drang der Neurotiker, sich auszuhungern?) kommt die von der Not der Zeit diktierte Speiseordnung des Hauses entgegen. So, wie es der Dozent Schacherl meinte, der einen Aufenthalt in Tirol für mich sehr gut hieß, werde ich mich wohl kaum erholen. Aber die Möglichkeit einer seelischen Erholung sehe ich hier in dieser Welt, wie ich sie mir irgend anderswo gar nicht denken könnte. Am allerwenigsten freilich in Wels (dort fühle ich den „Pfahl im Fleisch"). Wer weiß aber, wie lange ich hier bleiben kann, von „innen her" hier zu bleiben vermag? –
Nach dem Abendessen lasen Herr F. u. ich gemeinsam die Korrektur des Fragments über das Urwort. Wir waren noch nicht fertig, als Besuch kam. Ein junger Doktor, Mediziner. Über einem langen Gespräch über Religion u. Christentum wurde es spät. Dieser Dr. Bargehr spricht viel vom Buddhismus – an Menschen, die in diesem Haus gern gesehen sind, verträgt man es. Der Geist des alten Testaments ist ihm zum Stein des Anstoßes geworden. Nun, das ist ja kein Wunder. Von außen her erfaßt der Mensch niemals, wie die Juden das von Gott auserwählte Volk sein sollen. Von innen her im Glauben wird alles faßlich. Was ist der Geist des alten Testaments, gerade für den Nichtjuden, wenn nicht die stärkste Mahnung zur demütigen Unterwerfung des menschlichen Geistes unter die Offenbarung Gottes? Der Buddhismus versperrt den Weg zu vielem. Augustinus, Pascal, Kierkegaard müssen dem „Buddhisten" freilich unbegreiflich bleiben. –
Das unsagbar schöne Nachtbild von meinem Fenster aus: aus Innsbruck u. aus dem Inntal herauf leuchten die Lichter – über den Bergen Wolken u. Nebel – der Mond hoch oben aus dem Gewölk heraustretend – – –

Freitag, 30. Juli.

Herr F. verhält sich in Gesprächen meistens zuhörend. Und er hat eine merk-

würdig gute Art des Zuhörens, der gegenüber man gern den Mund auftut, u. auch das Herz.
Es kommt mir vor, als stünde F. der mir einzig möglichen, mir einzig recht dünkenden Auffassung des Christentums (nämlich im Glauben an die Menschwerdung Gottes in Christus u. nicht anders) ungemein nahe. Vor allem gestern abends im Gespräch mit dem vom Buddhismus innerlich so stark (u. gewiß ehrlich) berührten Dr. B. merkte ich das. Manche Gedanken aus meinen Brennerbeiträgen, z. B. über den letzten Sinn der Erkenntnis oder über die Bedeutung des Menschen in der Gesamtheit des Seins, scheinen ihm aus tieferen Gründen durchaus geläufig zu sein.

Nach dem Frühstück saßen wir im Arbeitszimmer, dem wärmsten Raum der Wohnung. Man spürt nämlich den Schnee auf den Bergen. Herr F. las Korrekturen, ich in einer Sophokles-Übersetzung des Grafen Christian zu Stolberg, die mir die schönste Übersetzung zu sein scheint, die mir je untergekommen ist. In den Ödipusdramen u. in der Antigone sah ich mir einzelnes an, den Philoktat las ich ganz durch. –
In der Loggia, die mir als „Schreibzimmer" zur Verfügung steht, hat einmal der Dichter Trakl gewohnt. Und auch Theodor Haecker hat hier gern gearbeitet. –
Brief nach Wels. Nach Innsbruck hinein, Herrn F. im Verlag aufgesucht. Später saßen wir im Café Max, wohin auch ein Freund des Herrn F. (Bartke) kam, der die Rolle eines geschäftlichen Beraters spielt. Es handelt sich um den Druck von neuen Büchern für den Herbst. Darunter die Fragmente, von denen sich Herr F. einen besseren buchhändlerischen Erfolg als von den Schriften Dallagos erwartet. Bartke meint, man müsse drucken (er ist überhaupt unternehmungslustig), Haecker aber warnt. Ich selber stehe allen solchen Dingen u. Fragen ganz rat- u. verständnislos gegenüber (wie ja eigentlich auch, was das Rein-Geschäftliche betrifft, Herr F.). Nach dem Abendessen Besuch: der Maler Trubl mit seiner Frau (so eine Art „kühle Blonde"). Anfangs sprachen wir über Itten, von dem der Maler nicht begeistert ist. Es wurde spät.

Samst. 31. Juli.

Nun ist es eine Woche, daß ich hier bin. Wie nur sind mir die Tage vergangen! Und: für wieviel Tage oder Wochen des Hierbleibens reicht meine seelische Spannkraft noch aus? Denn, so kommt es mir vor, zuletzt wird es mich doch mit aller Macht wieder zurückziehen in jene Welt, die die meine ist u. in der ich nicht zu leben, nicht zu atmen vermag, in die Welt, die meine nervösen u. seelischen Kräfte zermürbt, aber vielleicht gerade dadurch die ganze Problematizität des geistigen Lebens in mir deutlicher zum Bewußtsein bringt, als es irgend eine andere „bessere" Welt vermöchte (eine Welt, von der ich nun durch den Aufenthalt hier in diesem Hause eine konkrete Vorstellung gewonnen zu haben glaube). Morgens schon kam bleibender Besuch ins Haus: Die Schwester des Herrn F. mit ihrem Mann, dem Universitätsprofessor Dopsch aus Wien. Frühstück mit ihnen. Die Frau Dopsch gefällt mir sehr gut. Brief von der Hedi, mit ihrem Bild. Nach dem Frühstück mit Herrn F. in die Stadt. Herr F. fühlt sich nicht ganz wohl: was zunächst ein gewöhnlicher Schnupfen war, hat sich zu einem Katarrh der oberen Luftwege entwickelt. Nun hustet er viel, schläft schlecht u. klagt über Kopfschmerzen. Ich befürchtete schon, er werde krank werden. Er sagt jedoch, das Übel, wie es sich zeige, sei er längst gewöhnt. Nur im Feld draußen – er war an der Südtiroler Hochgebirgsfront – habe es ausgesetzt. Ich selber spürte im Laufe des Vormittags, eben wie wir in Innsbruck drinnen waren, wie eine „von innen her" kommende Verstimmung wieder so Herr werden könnte über mich wie in den letzten Monaten in Gablitz, wo mein ganzes Fühlen u. Denken immer mehr in eine in „Nirwanasehnsucht" recht unchristlich ausklingende Verwirrung geraten war. Irgendwie hängt das alles zusammen mit Regungen des sexuellen Lebens in mir. Ob aber das sexuelle Moment Auslösendes ist oder Ausgelöstes, weiß ich eigentlich nicht. Wie wenig versteht sich doch ein Mensch, solange er immer nur in einer mittleren Sphäre seines inneren Lebens lebt (in einer Sphäre, in der vielleicht der „Dichter" daheim sein kann; ein das Christentum, das rechte Verhältnis zu Christus suchender Mensch aber?) – Habe ich es nicht wirklich schwer – im Moment wenigstens ist mir so – was die sexuelle Not meines Lebens betrifft? Ein solcher Mensch wie ich sollte heiraten. Und gerade dieser einzig mögliche Ausweg aus dieser Not ist mir versperrt. Und so lebe ich weiter in Unklarheit u. Verwirrung u. werde hie u. da zum „Verführer" von alternden, aus irgend

einem Grund vom Mann verschmähten (oder den Mann verschmähenden?) Mädchen. Wozu aber „verführe" ich die? Das ist der Punkt, wo etwas einen lächerlichen Aspekt gewinnt, das, so wahr Gott im Himmel ist u. des Himmels ewige Gerechtigkeit über dem Menschen steht u. der Mensch unter ihr, so wahr Christus auf Erden gelebt hat, ganz gewiß Sünde ist u. aus der Sünde ist.

Innsbrucker Sehenswürdigkeiten: Hötzendorf u. Bruder Willram.

Die Persönlichkeiten dieser Zeit, wenn man das noch Persönlichkeiten heißen mag, gehen durch ihre stärkste Negation – die sie eben nicht in sich selber haben, sondern in Karl Kraus – in die Nachwelt hinüber. Dadurch, daß sie in der Fackel stehen. Da werden sie präpariert. Der Fall Georg Kulka: Das ist doch ganz unfaßbar für einen Menschen meiner Art. Und so etwas verschwindet nicht sofort vom Schauplatz?

Man ist hier im Hause – man: Herr F. u. Tilde, die Köchin u. Haushälterin, auch sie eine wertvolle Person – vom Besuch des Prof. Dopsch nicht gar sehr entzückt. Die Tilde brachte mir die Jause heute ins Zimmer: weil den Dopsch nicht Honig vorgesetzt wird. Die Tilde hat einmal ihre Sympathien u. Antipathien u. setzt sie durch. Ich mag zu jenen gehören.
Gelesen Carl Dallago „Weltbildung u. Sündenfall", im Bürstenabzug. Jene andere Seite von Dallago, die zu kritisieren ich immer u. immer geneigt sein werde. Es wäre denn, ich würde mit einemmale ein ganz anderer Mensch mit ganz anderer innerer Einstellung zum Leben u. zum Geiste; es wäre denn, ich drehte die ganze innere Richtung meines Denkens zu Christus hin um.

Jedenfalls gehört auch das zu den Dingen, die mich seelisch zermürben u. mir so die Problematizität meines geistigen Lebens, die Fragwürdigkeit meines Verhältnisses zu Gott, deutlich machen: die absolute Unmöglichkeit, mir irgend eine Existenzsicherheit (im Äußeren des Lebens) für meine nahe u. nächste Zukunft zu denken. Von irgend einer Arbeit seiner Hände oder seines

Kopfes muß doch der Mensch leben, insbesondere in unseren Zeiten, zu welcher aber hätte ich denn wirklich die Fähigkeiten? Ich blicke herum in der Welt der Arbeits- u. Erwerbsmöglichkeiten u. muß mir sagen: zu keiner, absolut zu keiner. Ja, was soll aus mir werden??? (hier in dieser Welt nämlich). Mache ich mir aber eine deutliche Vorstellung von der Konsequenz meiner Lebensunbrauchbarkeit? Nein, im Gegenteil, ich weiche dieser Vorstellung innerlich aus. Vertraue ich auf Gott? Ja, es ist ein heimliches Vertrauen auf Gott in mir: daß Gott mich durch meinen Tod diese letzte Konsequenz nicht werde durchleben lassen. Das aber ist nicht das rechte Vertrauen u. wahrlich, was mein Denken ja so überaus gut begreift, nicht das rechte Verhältnis zur geistigen Tatsache des Todes. (Daß der Tod ein geistiges Ereignis ist, erfaßt nur der Christ). Jeder Augenblick des Lebens, auch in der größten äußeren Not u. im größten inneren Leiden, ist Gnade Gottes. Denn jeder Augenblick des Lebens bedeutet für uns Menschen, die wir dahinleben in der geistigen Verlorenheit der Sünde, die Möglichkeit des geistigen Gerettetwerdens. Das ganze Leben u. Sterben eines Menschen soll sein, wie ein gutes u. tiefes christliches Wort von einem sagt, der gestorben ist: er hat das Zeitliche gesegnet. Denn im Zeitlichen, u. nur in ihm, ist ja die Möglichkeit der Rettung.

Gibt es ein Leben, das nicht wenigstens die Anlage, u. zwar als etwas Wesentliches, daraufhin in sich träge, ein Erleben in sich zu begreifen? Ein Leben aber, das ein Erleben in sich begreift, ist Bewußtsein. Was ist, was bedeutet „erleben“? Was bedeutet dieses Wort? Erleben: Das ist ebenso unergründlich wie das Leben u. birgt in seiner Unergründlichkeit vielleicht den Grund des Lebens (u. jenen Sinn des Lebens, um den nur Gott weiß). Leben, erleben – hier packe eine „intuitive“ Philosophie an (sie hat es ja schon getan). Man höre sich hinein u. immer tiefer hinein in den Bedeutungsunterschied der beiden Wörter.

Das Erlebnis des Menschen ist im Wort eingebettet. Des Menschen Leben ist ein Strom, der durch das Wort vor dem uferlosen Auseinanderfließen – Auseinanderfließen ins Nichts der Form- u. Wesenlosigkeit – bewahrt wird. Von diesem Geheimnis im Wort – u. ein Geheimnis ist's – wissen, auf ihre Art, die Dichter.

Prof. Lechleitner sagte heute zu Herrn F., er habe in einem Wörterbuch gelesen, Sünde gehöre zum Stamm sein. O Tiefsinn der Sprache!

Habe ich nicht darin, daß ich seit vielen Jahren schon gewöhnt bin, krankhafte Zustände meines inneren Lebens, wenn auch nicht immer mit Erfolg, mir von der Seele zu schreiben – habe ich nicht darin schon die seelisch befreiende u. erlösende Macht des Wortes erlebt? Gibt es überhaupt einen Menschen, der die „Icheinsamkeit" seiner Existenz, in der immer tiefer, immer mehr geistig verstandenen Not des Existierens, absolut vertrüge? Schon das geschriebene Wort befreit (weil eben das Wort überhaupt, seinem ganzen Wesen u. Sinn nach, den Menschen aus seiner „Icheinsamkeit" – dem letzten Grund seines Leidens – heraushebt). Und gar erst das gesprochene Wort – aber dieser Befreiung u. seelischen Entlastung geht der Mensch gern aus dem Wege.

Sonntag, 1. August.

Gewiß stammt die Natur aus dem Geist (ist, wie es im Johannes-Evangelium heißt, aus dem Wort geworden). Aber das Wie dieser Herkunft aus dem Geist wird vom Standpunkt des Menschen aus nicht eingesehen. Wie jedoch kommt der Mensch zur Behauptung dieser Herkunft? Weil er an Gott, der der Schöpfer des Himmels u. der Erde ist, glaubt; weil in der Tiefe seines Bewußtseins, es konstituierend, weil in seinem Sichselbstbewußtwerden, dieses ermöglichend, das Wissen um Gott ist.

Ist Naturwissenschaft möglich, wenn, u. so lange, der Mensch die Natur als Geist erlebt? Diese Frage drängt sich mir nicht zum erstenmal auf.

Zum Gebet gehört das Ohnmachtsgefühl des Menschen. Der Mensch aber existiert in drei Sphären: in einer physischen, seelischen u. geistigen (im Verhältnis zur Welt u. Natur, zum Menschen, zu Gott). Und in jeder dieser Sphären kann ihm die Ohnmächtigkeit seines Wesens zum Bewußtsein kommen. Daß das Gebet seinen letzten u. tiefsten Sinn in der geistigen Wesens- u. Exi-

stenzohnmacht des Menschen hat, ist ja selbstverständlich. In den anderen zwei Sphären mag es ein Irrtum des schwachen menschlichen Herzens sein – über den aber Gott gewiß oft gütig lächelt.

Das Unwohlsein des Herrn F. ging weiter. Heute kam er gar nicht zum Frühstück. Dem Prof. Dopsch gegenüber fühlte ich mich verpflichtet, den Mund aufzutun. Was tut man in der Not? Ich redete über das Schulwesen (u. Unwesen) u. Politik. Nachher schrieb ich einen Brief an L.

Der Grundgedanke meines ganzen Denkens über das Wort ist: daß der Mensch zum Sichselbstverstehen im Selbstbewußtsein nur kommen könne durch das Wort, das von Gott ist; u. daß das aber heiße an Christus als an die Menschwerdung Gottes (u. die Fleischwerdung des Wortes) glauben. Ja, aber – braucht denn der Mensch in seinem Selbstbewußtsein sich selbst zu verstehen? Er braucht dies vielleicht nur deshalb, weil in ihm die Liebe niemals vollkommen ist (der meisten Menschen Liebe ist nur Vorliebe: wahrlich ein Zustand vor der Liebe). Vollkommen war sie nur in Christus (u. in Christus war die Liebe Gottes selbst). Christus war Gott u. Mensch in einem (was die Mystiker mißverstehen). Gott, weil in ihm die Liebe vollkommen war – oder vielmehr: weil er Gott war, war in ihm die Liebe vollkommen; Mensch aber (in geistiger Hinsicht – es ist überhaupt niemand ein Mensch als in ihr), Mensch, indem er in seinem Selbstbewußtsein absolut sich selbst verstand. Zwischen Christus u. einem Menschen schlechthin besteht ein absoluter Unterschied der „Qualität". Indem Christus in seinem Selbstbewußtsein sich selbst verstand, war ihm, in der Sphäre menschlichen Bewußtseins, sein Mit Gott Einssein bewußt. Indem der Mensch sich selbst versteht – nicht anders als im Glauben an Christus –, ist er seiner selbst in der „Sünde" seiner Existenz sich bewußt. Das kann doch nur heißen: seines Abgefallenseins von Gott. Was Erbsünde ist, das ist nur innerhalb des christlichen Geistes, innerhalb christlicher Selbstbesinnung des Menschen faßbar.

Zum Selbstbewußtsein kommt der Mensch immer nur durch ein geistiges Moment außerhalb seiner selbst (nicht durch ein Moment des bloßen Natur- u.

Welterlebens heißt das). Das Selbstbewußtsein ist ein Licht im Menschen, das aber nicht von innen her im Menschen (aus ihm selbst heraus in selbstherrlicher Kraft) aufleuchtet; denn es kommt vom Wort, das im Anfang war, vom Wort, das Fleisch geworden ist.

Wie, wenn mit einemmale wieder jene Stimmungen in mir, die die seltsame innere Vorgeschichte meiner Tiroler Reise ausmachen, zum Durchbruch kämen! Halte ich es länger in diesem Hause aus? Hat sich die Müdigkeit meiner Existenz schon so ganz in mich u. mein innerstes Leben hineingefressen, daß ich am Ende Gefahr laufen könnte, es selbst hier, im Umgang mit einem von mir so sehr geschätzten u. wahrhaft verehrten Menschen, wie es Herr Ficker ist, nicht auszuhalten?

Montag, 2. August.

Heute der erste schöne Tag seit meiner Ankunft. Die Berge wolken- u. nebelfrei im Sonnenglanz. Herrn F. geht es noch schlechter als gestern. Dem Frühstück mit den Dopsch entging ich, was mir recht war. Morgens versuchte ich, das Manuskript der Fragm. durchzugehen – wie widerwärtig ist mir doch diese ganze Arbeit. Vormittags Brief an die Hedi.

Der Optimist in den „Letzten Tagen der Menschheit“ ist Adolf Loos (erfuhr ich gestern).

Tiroler Berge – so auch in Ittens Steindruckzeichnung in der Mappe: wie Maulwürfe kriechen die letzten Waldbestände an den Abhängen der steilen Bergkegel empor.

Ich lese Wedekind, Schloß Wetterstein. Es interessiert mich entschieden (von der letzten Szene, Effi u. Mister Tschamper, hatte ich einen besonders starken Eindruck), aber ich fühle auch, daß ich über Wedekind niemals ein Urteil

haben werde. Und nun die Frage (die, wie ich glaube, einen tieferen Sinn hat): Darf man für etwas Interesse haben, das einem sich wesentlich im Urteil entzieht? Das Ethos des Denkers.
Trotz dem schönen Wetter bin ich auch heute den ganzen Tag nicht weiter vors Haus gekommen als abends bis zur Post. Beim Abendessen Gymnasialprofessor Schönbichler. Später Dr. Bargehr. Der Professor frozzelte, den B. nämlich wegen seines Buddhismus. Warum geht solchen Menschen ganz u. gar das Gefühl ab für das Ernstnehmen geistigen Lebens in irgend einem religiösen Sinn? Und der Dr. B. nimmt den Buddhismus augenscheinlich sehr ernst.

Dienstag, 3. August.

„Am letzten Tage des Festes trat Jesus auf u. rief laut, indem er die Worte sprach: Wenn jemand dürstet, komme er zu mir u. trinke. Wer an mich glaubt, Ströme werden, wie die Schrift sagt, aus seinem Inneren fließen von lebendigem Wasser. Das aber sagte er von dem Geiste, den diejenigen empfangen sollten, die an ihn glaubten."

Joh. 7, 37, 38.

In der Müdigkeit meines Herzens u. Gemüts bitte ich Gott um den Tod. Und ich weiß doch – was wüßte ich besser? – daß das menschliche Blindheit, menschlicher Unverstand ist. Aber noch leuchtet das Licht nicht in mir auf, das mich den Tod als das sehen u. erkennen läßt, was er ist für den Menschen, als geistiges Ereignis, von dem erst, insofern es als solches erfaßt wird, jeder Augenblick unsres Lebens in dieser Welt seinen Sinn u. unendlichen Wert u. seine Bestimmung empfängt.

Herr F. hat die Nacht besser verbracht u. fühlt sich heute schon wohler. Ich warte auf Nachrichten aus Wels, sie könnten schon da sein. Auch L. läßt nichts hören. Vormittags auf den Berg Isel. Blick über Innsbruck u. die Kalkalpen. Die schönen Waldparkanlagen mit den Schießständen. Die Ebereschen mit den roten Beeren. Blick ins enge Tal des Sillflusses hinunter. Alles das schön. Leichterwerden in mir.

Ich kaufe mir ein paar Zwetschken u. esse sie im Weitergehen. Da tritt mir aus einer Haustür ein Knirps von etwa drei, vier Jahren in den Weg u. streckt mir wortlos verlangend die Hände entgegen. O diese tiefe Sicherheit des Bittens, dieses Vertrauen in den nächstbesten wildfremden Menschen, daß er sich nicht verschließen werde – – –

Was für eine miserable Menschensorte mußte in dieser Welt aufkommen u. sich bemerkbar machen, daß die Psychoanalytiker es wagen durften, mit dem Anspruch recht zu haben aufzutreten. Alle Menschlichkeit u. Geistigkeit ist zum Schein geworden, den man durchschauen kann. Und was liegt hinter ihm? Unmenschlichkeit u. Geistlosigkeit. Doch sehen die Psychoanalytiker lange nicht tief genug. Sie müßten es doch bemerken, daß wieder hinter dieser Unmenschlichkeit u. Geistlosigkeit nichts anderes ist als der Geist – die Geistigkeit der menschlichen Existenz.

Seit Mittag weht der Föhn. Den ganzen Nachmittag daheim. Verirrte Sehnsucht – ist nicht jeder Euphemismus der Sünde gegenüber Lüge? Schlaf nach dem Essen gehört bereits zum Tagesprogramm. Versucht, Wedekinds Simson zu lesen: ich habe mich nicht zurechtgefunden. Gegen Abend legte sich der Wind. Die Berge im Süden u. besonders aber der spitze Kegel im Südwesten im wunderbarsten Abendlicht. Nach dem Abendessen Spaziergang nach Arzl. Von der Höhe hinter Mühlau schöner Ausblick ins Inntal. Herr F. war nicht sehr gesprächig u. ich erst recht nicht.

Mittwoch, 4. August.

In einem „Rausch“ die Wahrheit der Dinge fühlend umfassen – warum nicht? Aber sich selbst, seinen eigenen Zustand begreift man falsch. Und dann das Verwirrende des Erwachens, der notwendig eintretenden Ernüchterung. Man beginnt wieder, sich selbst richtig zu fühlen, aber gerade darin kann der Blick auf die Dinge getrübt werden (ich rede freilich von einem krankhaft verzogenen Gemüt).

Wo hat denn die „Verneinung“ angefangen? Bei mir den andern oder bei diesen mir gegenüber? – Und woran erkrankte ich zuerst? Am Erlebnis einer Welt, in der etwas zu geschehen hat, einer Natur in mir selber, die mich im Stich ließ, oder am Erlebnis des Menschen?

Seit jeher habe ich das ganze Leben u. Sein an einem „toten Punkt“ gesehen. So deshalb vielleicht nur, weil ich es von einem toten Punkt aus gesehen habe (also war mir das Leben in mir selber verborgen geblieben). Habe ich mich jemals in meinem Sterben verstanden? Sich in seinem Sterben verstehen ist Geistigkeit des Lebens. Und sich in seinem Sterben nicht verstehen? Das Bewußtsein des Menschen verliert seinen letzten u. vielleicht tiefsten Sinn.

Nach dem Frühstück, auf der Höhe hinter Mühlau beim Schillerhof, umgeben vom Schellengeläute grasender Kühe (der Ton ist mit der Landschaft verwachsen). Wedekinds Erdgeist – aber kann ich denn lesen? Was sind mir Bücher inmitten dieser schönen Welt? Und es ist schön hier.

Mein Problem: von „mir“ aus den Menschen begreifen wollen. Aber war das nicht schon an sich eine falsche Problemstellung? Und dann: Den Menschen von Christus aus begreifen!! Aber das setzt doch in mir die „innere Umkehr“ voraus, von der in den Evangelien die Rede ist.

O Gott, Du zerschlägst die harten Herzen u. Gemüter, um Dein Licht in sie hineinleuchten zu lassen. Alles Licht, das die Dunkelheit unsres Lebens hier erhellt, ist von Dir, alles, alles – –

Vor dem Mittagessen noch ein Stück hinein in die Mühlauer Klamm, bis zur Höllenkanzel u. Hexenküche: über mächtige Felsblöcke, vielfach auch unter ihnen durch, stürzt das Wasser mit starkem Getöse hinunter. Nach dem Mittagessen mit Herrn F. nach Igls. Innsbrucker Mittelgebirgsbahn, die Höhe sich hinanwindend: der Ausblick auf die Kalkalpen immer schöner werdend, je höher man kommt. Lanser See. Die Hohenburg, wo der Bruder des Herrn F., der Doktor der Musik, mit seiner Frau wohnt: ehemals ein römischer Turm, spä-

* ter dann Jagdschloß der Philippine Welser, das zur Ruine verfiel, vor 40 Jahren neugebaut. Wir legten uns in den Fichtenwald hinterm Haus u. sprachen viel über den Hauer, der Dr. F. nimmt ernsthafteren Anteil an ihm, als ich ge-
* dacht hätte, überschätzt ihn jedoch nicht als Komponisten (der Dozent Fischer ist ein falscher Kerl; u. auch Judenstämmling, was der Hauer nicht ahnt). Der Hauer bot für mich die einzige Möglichkeit, den Mund aufzutun. Wie fühle ich mich doch, wenn ich mit Menschen zusammenkomme! Zu spät? Ach, dieses „Zu spät" entspränge ja doch einem menschlichen Mißverstand, der nicht einmal verzeihlich wäre. Bei der Jause (da man doch nicht ewig über den Hauer reden kann) stellte es sich schon heraus, daß ich unter Menschen (Menschen freilich in was für einem seichten Sinn) unmöglich bin. Zurück bis zum Berg Isel zu Fuß. Der Weg ist so schön, daß ich ihn, trotz meiner gewöhnlichen Gehunlust, lieber gegangen bin, als ich die Strecke mit der Bahn gefahren wäre. Das Dorfbecken bei Igls. Besserer Blick in die Stubaier Alpen hinein: Der Ha-
* bicht mit dem Gletscher. Herr F. erzählte von einem gewissen Holzer – zweifacher Mörder, Athlet, Kettensprenger –, den er im Kriege als Putzer in seiner Kompagnie hatte. Straße längs der Schlucht des Sillflusses. Von hohen Fichten umrahmter Blick auf Innsbruck. Im Westen Wetter aufsteigend. – Endlich
* Nachricht aus Wels, mit Gürtel (den ich nicht brauche), Kragen u. einem Bild der Hansi, das mir aber gar nicht gefällt. Beim Abendessen die Dopsch (Dopschen, Döpsche, wie die Tilde sagt), die ich jetzt ein paar Tage gar nicht zu sehen bekommen hatte.

Donnerstag, 5. August.

* „Alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen."

Vom Schatten des Todes umfangen, ist Leben Last u. Mühsal. Aber jeder Augenblick des Lebens ist auch Verheißung des Heils.

Beim Frühstück hatte sich, nach den letzten Tagen drückenden Schweigenmüssens, Nichtredenkönnens, das Band meiner Zunge gelöst. Ich sprach mit Herrn F. über den Brenner u. seine Bedeutung in unsrer Zeit – wollte der Himmel, diese Zeit fühlte sie endlich u. drückte sich nicht an ihr vorbei. Nach-

her ausgiebigster Spaziergang. Es überkam mich die seit den ersten Jahren meines Waldegger Aufenthalts mir entschwundene Lust, herumzustreifen in den Bergen u. Wäldern. Beim Schillerhof, wo ich gestern im Wedekind gelesen hatte, ging ich hinauf, an der Straße gegen Arzl, u. bog dann zum Gasthof Schönblick ab. Er heißt mit Recht so. Und dazu war der Morgen noch herrlicher als der gestrige, die Stubaier Alpen u. das Hochgebirge im Westen (was weiß ich, wie es heißt) wunderbar rein. Ein angenehm zu gehender Karrenweg zieht sich in großen Windungen nach rechts hin zum Mittelgebirgsplateau hinauf. Niedriges Gebüsch ringsum, viel Sauerdorn mit seinen roten Beeren u. die Büsche einer niedrigen, für mich neuen Weidenart (Bergweide?) – fortwährend das Geläute der im Busch versteckt grasenden Kühe, aber kaum je ein Mensch zu sehen. Ich bog nach links ein gegen die Mühlauer Klamm. Embarras de richesses: wie könnte ich es wagen, das alles zu beschreiben. (Aber vielleicht sollte auch des Menschen Erlebnis der Natur den Weg durchs Wort gehen?) – Weit oberhalb der Höllenkanzel, bis zu der ich gestern vorgedrungen war, kam ich in die Klamm. An ihrem Rande weiter, tief unten das brausende, schneeweiße Wasser, u. dann in sie hinein. In eine mächtige, zum Teil überhängende Felswand hineingebaut ein Holzhäuschen mit Gatterzaun, Treppe vom Weg hinauf, wunderlich genug anzuschaun u. anheimelnd. Da wohnen! Ich glaube, Enzianhütte heißt sie. Wenn ich einen Wegweiser nicht falsch verstanden habe. In der Klamm immer höher hinauf (bis über 1000 m Seehöhe), auf steinigen Wegen, bis man überhaupt nicht mehr weiter kann: u. dann steht man mitten drinnen in einer unberührten „Vorweltslandschaft" (den Ausdruck hab ich vom Herrn F.). Da rinnen die Wasser über die braunbemoosten Felsen von allen Seiten herunter, rings um den mächtigen Wasserfall der Hauptquelle. Nur das alles nicht beschreiben wollen! Ohnmacht des Worts (das sage ich, der ich ja doch um die Macht des Wortes weiß!) – Am rechten Ufer die Klamm wieder herunter. In stille Wälder hinein – abbiegend bei der Guflhütte –, wo man das Getöse des Wassers nur mehr ganz leise hört. Die Stille. Ein einziger Vogelruf. Harzduft. Dann wieder zum Wildbach hin – auf dem Promenadenweg, der von der Hungerburg herüberkommt. Armseliges Wort schön. Ich habe mich warm, aber nicht müde gegangen. Die Flegeljahre hatte ich zwar in der Rocktasche, wie aber wäre ich zum Lesen gekommen. – Nach dem Mittagessen fuhren wir mit der Zahnradbahn zur Hungerburg hinauf u. gingen auf dem Plateau weiter gegen Osten, die Klamm durchquerend,

bis gegen Hall. Bei der Ruine Thaur stiegen wir ins Inntal hinunter. Einen schönen Torwegspruch versäumte ich zu notieren. Schön liegt Hall im Tal. Thaur: Tiroler Bauerndorf, nett u. rein. Fast jedes Haus mit dem Marillenbaumspalier an der Südwand. Reichlich Obst in den Gärten – Herr F. sieht es mit neiderfüllten Augen. Eigentlich ein kindlicher Zug an ihm. Rast in einem Bauerngasthaus – Gastzimmer im ersten Stock. Guter Rotwein. Mit der Elektrischen nach Mühlau zurück. Die Blondine. Sehr blond. Und sehr zartes Gesicht. Las u. lächelte hie u. da über das Gelesene. Vielleicht nicht so ganz ohne Bewußtsein ihrer Wirkung auf ihr Gegenüber. Unbeschreiblich merkwürdiger Blick ihrer wasserblauen Augen, wenn sie einmal auf- u. herumsah. Das der Abschluß eines wunderschön verbrachten Nachmittags. Nach dem Abendessen setzten wir uns ins Arbeitszimmer u. da sitzen wir noch. Herr F. erledigt seine Korrespondenzen. Die Abendluft weht angenehm kühl zum Fenster herein. Das „Geschwätz" (französisch sagt man das viel besser) des Springbrunnens. Post: Karte von der Lamel. Merkt sie nichts?? Mein letzter Besuch in Baden, schreibt sie, stehe ihr merkwürdig klar u. deutlich in Erinnerung. Freilich, mir doch auch. Aber sie scheint es wirklich nicht zu spüren, in was für eine Situation sie mir gegenüber damit geraten ist, daß ihre Schwester ein langjähriges Schweigen brach u. aber auch gerade dadurch die Lamel nötigte, mir gegenüber den Mund aufzutun. Was will nun eigentlich die Lamel von mir??? Und sie scheint etwas zu wollen. Dann noch ein Brief von der Anna. Meine Beziehung zum Brenner (u. was sich daraus ergab: mein Aufenthalt hier) sieht sie in der durch ihr ganzes Wesen, ihr Leben u. ihre Bildung ihr notwendig aufgedrängten Perspektive [die aber doch eine gründlich falsche ist]. Geist ist eine pathetische Phrase, die den Gebildeten gewaltig imponiert. Nun will mir Anna, wenn es ihr möglich ist, jährlich 2000 K aussetzen. Den Anfang hat sie ja schon gemacht. Noch immer keine Nachricht von L.

Herr F. äußerte heute auf dem Ausflug nach Thaur merkwürdige Gedanken über den Geruchsinn. Wenn ich ihn richtig verstanden habe: „abstrakte" Menschen haben einen stumpfen Geruchsinn. Das würde in meinem Fall stimmen. Geruchsinn u. Vitalität eines Menschen – auch daran ist etwas. Und später dann, wohl im Zusammenhang damit: wir erleben die Welt viel zu sehr durchs Auge (Gefahr der Veräußerlichung). Blinde sind mehr gottergeben. In den Tauben ist mehr Trotz u. Auflehnung (Beethoven!) –

Übersetzung der 4. Ecloge des Vergil von Th. Haecker – kommt ins nächste Brennerheft.

Freitag, 6. August.

Verregneter Morgen, aus dem ein verregneter Tag wird. Morgens Briefe: an die Lamel u. an Hauer. Nachmittags mit Herrn F. in die Stadt. In einer Buchhandlung entdeckte ich eine Apologie des Katholizismus vom Kardinal Newman, übersetzt von R. Kassner, die ich gleich im Café Max, wo ich auf den Herrn F. wartete, zu lesen begann. Nach dem Abendessen Besuch: Die Frau Professor Gegenbauer, eine durch „literarische" Betätigung u. Uraniavorträge potenzierte Lamel. Mir ihr ein Dr. Haller oder so ähnlich, alter Herr (u. jedenfalls zu ihr passend). Ein ungetrübtes Lustspiel – so beiläufig sagte der Dr. Santer, der später dazu kam. Der Herr F. muß um jeden Preis in der Welt ein philosophisches Buch schreiben. Mich agnoszierte die Frau Professor Gegenbauer sofort als Brennermitarbeiter. Ich hätte es doch so machen sollen wie der Dr. S., der sich verleugnete. Mit diesem saßen wir, als die zwei gebildeten Menschen endlich gegangen waren, noch bis Mitternacht beisammen. Gegen diesen „gebildeten" Menschenschlag unsrer Zeit ist geistig nichts auszurichten (weil er jeglicher Besinnung auf sich selbst total unfähig scheint). Man kann nur hoffen, daß er bald aussterben werde.

Samstag, 7. August.

Morgens Brief an L. – noch immer ist keine Nachricht von ihr da. Dann Karten nach Wels. Vor dem Mittagessen von der Kettenbrücke aus zur Weiherburg. Einmal Jagdschloß Maximilians, das merkwürdig gut in die grüne Landschaft ringsherum hineinpaßt. Das Geheimnis alter Bauten: wo war, als sie aufgeführt wurden, der Baum- u. Strauchwuchs von heute, in den sie nun so organisch hineinverwachsen scheinen? Diese alten Baumeister müssen nicht nur mit dem Gelände, in das hinein sie ihre Bauten stellten, sondern auch mit den Pflanzenwuchsmöglichkeiten dieser Gelände in einem geheimnisvollen Kontakt gestanden sein. Auf dem „Schillerweg" – die Deutschen wollen ihre Dichter geehrt wissen – wieder zurück nach Mühlau. Beim kleinsten Stück Weges bergab spüren meine Beine ihr vorgestriges Erlebnis beim Abstieg durch die Mühlauer Klamm.

Herr F. betont gern, daß es Aufgabe des Menschen sei, seine Grenzen zu erkennen u. sie zu respektieren. Ein Gedanke, der ja tiefst bestimmend für die ganze Philosophie Kants ist. Für die Entwicklung des europäischen Geisteslebens überhaupt u. vor allem auch für die geistige Haltung eines Menschen (im Sinn des Glaubens) angesichts des Lebens u. Wortes Christi. Und der asiatische Mensch? Vermag der jemals wirklich seine Grenzen zu erkennen? Dallagos Verhältnis zu Christus. Solange der Mensch die Grenzlinie zwischen dem Menschlichen u. dem Göttlichen verwischt, versperrt er sich den Weg zum Glauben.

In der Zeitung lese ich, daß demnächst eine Brochüre von Paul Kammerer erscheinen werde mit dem Titel „Das biologische Zeitalter". Ja, das biologische Zeitalter ist angebrochen, nachdem sich die Logik dieses Lebens – aus der unsere moderne Wissenschaft sich ergab samt der Biologie – selber gründlichst ad absurdum geführt hatte. Sie war eben gar keine Logik des Lebens, sondern die des Todes u. der europäische Mensch, der dieses Leben lebte, wußte dies nur nicht. Geistloser Optimismus, der seine Lebenshoffnung auf die Fortschritte der Wissenschaft setzt, dieser dem Herrgott ins Handwerk pfuschen wollenden Wissenschaft (sie wird eines Tages, eben im letzten Augenblick, den der Mensch noch haben wird zu leben u. zu atmen, aber es wird zu spät sein, sie wird auch noch den Tod abschaffen zu können vermeinen).

Heute nachts erwachte ich aus einem Traum, dessen Inhalt selber mir bis auf das letzte Moment total entschwunden ist, mit dem Gedanken: Wie eine leere, schäbig gewordene Geldbörse (Portemonnaie), die man wegwirft. Dieser Gedanke enthält den Sinn des Traums, wenn ich mich halbwegs verstehe auf das Wesen der Träume.

Ist es möglich, daß es Menschen gibt, die Zeit eines langen Lebens hindurch niemals zur Wahrnehmung ihrer selbst kommen? Ich halte das nicht für möglich. So vielen man auch im Leben u. in der Gesellschaft (dort vor allem, in diesem Scheinleben, dieser systematisch betriebenen Aushöhlung u. Entkernung des Lebens) begegnen mag, die ganz darnach ausschauen, als ob sie niemals einen Augenblick des Sichselbstwahrnehmens erlebt hätten.

Es ist geistlos, das Wort zu schelten, weil es – wie affektiert empfindelnde Dämchen sagen u. vielleicht auch hie u. da ein sprachohnmächtiger „Dichter", der also gar keiner ist – weil es „zu derb sei für die feinsten Schwingungen der Seele". Diese Seelenschwingungen aber muß man schelten, daß sie dem Wort aus dem Weg gehen. Was an ihnen ist, weiß man ja doch erst ganz, wenn man sie gezwungen hat, den Weg des Wortes zu gehen, der der Weg des Geistes ist. Vom Wort kommt das Licht, das aufhellend fällt in die Seele des Menschen, in die Dämmerungen zur Dunkelheit hin, in denen sie sich so gerne versteckt u. unkenntlich macht. Jene „Schwingungen" sind wahrlich lichtscheu u. wortscheu u. haben wohl auch Ursache, jedoch niemals das Recht, es zu sein. (Nahm ich die L. nicht viel zu ernst, indem ich diesen Gedanken dachte? Aber – man kann einen Menschen nie ernst genug nehmen, religiös gesehen).

Gewisser Erscheinungen des menschlichen Lebens – überall dort, wo es zur „Psychologie" herausfordert – anders als mit Ironie sich entledigen wollen, das darf man vielleicht nur mit der unmittelbaren Berufung von Gott hiezu. Nichts ist schrecklicher, u. zuletzt lächerlicher, als gottloses Pathos.

Der „Gebildete" wird vom „Kulturellen" ironisch genommen. (Ironie gehört wesentlich zur Kultur). Der „Kulturelle" aber hat meistens wohl kaum eine Ahnung von der Möglichkeit eines Standpunktes u. einer geistigen Haltung, die ihn selber, in jedem Augenblick, in dem das schwere Geschütz des religiösen Pathos deplaciert erscheint, ironisch zu nehmen sich genötigt sieht.

Es gibt ein Verstummen im Bewußtsein der „Sünde". Aber gerade dieses Bewußtsein soll dem Menschen den Mund auftun, das Band der Zunge lösen.

Dankt die Vorsehung ab? Dieses Wort kann einer tieferen Erschütterung eines verzweifelten Gemüts entsprungen sein. Aber auch dem oberflächlichen Optimismus eines leichtfertigen, mit der Welt u. dem Leben leicht fertigen Schwätzers (in unserer Zeit darf er sich sogar einen Philosophen heißen), der von der Verzweifeltheit des geistigen Zustandes in ihm selber keine Ahnung hat (weil seine geschwätzige Oberfläche durch nichts zu erschüttern zu sein scheint). Und dann aber ist dieses Wort lächerlich. Eine alte, den ärmsten Kreisen angehörende Frau verliert durch den Tod ihre Tochter, an der wohl ihr ganzes Leben

u. ihre ganze Liebe hing, u. in ihrem verzweifelten Schmerz schließt sie ihre kleine Nichte in die Arme u. bricht in die furchtbaren Worte aus: Mitzerl, nun hat uns Gott auch nicht mehr gern. (Das hab ich selber erlebt u. mit angesehen u. gehört vor Jahren in Waldegg u. das Fürchterliche dieses Wortes werde ich niemals vergessen). Nun hat Gott uns auch nicht mehr gern: nein, so etwas kommt niemals in den Mund eines leichtfertigen Schwätzers.

Ist Gott denen, die sich der Verzweifeltheit ihres geistigen Zustandes bewußt sind, näher? Vielleicht geht Gott, in manchen Fällen, diesen Weg zum Menschen, daß er ihm in der Erschütterung seines Gemüts, sei es wodurch immer, diese Verzweifeltheit zum Bewußtsein bringt.

Die Apologie des Katholizismus zuende gelesen. In Innsbruck, im Verlag, später im Kaffeehaus, wo wir in ein Gespräch über das Problem der Kirche gerieten. Nach dem Abendessen Maler Trubl u. Frau. Kriegserinnerungen. Wieder komme ich spät ins Bett.

Sonntag, 8. August.

Nach dem Frühstück las Herr F. nocheinmal die Glossen durch, sie finden immer mehr seine Zustimmung. Er meint, sie werden Aufsehen erregen. Nun, wir werden sehen. In der Summa entdeckte ich die Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium von Wilhelm v. Humboldt. Darüber verging der Vormittag. Es ist klar: am Problem der Sprache wird, wie ich zu Herrn F. sagte, die Unzulänglichkeit – u. darum auch Unhaltbarkeit – des modernen Evolutionsgedanken am deutlichsten offenbar (am Problem der Sprache, aber auch an dem des Menschen – jedoch beides ist ein- u. dasselbe; wenn ich ein Verdienst habe, so liegt es darin, daß ich dies deutlich eingesehen habe). Nachmittags wollten wir von der Hungerburg aus irgendwohin gegen Westen wandern. Der Andrang zur Zahnradbahn jedoch schreckte uns ab. Wir fuhren nach Ambras hinaus – unvermeidlicher Zusammenstoß mit der Gegenbauer u. ihrem alten Doktor, der jedoch schmerzlos erledigt ward – u. gingen zum Schloß hinauf. Von dem wunderbaren Park bekam ich leider nicht viel zu sehen. Gezwungen, zum Dorf Aldrans weiter hinauf zu gehen. Schöne Wanderung auf

der Höhe oben, stets die Kalkalpen u. das Inntal unten vor Augen. Dorf Ampaß mit seinen zwei Kirchen – wunderbar malerisch ins waldige Gelände eingefügt. Gotische Wegsäule. Nach Hall hinunter u. hinein. Durch enge winkelige Gäßchen bergauf u. bergab, an Häusern mit breiten Giebeln u. Erkern vorbei: man ist mitten drinnen in einem Stück alter Zeit. Hungrig u. müde ins Gasthaus; in dasselbe, wo auch Trakl schon gesessen ist u. Theodor Haecker. Gastzimmer im ersten Stock. Roter Tiroler Wein u. Käse. Im Lauf unsres Gesprächs teilte ich dem Herrn F. eine der merkwürdigen, wirklich des Merkens würdigen Äußerungen Hauers mit: das Petroleumlicht ist das letzte lebendige Licht, hat er einmal gesagt (es war während des Krieges in Purkersdorf, damals, als wir nicht gerade im besten Frieden auseinandergegangen waren: ich vertrug ihn an dem Tag nicht gut u. reizte ihn dann). Herr F. fand diesen Ausspruch vortrefflich. Später sagte er, ein Mensch, der eine solche Beobachtung machen könne, müsse doch eine Beziehung zu Karl Kraus haben, u. da dies beim Hauer nicht der Fall sei, so wäre dies dann doch ein Zeichen, daß irgend etwas in ihm nicht stimme. Mit der Elektrischen fuhren wir nach Mühlau zurück. Nach dem Abendessen sprachen wir wieder über die Kirche, nicht über ihre Idee, sondern wie sie wirklich ist u. wie ihr u. ihrer Diener Wirken wahrnehmbar ist im Getriebe dieser Welt: angesichts dessen man freilich an der Idee der Kirche fast verzweifeln könnte. Wenn die Kirche wirklich eine in den Realitäten des geistigen Lebens wurzelnde u. von dorther ihr Daseinsrecht schöpfende Institution ist, wo wird sie dann als das wahrnehmbar? In ihren Gotteshäusern, die längst zu politischen Agitationslokalen entwürdigt wurden? In den klerikalen Zeitungen, die sich ganz in den Dienst der monarchistischen Reaktion zum Zweck der Erhaltung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gestellt haben? Im Beichtstuhl, wo Alkoholiker Abstinenzdispens für christlichsoziale Wählerversammlungen erhalten können?

Montag, 9. August.

Endlich ein Brief von L. Vormittags daheim. Dem Schach geschrieben: bis jetzt habe ich noch immer nicht die Gehaltsgebühren für den August erhalten. Nicht daß ich sie momentan brauchte. Versucht, einiges zu lesen – ohne eindringende Erfassungskraft. Newman, Der Glaube an die heilige Trinität (im Manuskript, soweit Haecker mit seiner Übersetzung gekommen ist, als er bei

Herrn F. zu Besuch war). In der Summa von Pater Tyrrell Christus u. das Christentum: wann trifft im Geist, in dem diese ganze Abhandlung geschrieben ist, jemals ein Gedanke den „Einzelnen"? Scheler, Apologetik der Reue – bemerkenswert. Nachmittags Fahrt ins Stubaital. Mannigfaltige Bilder von der Bahn aus. Fast das ganze Gelände mit seinen tiefeingeschnittenen, schluchtenartigen Tälern aus Schottergeröll aufgebaut – Zeugen einstiger Gletschertätigkeit. In Telfes – höchster Punkt der Bahnlinie, 1002 m – stiegen wir aus u. sahen uns um. Die Waldrast in großer Nähe gerade gegenüber. Der Habicht durch einen vorliegenden Berg fast versteckt. Die Gletscherfelder der Stubaier Alpen – in der Sonne leuchtend. Rechts die drei Kalkkegel, in ihrem Aufbau an die Dolomiten erinnernd. Die andere Seite des Patscher Kofels mit dem Dorf Patsch (wo die „Tante Zenzi" wohnt). Gleich mit dem in Fulpmes umkehrenden Zug fuhren wir zurück bis Rait. Rast auf einer Höhe, gerade Igls gegenüber. Durch die Dörfer Mutters u. Natters gemächlich zum Berg Isel hinunter, an der linken Seite der schönen Sillschlucht. Beim Abendessen tranken wir ein Glas Wein.

Dienstag, 10. August.

Das Wort ist etwas Göttliches, die Sprache etwas Menschliches. Darum spricht man wohl, mit tieferem Rechte, vom „Wort Gottes", aber von der Sprache Gottes zu reden geht nicht mit demselben Recht an (obwohl doch Gott zum Menschen spricht: in der „Stimme" des Gewissens z. B.). Die Sprache des Menschen ist ohne das Wort, in der Göttlichkeit seines Ursprungs, nicht möglich; wie Max Scheler sagt: der Mensch spricht, weil er das Wort hat. Und das Wort hat er von Gott. Die Sprache ist die Vermenschlichung des Wortes in seiner Göttlichkeit. Gott spricht zum Menschen in der Stimme des Gewissens. Und er sprach zu ihm in seiner Vermenschlichung u. Menschwerdung in Christus. Dadurch erst wurde dem Menschen Gott in der Stimme des Gewissens ganz hörbar. In der Vermenschlichung des ewigen Wortes in Christus wurde die Stimme Gottes vermenschlicht. Aus Christus sprach das Wort, in der Göttlichkeit seines Ursprungs, unmittelbar zum Menschen, vermenschlicht, Mensch u. Fleisch geworden, in menschlicher Sprache.

Wenn ein Mensch in einem tieferen inneren Mißbrauch der Gabe des Den-

kens – u. durch diesen Mißbrauch – zum Denker wurde; so darf er sich wohl mit Recht, in der Besinnung auf sich selbst u. auf Gott u. auf das Gegründetsein seiner Existenz in Gott, fragen: will mich denn Gott als Denker? Wie will der Mensch den Mißbrauch des Denkens, in welchem er zum Denker wurde, abschaffen, wenn er sich niemals diese Frage stellt?

Verlebe ich nicht hier in Tirol, hier in Mühlau, hier in diesem Hause, die schönsten Tage meines Lebens seit meiner Kindheit? Oder macht mich der Eindruck einer schönen Gegenwart undankbar gegenüber der Vergangenheit? Eines ist gewiß: meine Dankbarkeit u. Verehrung für den Menschen, dessen Gastfreundschaft ich hier genieße, käme um ihren eigentlichen Sinn, wenn sie nicht zugleich auch die Dankbarkeit dem Himmel – der geistigen Ordnung des Seins u. Geschehens – gegenüber in sich begriffe, dessen Fügung mich hieher in dieses Haus geführt hat. Und wenn das nun der letzte Sonnenstrahl im trüben Nebeltag meines äußeren Lebens sein sollte (wie ich mich in einem Brief an L. ausdrückte): gäbe mir der Himmel nur auch die Kraft, das Licht dieses Sonnenstrahls korrigierend in meinen Blick auf die Vergangenheit meines Lebens hineinleuchten zu lassen. Müssen wir nicht gerade in diesem Lichte die Lebenswerte dieser Vergangenheit (die mich der Geist der Verneinung in mir nie so recht sehen ließ) sichtbar werden? Bei all dem Verbitternden u. Niederdrückenden meines „Erlebnisses am Menschen“: hat mich nicht seit jeher viel mehr Liebe u. Güte umgeben, als ich es bei der tieferen Verschlossenheit meines Gemüts je verdient habe? Und hier liegt gewiß auch die eine große Schuld meiner Existenz: daß all diese Liebe u. Güte nicht imstande war, mich ganz u. restlos herauszureißen aus dieser Verschlossenheit. Und wo ist die Vergebung unsrer Schuld? In uns selber – wahrlich nicht in ethischer Vermessenheit sage ich das; habe ich doch die Bitte im Vaterunser vor Augen – in uns selber u. in Gott. Alle Liebe u. Güte, die man je erfahren mag im Leben, mag sie noch so menschlich beschränkt u. bedingt sein, wenn sie nur wirklich Liebe u. Güte ist (was nur Gott weiß) innerhalb menschlicher Beschränktheit, deren Unzulänglichkeit an der Liebe Christi offenbar wird u. an seinem Wort, das es von sich wies, als ihn einer „guter Meister“ nannte – alle Liebe u. Güte ist von Gott.

Nachts ein kleines Gewitter, die Berge blieben dann den ganzen Tag wolkenumzogen. Schelers Aufsatz über die Reue zuende gelesen. Er ist wirklich sehr bedeutend u. tief, das Beste wohl, was mir bis jetzt von Scheler untergekommen. Briefe: an L. u. an die Mizera. Nachmittags wagte ich mich, trotz der gewitterdrohenden Umwölkung des Himmels, nach Ambras hinaus. Hie u. da stiehlt sich ein einzelner Sonnenstrahl durchs Gewölk u. lichtet einen Streifen oder einzelnen Fleck an den Abhängen der Kalkalpen wunderbar genug auf. Hinauf zum Schloß u. hinein in den Park, der mir so weitläufig scheint, daß man wohl Stunden brauchen mag, ihn ganz auszugehen u. keine seiner Schönheiten zu übersehen. Ich geriet ins schluchtartige Gehänge unterhalb des Schlosses – Wildbach u. Wasserfälle, schöne Steige u. Stiegen, für den ersten Anblick ziemlich wirr durcheinander, daß einem die Orientierung schwer fällt, aber auch die Wahl des Weges. Ich ging weiter hinunter u. fand jenen Ausweg aus dem Park, an dessen Vorhandensein wir am Sonntag gezweifelt hatten, weshalb wir bis zum Dorf Aldrans hinaufgekommen waren. Der Ausweg führte ins Dorf Ambras. Das hier notiere ich mir in einem Bauerngasthaus mit behäbig sich ausbreitender Giebelfassade: in weißer Wand die buntummalten Fenster mit grünen Jalousien in drei Reihen übereinander.

Mittwoch, 11. August.

Die Wolkenverhangenheit des gestrigen Tages war das Vorspiel des heutigen Regenwetters, das sich vorläufig trostlos genug ansieht.

Sein Wissen um Gott hat der Mensch nicht „von außen" – durch irgend eine „objektive" Erfahrung eines Moments im Geschehensablauf der äußeren Welt –, sondern „von innen her", insofern es nämlich das spezifisch menschliche Bewußtsein an u. für sich konstituiert (was die „Atheisten" nicht begreifen wollen, die es nicht wahr haben, daß auch in ihrem Atheismus dieses Wissen um Gott ist). So genommen ist es etwas „Subjektives". Den Menschen jedoch drängt es, dieses subjektive Wissen erkenntnismäßig zu objektivieren, zu rationalisieren u. damit wohl kommt die Unsicherheit in es hinein. Der Mensch hört auf, sich selbst in seinem Wissen um Gott zu verstehen. (Was fang ich mit dem Wissen um Gott an, wie ich es vor-

finde in meinem Bewußtsein als die vorgeprägte Form einer Deutung des Lebens u. Seins? – in dieser Frage etwa könnte man das geistige Problem der menschlichen Existenz formulieren. Christus hat auf sie die Antwort gegeben – Gott selbst in Christus, in dessen irdischem Leben er Mensch geworden ist zu unsrer Erlösung. Und von nun an bis ans Ende der Tage wird das geistige Problem in der Frage des Menschen sein: Was fange ich mit Christus an? Die Frage ist entscheidend u. muß als die endgültige Entscheidung des Menschen begriffen werden.)

Innen verwirrter Tag – wie denn auch anders nach diesem Morgen! Und so werde ich zum Betrüger an den Menschen – – – – Ich wollte Herrn F. gegenüber von meiner nun schon nah bevorstehenden Abreise sprechen, aber ich kann den Mund nicht auftun. Es ist mir schwer zumute bei dem Gedanken, aus dieser Welt, die mich hier umgibt, wieder herauszutreten. Den Vormittag verbrachte ich im Arbeitszimmer – Herr F. war in Innsbruck –, unfähig zu lesen u. darum in den Büchern seiner Bibliothek herumblätternd. Beim Frühstück waren heute wieder die Dopsch da, die gestern von einer mehrtägigen Tour in die Ötztaler Alpen zurückgekommen waren. Es ist ein Brief von der Mizera gekommen. Jetzt sitze ich wieder in der Loggia. Die Sonne kommt ein wenig hervor. Gedichte von Georg Trakl. Der Dichter u. die Sprache!! Kann einer, der nicht im Geheimnis der Sprache lebt, ein Dichter sein? In der Tiefe der Sprache gibt es ein Bereich, wo das Wort u. sein Sinn nur als Möglichkeit, nicht als sprachliche u. gedankliche Wirklichkeit existiert, u. gerade aus dieser Tiefe schöpft der Dichter. Aus ihr lebt er geistig heraus u. in die Sphäre der sprachlichen u. gedanklichen Wirklichkeiten hinein.

Beethovens Gehörleiden: Otosklerose auf luetischer Basis. In solchen Entdeckungen, mögen sie schließlich auch unantastbar sein in wissenschaftlicher Hinsicht, spürt man den Eifer u. das Bedürfnis, sich das Genie erträglich zu machen. Schopenhauer, Nietzsche, Goethe sogar auch: die Lues muß herhalten. Und merkwürdig, wie der Hauer begeistert war, als er vom Fritz Lampl hörte, Goethe sei ein Luetiker gewesen. Jedes Genie hat die Lues, war seine augenblickliche Überzeugung.

Wie verfalle ich auf das: heute schickte ich der Fr. R. eine Karte. Ins Café Max, wo ich Herrn F. erwartete. Der Hermann Swoboda schreibt wieder für die Ö.R. – „Feuilletons“ (auch das ist ein „Ende der Philosophie“, angemessen dem Geist u. Sinn unserer Zeit). So sieht ein Freund Otto Weiningers jetzt aus, jetzt nach dem Krieg! Unbegreiflich, daß das einmal um Weininger herum war u. seine geistige Nähe aushielt. Röck, ein Freund F.'s, von dem oft genug die Rede war. Er begann mit einem Gespräch über das Rauchen u. verlor sich in eine philosophische Erörterung religiöser Fragen, mit der ich kaum etwas anzufangen wußte. Sich in Philosophie zu verlieren scheint tatsächlich seine heimliche Gefahr zu sein. Röcks Gebärde: das war ich einmal. Gern fühle ich mich nicht an das erinnert. Zum Tee nach dem Abendessen Besuch des Dr. Bargehr. Wirklich ein merkwürdiger Mensch mit seinem tiefen Drang, aus der Schablone unsres europäischen Lebens herauszuspringen. Der Prof. Lechleitner, den ich sehr gern ein zweitesmal noch gesehen habe. Er ist, seiner Physiognomie, seiner Haltung, seiner Rede nach, wie aus hartem Holz geschnitzt. Und dann noch Prof. Haas. Was für eine Bewandtnis es mit ihm hat, weiß ich nicht. Für das Echte im Stil von Kunst u. Leben aber scheint er tatsächlich unmittelbares Verständnis zu haben. Den Tee tranken wir im Arbeitszimmer.

Donnerstag, 12. August.

Den Persönlichkeitseindruck, den ich vom Prof. Lechleitner empfing – dieses Schwerbewegliche in Gebärde u. Rede –, habe ich lebhaft vor Augen. Auf einmal fährt es mir durch den Kopf, ihn dem gegenüberzuhalten, was ich an der tanzenden Elfride Auer erlebt habe. Das ist noch nicht zuende gedacht.

Vormittags in Innsbruck auf die Spuren der Geschichte im Straßenbild der Stadt besser als sonst geachtet. In der Hofkirche: Grabmal Maximilians in der „Allee“ der Bronzegußstatuen – ich vermochte vom Ganzen keinen einheitlichen u. im Einzelnen keinen befriedigenden Eindruck zu gewinnen. Man ist wie in der Rüstkammer einer alten Ritterburg. Vor dem Bronzeguß überhaupt versagt mein bißchen Kunstverstand total: ich vermag das Verhältnis von Material u. Form nicht herauszufinden. Gehört zum Bronzegießer eine nicht am Material sich orientierende u. so gebundene Formphantasie? Ich weiß es nicht.

Für L. wollte ich die von Röck besorgte Ausgabe der Dichtungen Georg Trakls mitnehmen, bekam sie aber in keiner Buchhandlung (empfand ich in meinen Gefühlen stark als „Strich durch die Rechnung" – was soll ich nun L. aus Innsbruck mitbringen? Bleibt nur das Buch von Dallago u. das ist nicht gebunden). Schach hat mir die Augustbezüge geschickt – 890 K.
Nachmittags über die Weiherburg, Schloß Büchsenhausen (Kanzler Biener), St. Nikolaus ins Kaffeehaus. Der Ramler hat mir geschrieben. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen: Der Friseur Eigner ist wirklich gestorben. (Die „Unbegreiflichkeit des Todes" ist etwas, das mich in einem gegebenen konkreten Fall immer stark trifft).

Freitag, 13. August.

Jour fatidique?
Reichspost vom 12. August 1920, unter „Kirchliches": Gottesdienst für Esperantisten, mit Meßgesang u. Schlußgebet in der internationalen Hilfssprache, in der Kapelle des katholischen Gesellenvereins, 6. Bezirk, Gumpendorferstraße 39, um 9 Uhr am dritten Sonntag jedes Monats. Esperantofreunde willkommen. Der Gottesdienst am 15. d. fällt mit dem Beginn des 6. internationalen Kongresses katholischer Esperantisten in Haag zusammen.
Wie lange muß man noch warten, um den Film im Gottesdienst arbeiten zu sehen? Nicht mehr lange, sagte Herr F.

Brief von Hauer. Er freut sich über das Interesse Dr. Fickers an ihm. Ludwig Ficker soll ich in den Druck der Fragmente am besten gar nichts dreinreden, meint er. Trotz dem schönen Wetter saß ich den ganzen Tag daheim u. las in älteren Jahrgängen der Fackel. Spät am Nachmittag erst ins Kaffeehaus – in das ich nicht ungern gehe: eine letzte Regung des „Kaffeehausmenschen" in mir? Prof. Lechleitner sprach mit mir über den Brenneraufsatz Kultur u. Christentum. Der Gedanke, daß innerhalb des Christentums die künstlerische Existenzeinstellung letzten Endes keine geistige Seinsberechtigung habe, geht ihm, in dem ein ehrliches künstlerisches Wollen u. Suchen neben einer doch irgendwie christlich anmutenden demütigen Unterwerfung des ganzen Menschen besteht, nicht recht ein. Ich machte ihn auf meine eigene Bedenklichkeit

gegenüber dieser meiner, mir vielleicht nur durch existentielle Beschränktheit unvermeidlich abgerungenen Entscheidung dieser Frage aufmerksam. Hier stehe ich an einem Punkt, wo mein Denken, beim besten Willen u. aller Bedenklichkeitsbereitschaft, absolut nicht anders kann, aber vielleicht nur deshalb nicht anders kann, weil ich eben wesentlich kein Künstler bin. Lechleitners Art aber, an solche Fragen, vor die er sich vor allem durch den Brenner gestellt sieht, heranzutreten, ist wahrlich verehrungswürdig. Brief von L.

Samstag, 14. August.

Im Satz „Du bist" – einer der geistigen Fundamentaltatsachen der Sprache u. des Worts – sind Wort u. Gedanke absolut eins. Dieser Satz ist ein unmittelbares „Ansprechen" (auch als bloßer, sinnlich unausgeprochener Gedanke). In ihm ist die ganze innere Lebendigkeit des Wortes, die die Lebendigkeit des Geistes ist. Er setzt, um als Satz u. Gedanke im Geist des Menschen überhaupt dazusein, das anzusprechende Wesen – das „Du", die „angesprochene Person" – voraus u. zugleich aber auch jene innere Beziehung zu diesem, die im Sprechenden selbst das „Ansprechen" möglich macht u. in der das Leben des Geistes in seiner Realität ist. Im Satz „Ich bin" – wie der andere auch Fundamentaltatsache des Wortes – können Wort u. Gedanke auseinandertreten: er muß nicht den Sinn des Ansprechens haben, er kann sich mit dem Sinn des Sichaussprechens (des „Ichs" in seiner Icheinsamkeit) begnügen. Ist er aber bloßer Gedanke (des Ichs in seiner Einsamkeit) u. nicht auch Wort (wodurch das Sein des Ichs, das er ausspricht, die Beziehung zum Du in sich begriffe), so hängt er gleichsam in einem luftleeren Raum, in dem ihm der Atem seines Sinns u. Lebens ausgeht. Der Satz „Ich bin" begreift unmittelbar die „konkrete" Existenz des Menschen in sich (in ihrer Geistigkeit, wie sie in einem andern Satz, in einer Seinsbehauptung in der „dritten Person" gar niemals zu begreifen ist); der Satz „Du bist" in seinem letzten u. tiefsten Sinn das Sein Gottes (in seiner Realität). Das muß man im Auge behalten, um die Richtigkeit der Behauptung einzusehen, daß der Mensch das Sein Gottes nicht anders als im Wort u. durch das Wort erfassen könne.

Beim Frühstück schlug Herr F. eine Wanderung in die Mühlauer Klamm vor. Es kam nicht dazu. Ich entdeckte nämlich im Jean Paul (Briefe u. voraussicht-

licher Lebenslauf) eine tief bedeutsame Stelle (eine der prophetischen Ahnungen des Sinns unsrer Zeit, wunderbar genug) u. die muß jetzt gleich ins nächste Brennerheft (an die Stelle des kleinen Gedichts von Santer, das bestimmt war, eine peinliche Raumlücke des Hefts zu füllen). Herr F. ging in die Druckerei u. ich schrieb indessen einen Brief an L. Nach dem Mittagessen ließ ich es mir nicht nehmen, die Abschrift der Jean Paul-Stelle für den Setzer zu machen. Wann endlich denk ich denn ernstlich an die Rückfahrt??
Röck kam ins Kaffeehaus u. fing sehr zu disputieren an. Er hatte seinen derzeitigen Leibphilosophen mit, ein dickes Buch von Hugo Münsterberg. Ich möchte es nicht lesen. Da steht drinnen, daß der christliche Erlösungsgedanke über sich selbst hinauswachse u. aus einer religiösen in eine philosophische Betrachtung übergehe. Und da soll man einen Philosophen, der so etwas ungeniert u. geistig durch nichts beirrt denkt u. ausspricht, nicht lächerlich finden. Was aber den Röck etwas aufbrachte. Freilich hatte er selber es einmal, in seinem Universitätsstudium, ernsthaft auf die Philosophie abgesehen. Seine Doktorarbeit nahm man nicht an. Und später hat dann einer in Göttingen mit demselben Thema u. ganz ähnlichem Ergebnis sich habilitiert. Das erzählte mir Herr F. Was den Röck betrifft: Das Gespräch, in das er sich mir gegenüber hineingeeifert hatte, war mir unangenehm. Man macht doch nicht im Kaffeehaus die Grenzbestimmung zwischen Philosophie u. Religion aus. Und überdies läßt sich mit einem begeistert philosophierenden, in der Begeisterung des Philosophierens aber auch blinden u. tauben Menschen – dessen Philosophie dazu noch vor allem darin besteht, daß er auf irgend einen Philosophen schwört – nicht gut reden, am allerwenigsten über Fragen, die ohne menschliche Selbstbesinnlichkeit überhaupt nicht verständlich sind. Über der Auseinandersetzung seiner etymologischen Spekulationen wurde der in Philosophie tobende Röck wieder etwas friedlicher gestimmt, aber froh war ich doch, als wir gingen. Nach dem Abendessen zeigte mir Herr F. Arbeiten von Prof. Lechleitner. Zeichnungen in kleinem u. kleinstem Format. Aber merkwürdige Sachen. Alles irgendwie „über die Wirklichkeit hinaus“ gesehen (das glückliche Wort habe ich von Herrn F.), alle zeichnerisch umfaßte Wirklichkeit mit einem geheimen Sinn jenseits ihrer selbst behaftet, hie u. da Spukgestalten wie aus einem Angsttraum heraus, Nachtbildchen aus Bozen, Italien, Mühlau – man muß sich in das alles mit einiger Willigkeit nur hineinsehen. Später sprachen wir wieder über den Brenner u. seine Aufgabe. Wieviele begreifen es, daß

in ihm das letzte, u. aber auch das eigentliche, geistige Problem Europas aufgerollt wird? Das ist die Stellungnahme zu Christus u. zum Christentum. Nichts anderes u. alles andere ist phantastischer Unsinn oder Ausweichen. Die zwei Möglichkeiten dieser Stellungnahme: Die „menschliche" Auffassung Christi ohne die gläubige Perspektive auf seine Göttlichkeit u. die Auffassung des gläubigen Christen, des um den Glauben ringenden Menschen mit eben dieser Perspektive im Bewußtsein der Sünde u. der Erlösungsbedürftigkeit – sie stehen im Brenner unmittelbar nebeneinander. Und das gehört durchaus so, das ist im Sinne der in Kierkegaards Kritik der Gegenwart entwickelten Gedanken. Die Zeitschrift als solche kann doch nicht die Entscheidung treffen (u. soll es nicht): weil es der „Einzelne" ist, der sich zu entscheiden hat. In allem dem verstehen Herr F. u. ich uns sehr gut. Und auch darüber sind wir uns, wahrlich ohne Hochmut u. Anmaßung, klar u. einig, daß der Brenner in tieferem Sinn zur Fackel gehört – als ihre andre Seite, die sie selber sich nicht belichten könnte. (Wohl aber könnte eines Tages vom Brenner aus das Wirken u. die Bedeutung des Kraus entscheidend beleuchtet werden). Herr F. ist sich natürlich bewußt, daß er als Herausgeber des Brenner unersetzlich ist.

Sonntag, 15. August.

Glauben – das ist eine besondere geistige Haltung des Menschen gegenüber einem ihm nicht unmittelbar, sondern durch ein vermittelndes Moment gegebenen Sein (einem Sein, das dem Menschen als „Zeichen" gegeben ist oder von ihm als „Zeichen", im Glauben eben, genommen wird). Was nun ist dieses vermittelnde Moment? Im letzten Grund u. eigentlichen Sinn des Glaubens eine „Aussage" über ein Sein (das Wort als „Zeichen": in seiner sinnlichen Faßbarkeit etwas, das für etwas anderes steht, worin sein „Sinn" liegt; indem wir diesen Sinn erfassen, was als geistiger Akt die Anerkennung dieses Sinns ist, das Wort also „verstehen", erfassen wir es nicht nur sinnlich, sondern geistig). Glaube als Glaube ans Wort, etwas für wahr nehmen auf das Wort hin; u. hierin eben ist Glauben eine ganz bestimmte innere Haltung des Menschen zu dem, der das Wort (auf das hin man glaubt, d. h. etwas für wahr nimmt) ausspricht. Das ist der Sinn des Glaubens an Christus (Christus ist das „Zeichen", das den Glauben fordert). – Der Glaube aber an „Wunder"? (Christus ist als „Person", als Mensch das den Glauben fordernde Zeichen; das „Zeichen Gottes" – eben in der absoluten Glau-

bensforderung seines Lebens u. Wortes; auch das Wunder ist „Zeichen Gottes", aber als unpersönliches, „objektives" Geschehensmoment). Es kommt vor allem der „Augenzeuge" des Wunders u. nur er in Betracht. (Wohl kann man auch ihm „aufs Wort hin" glauben, daß dieses u. jenes „Wunder" geschehen sei; das ist dann aber nicht mehr der unmittelbare Glaube ans Wunder: weil der u. der es sagt, muß es schon so sein – womit natürlich an sich zugestanden ist, daß es Wunder gäbe; andrenfalls eben die Glaubwürdigkeit des Zeugen beeinträchtigt wird). Der Zeuge also eines Geschehens, das er sich nicht „erklären" kann (u. deshalb als Wunder nimmt, je nachdem er glaubt oder nicht, d. h. dieses Geschehen als Zeichen, das für etwas anderes steht oder nicht, nimmt). Glaubt er nicht, so heißt das zunächst, er nimmt prinzipiell eine natürliche Erklärungsmöglichkeit an (sieht man tiefer hinein in die Bedeutung des geistigen Akts des Glaubens, so merkt man freilich sofort, daß die durchaus natürliche Erklärungsmöglichkeit keineswegs das „Wunder" u. den Glauben an es ausschließt, d. h. nicht ausschließt, in dem u. dem Geschehensmoment, so natürlich es sich auch erklären lasse, ein „Zeichen Gottes" zu sehen). Darin, daß einer etwas für seine Person, mit seiner geringen Einsicht in den objektiven Zusammenhang der Dinge, nicht erklären kann, liegt selbstverständlich noch lange nicht die Entscheidung im Glauben u. für ihn. Wenn einer an das „Wunder" glaubt, so gibt er zunächst die absolute Unmöglichkeit einer natürlichen – einer „naturwissenschaftlichen" – Erklärung zu (zugleich aber macht er doch wieder, um eben jenes in Frage gestellte Geschehensmoment wirklich als „Wunder" anzuerkennen, die natürliche Erklärungsmöglichkeit zum Postulat der menschlichen Vernunft). Etwas naturwissenschaftlich prinzipiell als unerklärlich anzuerkennen, ist aber noch immer nicht Glaube, damit steht man noch immer nicht geistig vor dem Wunder. Denn zu diesem gehört es, daß jenes nicht zu erklärende Geschehen (im Bereich sinnlicher Erfahrung) auf eine geistige u. zwar geistig persönliche Macht bezogen wird (eben als „Zeichen Gottes" angesehen wird; oder aber auch als Zeichen des Teufels). Ein Moment der Wirklichkeit, innerhalb des sinnfälligen Geschehens, als Zeichen des persönlichen Waltens einer geistigen Macht genommen – da erst steht man vor dem Wunder, setzt der Glaube ein: das Seinsmoment der sinnfälligen Welt wird als „Zeichen" für ein anderes, nicht sinnfälliges Sein genommen. Hätte der Mensch kein „Wissen um Gott", so könnte er gar nicht darauf verfallen, an Wunder zu glauben.

Heute morgens erhielt Herr F. ein Telegramm von der Fürstin Lichnowsky. Von Karl Kraus auf ihn aufmerksam gemacht, interessiert sie sich, hilfsbereit, für den lungenkranken Gymnasiasten in Innsbruck.
Vormittags daheim, in der Fackel gelesen. Nachmittags über die Weiherburg, Büchsenhausen, Skt. Nikolaus, Hötting weit nach Westen hinaus zum Professor Lechleitner. In den Kalkalpen hing der Nebel Regen ankündigend tief ins Tal herunter. Was für ein Erlebnis hatte ich doch, den Lechleitner in seinem Heim, in seiner Familie zu sehen. Seine Frau gefällt mir außerordentlich gut, kaum weniger als er. Zunächst sahen wir seine Malereien an. Über den „Kunstwert" habe ich ja gar kein Urteil, aber daß dies alles, was ich da zu sehen bekam – viel zu viel auf einmal – unmittelbar aus einem tieferen persönlichen Leben herauswächst, jenseits alles bloßen künstlerischen Dilettantismus (der einem Menschen immer nur an der Oberfläche seines Wesens, wenn auch einen Defekt in dessen Tiefe verratend, anklebt), hierin glaube ich mich denn doch nicht zu irren. F. hätte kaum Ursache, Lechleitner als Menschen besonders zu schätzen, wenn es sich nicht so verhielte. Bei aller Mannigfaltigkeit einige sich immer wiederholende Motive, eines davon die Rast auf der Wanderung. Was auf mich den stärksten Eindruck macht: dieses aus irgend einem Dunkel heraus ins Licht hineinsehen. Ich vermute viel dahinter (der Künstler u. sein „Problem" sind eins im Menschen). Landschaften u. die Gestalten in ihr in tieferer, aber kaum in Worten auszusprechender Bedeutung geschaut. Und alles wie in einem Traum, aus einem Traum, nicht traumhaft verschwommen, sondern in jener Klarheit u. merkwürdigen Bestimmtheit, die eben die Bilder mancher unsrer Träume haben: hierin liegt das Geheimnisvoll-Bedeutungshafte. Während wir noch bei der Jause saßen, kam der Dr. Bargehr, später der „sarkastische" Prof. Haas (den man nur näher kennen muß). Nun waren wir alle eine hübsche Weile mit der Betrachtung der Zeichnungen Lechleitners beschäftigt. Ich wollt', ich hätte eine davon zum Andenken, aber ich mochte dem Lechleitner doch nichts sagen. Während Herr F. ein paar der Hölderlinlieder von Hauer spielte – gut, wie mir schien –, zog mich der Dr. B. in ein Gespräch hinein. Er will augenscheinlich zum Christentum hin, steckt aber zu tief im Buddhismus u. im buddhistischen Mißverständnis des Lebens u. Wortes Christi drinnen. Das Geheimnis des Glaubens ist ihm verschlossen – weil ihm das Geheimnis der Sünde noch nicht offenbar wurde? Später setzten sich die andern herum u. Herr F. griff einigemale ein. Das Gespräch ging

weiter über Christentum u. Buddhismus. Ich versuchte dem Dr. B. die Bedeutung des Persönlichkeitsmoments im geistigen Leben klar zu machen. Sehr bedeutsam, was Herr F. über die Flucht u. den Tod Tolstojs bemerkte. Wieder treffen wir uns in entscheidenden Gedanken. Ich bin schon lange nicht von Menschen mit so herzlichem Abschiede fortgegangen wie von Lechleitner u. seiner Frau. Manchmal ist es mir wirklich, als erlebte ich hier zum erstenmal Menschen, deren Menschlichkeit mühelos sich mir auftut. Es ist so leicht hier, Mensch zu sein.

Montag, 16. August.

Verregneter Morgen, der einen verregneten Tag verheißt. Von den Bergen sieht man überhaupt nichts. Herr F. ist gleich nach dem Frühstück in die Druckerei gegangen u. ich sitze jetzt in seinem Arbeitszimmer, einem mir besonders lieb gewordenen Raum hier im Hause, u. ergebe mich dem Müßiggang. An den gestrigen Nachmittag beim Prof. Lechleitner denk ich mit Freude. Es ist wahrlich eine Wohltat, einen solchen Menschen kennen zu lernen. Im Kaffeehaus Bildhauer Zeiler. Nach allem, was mir Herr F. hinterher von ihm erzählte, bin ich dem aufgesessen, als er anfing, gar nicht üble Bemerkungen über Nervosität wiederzugeben. Lechleitner, Röck, Haas – es ist also eine richtige Kaffeehausgesellschaft beieinander. Nach dem Abendessen Universitätsprofessor Brücke. Solchen Menschen gegenüber verkrieche ich mich am liebsten in meine Volksschullehrerexistenz. Um 10^{h} kamen die Dopsch dazu u. darüber wurde es $^{1}/_{2}12$. Ich habe mich bedeutend gelangweilt. Zurückziehen konnte ich mich aber auch nicht gut. Universitätsprofessoren unter sich. Daß das die Wissenschaft aushält. Freilich hat sie es ja auch gar nicht ausgehalten. Und Herrn F. begreife ich (abgesehen von meiner persönlichen Erfahrung mit dem begutachtenden Philosophen von der Wiener Universität), wenn er so gar nicht gut auf Universitätsprofessoren zu sprechen ist.

Dienstag, 17. August.

„Dienstag" – ich hab es vom Morgen an gespürt. Das war einer jener Tage, die mich von rechts- u. geisteswegen zum Schweiger machen sollten. Zum Schweiger, der den Verschweiger in mir überwindet. Fühle ich nicht immer

wieder die Gnade des Worts u. weiß ich nicht um seine erlösende Macht? Von der mach ich nicht Gebrauch u. jene weise ich zurück. Sage doch kein Mensch, daß sich zu ihm die Gnade nicht herabbeuge aus der geistigen Ordnung der Dinge u. des Geschehens! Denn wir alle sind teilhaftig des Worts u. des Heils in ihm. Zerbrich, Mensch, mit deinem bißchen Sichbehauptenwollen im Leben u. im Getriebe dieser Welt, durch das du zum Verräter am Geist, zum Verräter an der Geistigkeit deiner Existenz wirst u. zum Verleugner des Worts u. seines Heils – – – –

Von der Mizera kam wieder ein Brief. Vormittags mit Herrn F. im Ferdinandeum. Ich seh in einem Museum nichts mehr, buchstäblich nichts. Mittags ließ mich Herr F. die Rektoratsrede des Rektors der hiesigen Universität lesen: Ich hätte so etwas wirklich nicht für möglich gehalten. Ich will mich nicht mehr über den geistigen Tiefstand der Volksschullehrer beklagen. Wenn die Universität solchen Männern das Wort möglich macht, dann ist sie reif, vom Geist des Staatssekretärs Glöckel vollends ruiniert zu werden. Und daran zweifle ich nun nicht mehr, daß es wirklich ein Universitätsprofessor war, der für den Braumüller das Gutachten über die Fragmente schrieb. Nachmittags begleitete ich Herrn F. in den Verlag. Nun interessiert sich auch der Max Scheler für den Brenner u. hat ihn abonniert. Später saßen wir Zeitungen lesend im Kaffeehaus.

Der Prof. Brücke erzählte gestern abends, wie er mit einem Juden über Karl Kraus gesprochen (Brücke selber scheint übrigens auch jüdisches Blut in den Adern zu haben). Der Jude meinte: Auf den Kraus kann auch nur der Arier hineinfallen.

Mittwoch, 18. August.

Gestern erzählte mir Herr F. von Ludwig Wittgenstein. Das ist ein enorm reicher junger Mensch, in Wien u. Niederösterreich begütert (oder vielmehr war es). Gern hielt er sich in Norwegen auf, wo er, mit niemandem im Verkehr als mit den armen Fischern dort, in einer einfachen Holzhütte an irgend einem Fjord lebte. (Ich erinnere mich, daß Hauer durch den Adolf Loos im Café Imperial seine Bekanntschaft gemacht). Im Jahre 1914 übergab er Herrn F. 100.000 K, damals doch kein geringer Betrag, zur Verteilung an bedürftige Schriftsteller. Im Kriege, beim Militär, verrichtete er, was er doch nicht nötig gehabt hätte, die Arbeit des gemeinen Soldaten. Beim Zusammenbruch geriet

er in italienische Kriegsgefangenschaft. Aus dieser zurückgekehrt, gab er sein ganzes Vermögen armen Familien u. bereitet sich jetzt auf die Bürgerschullehrerprüfung vor. Jean Paul hat recht (in den Worten, die er vielleicht nicht für unsre Zeit schrieb, in denen er diese aber ahnte): Der Teufel ist in unsern Tagen los, aber auch der heilige Geist.
Nach dem Frühstück mit Herrn Ficker in die Mühlauer Klamm bis hinauf zum Zusammenfluß der Quellen. Von da zum Rechenhof hinüber durch schöne Fichtenwälder. Dem schönen Ausblick nach Norden war die Beleuchtung der Gegend durch die Vormittagssonne nicht günstig.

Zur Sünde hat der Mensch meist nur ein zeitliches Verhältnis. Und also mißversteht er sie, wird er sich, in seinem Verhältnis zu ihr, ihrer gar nicht bewußt. Denn zwar ist es die Sünde, die den Menschen in die Zeit u. in die Zeitlichkeit hinein verstrickt leben läßt – sie „setzt" die Zeit, in ihr wird die Zeit „gesetzt" –, aber sie selbst ist dabei etwas Außerzeitliches. Um sie hierin, u. also in der Wurzel u. im Kern ihres Wesens, zu erkennen, muß der Mensch ein außerzeitliches Verhältnis zu ihr gewinnen (d. h. sich geistig aktiv, nicht nur seelisch passiv zu ihr verhalten). Ist das nicht ganz genau der Punkt, wo der Glaube des Menschen an die Gnade einzusetzen hat? Was ein zeitliches Verhältnis zur Sünde sei, mag man fragen. Wenn der Mensch die Sünde nur in seinem ihr zeitlich Nahestehen fühlt u. wahrnimmt, wenn sie ihm in dem Maße unfühlbar wird, als er sich zeitlich von ihr entfernt. Im Augenblick des Sterbens wird wohl jeder Mensch die Außerzeitlichkeit der Sünde gewahr.

Brief an die Mizera. (Ist das falsche Verhältnis, in das ich zu ihr geriet, anders als religiös korrigierbar? Nur müßte diese Korrektur auch wirklich eine des Verhältnisses, nicht bloß des „Einzelnen" in ihr sein). Wie mir Herr F. während des Abendessens andeutete, wird aus dem Druck der Fragmente im Herbst doch nichts. Woran mir persönlich ja nichts liegt, im Gegenteil, es wäre mir nur recht, Zeit genug vor mir zu haben, den Umarbeitungsgedanken gründlich durchzudenken. Obwohl ich glaube, daß es nie zu dieser Umarbeitung kommt. Aber auch von der Möglichkeit, daß der Brenner mit dem Abschluß der 6. Folge sein Erscheinen werde einstellen müssen, war die Rede.

Der Verlag kommt bei der Zeitschrift längst nicht mehr auf seine Kosten. Meine Beziehung zur Öffentlichkeit ist also nur von kurzer Dauer: mit dem Eingehen des Brenner verschwinde ich selbstverständlich ganz vom Schauplatz. Herrn F. sehe ich von genau derselben Sorge wie mich niedergedrückt, von der Sorge um die Zukunft in wirtschaftlicher Hinsicht. Auch darüber sprach er heute. Er weiß sich keinen Rat für den Fall, daß er das Brennerunternehmen nicht werde weiterführen können.

Donnerstag, 19. August.

Ist Christus für sein Wissen um Gott am Kreuze gestorben?? Jedenfalls verband ihn dieses Wissen dem Menschen tiefer, als es je eines Menschen Wissen um den Menschen schlechthin tun könnte. Übrigens: was stellt denn zwischen Mensch u. Mensch wirklich eine innere Verbindung her wenn nicht sein Wissen um Gott? (Am allerwenigsten sein wissenschaftliches Wissen um den Menschen). Daß der Mensch sein Wissen um Gott im Wort hat, darauf läuft meine ganze Weisheit u. Philosophie hinaus. (Was hat Sprache mit dem Christentum zu tun, wird mancher fragen. Aber ich meine, daß, wenn die Sprache eine Tatsache des geistigen Lebens im Menschen ist, woran man doch nicht zweifeln kann, von eben dorther hierauf ein aufhellendes Licht fallen muß, von wo die Geistigkeit der menschlichen Existenz überhaupt bis in ihre letzten Gründe hinein beleuchtet wird. Mit dem Christentum hat Sprache ebensoviel zu tun wie Christus mit dem logos; nur darf man diesen eben nicht metaphysisch-spekulierend mißverstehen).

Überall, worin ein Mensch dem andern innerlich – u. „menschlich" – wirklich verbunden ist, sei es in wahrer Liebe, die niemals sich selbst im Auge hat, in ehrlicher Verehrung, in Dankbarkeit oder in was immer, überall darin ist sein Wissen um Gott. Wohl muß sich nicht jeder dessen immer deutlich bewußt sein. Auch ist alles Wissen des Menschen um den Menschen im letzten Grunde Wissen um Gott. Und Christus? Ohne ihn verstünde der Mensch sich selbst nicht in seinem Wissen um Gott. Denn das ist möglich, daß der Gang des Lebens einen Menschen dahinbringt, in seinem Wissen um Gott die größte Sinnlosigkeit seiner Existenz zu sehen.

Wo ist das Wissen um Gott? Doch nirgends anders als im Menschen drinnen als sein Wissen um das Geistige außer ihm (worin er selber seine Geistigkeit hat). Was tut die Kirche? Sie läßt das Wissen um Gott, um die Tatsachen des geistigen Lebens u. Seins ganz „objektiv“ erscheinen, so objektiv, daß es dasteht wie etwas außerhalb des Menschen – im Dogma. Wohl ist das Wissen um Gott auch „objektiv“ außerhalb des Menschen (trotzdem es in ihm drinnen ist), aber nicht im Dogma, in der Todeserstarrtheit dogmatischer Abstraktion, sondern im Wort u. in der geistigen Lebendigkeit des Wortes. Aber eben das Wort ist im Menschen drinnen (als der Grund seines geistigen Lebens), denn der Mensch ist jenes Geschöpf der Natur – das einzige –, das das Wort hat. Und er hat es von Gott u. darum ist im Wort das Wissen um Gott. Stets läuft er jedoch Gefahr, sein Wissen um Gott, den Grund u. Boden also der Geistigkeit seiner Existenz, nicht in der Lebendigkeit des Wortes mehr, sondern ganz „objektiv“ außer sich, in der starren Abstraktheit eines objektiven Gedankens, von dem das Innerste seines Gemüts nichts weiß, zu haben. Umso mehr, je mehr er Denker ist.

In seinem Wissen um Gott, vorausgesetzt, daß er in diesem sich selbst versteht, was nur im Geist des Christentums möglich ist, begreift der Mensch lebendig von innen her (d. h. aus der Quelle alles geistigen Lebens in ihm, dem Wort) den letzten u. eigentlichen Sinn des Satzes „Du bist“, des Wortes Du, aber auch den Sinn des „Ich bin“; denn das Wissen um Gott, als eine Tatsache des geistigen Lebens im Menschen, spielt sich, wie alles geistige Leben überhaupt, zwischen dem Ich u. dem Du ab, zwischen der ersten u. zweiten Person. Worin aber hat es seinen Grund, daß der Mensch immer wieder dazu neigt, dieses Wissen in der Sphäre der „Dritten Person“ mißzuverstehen? In dieser Sphäre wird er zum Denker, macht ihn sein Wissen um Gott zum Theologen.

Macht die Theologie Christus zu Gott? Oder nicht vielmehr eine Besinnung des Menschen auf sich selbst, die innerhalb des theologischen Denkens eigentlich gar nicht möglich ist? Jedoch muß man bedenken, daß für den Menschen die Göttlichkeit Christi ohne den Glauben gar nicht da ist. Und da aber wieder, daß es keinen wahren Glauben gibt ohne die Besinnung des Menschen auf sich selbst. Wohl ist der Glaube blind, im Bezug auf sein Objekt, u. das ist

er notwendig u. wesentlich. Er ist zugleich aber auch sehend u. wahrlich hellsehend in der Hinsicht auf sein Subjekt. Frage man nur einen Menschen, ob u. wie er verstehe, was glauben heißt, u. er verrät Dir in seiner Antwort den Zustand seines geistigen Lebens.

Das Wissen um Gott ist etwas Ursprüngliches im Menschen (u. etwas seinem Bewußtsein Wesentliches; das aber ist das Paradoxe, daß einem das Wissen um Christus, durch das ja der Mensch erst sein Wissen um Gott u. sich selbst versteht, von außen kommt). Gott: Das ist der Kindheits- u. Urgedanke des menschlichen Denkens. Eine „psychologische" Erklärung dieses Gedankens ergründet ihn keineswegs. Sie erklärt höchstens, wenn es gut geht, die verschiedenen Ausdrucksformen seines Mißverständnisses. Denn das ist gewiß: Daß der Mensch den in den Grund seines Bewußtseins gelegten Gedanken Gott, daß er das sein Bewußtsein konstituierende Wissen um Gott fortwährend mißversteht. Und der Atheismus? Er ist meistens wohl sich selber nicht bewußt, daß er dieses Wissen um Gott zur Voraussetzung hat. Auch er ist Wissen um Gott, der Versuch des Menschen, dieses Wissen ad absurdum zu führen. Wie kommt man zum Atheismus? Wenn man mit diesem Wissen nichts Rechtes anzufangen weiß.

Wenn man den Menschen in der Geistigkeit seiner Existenz ins Auge faßt, dann steht man vor einem Geheimnis – einem tieferen Geheimnis, als es die Leiblichkeit seines Lebens der Wissenschaft präsentiert. Wie sollte die menschliche Existenz geistig anders zu verstehen sein als in der Annahme eines Abfalls von Gott? Dunkel mag sich dessen jeder Mensch überhaupt bewußt sein u. in vergangenen Zeiten mag man sich dieses Bewußtsein mythologisch gedeutet haben (oder auch, wie die Chinesen, in der Erinnerung an den „reinen Menschen" der Vorzeit).

Wüßte der Mensch etwas von Gott, wenn er seine Existenz in dieser Welt mit seiner Arbeit absolut identifizieren könnte? (Wie die Frage gestellt ist, schaut sie beinahe nach einem psychoanalytischen Standpunkt aus u. der freilich ist falsch). Der Künstler aber! Nun, der ist eben in einem Selbstbetrug befangen, der innerhalb des Ästhetischen nicht durchschaut werden kann. Der Mensch braucht Gott (Gott aber nicht den Menschen – mögen die Mystiker was im-

mer tiefsinnig ergründen). Der Mensch braucht Gott, um im Leiden daran, daß er seine Existenz in der Welt mit seiner Arbeit nicht identifizieren kann, nicht zu verzweifeln. Und er braucht Gott im seltenen Glücksfall dieser existentiellen Identifizierung, deren Möglichkeit ja nicht bestritten werden kann, auf daß er sich nicht in seiner Arbeit geistig verliere.

Die Miserabilität dieser Welt u. des Lebens in ihr, nein, die Unfähigkeit, mit dieser Miserabilität auf gute Art fertig zu werden, sollte an unsere besten Gefühle nicht herandürfen. Ja kommt denn das an diese überhaupt heran? In meinem Fall sicher. Meine Müdigkeit wächst von außen nach innen hinein.

Ich hatte schon angefangen, mich hier „ganz wie zu Hause" zu fühlen. Nichts aber ist leichter zu erschüttern als dieses Gefühl. Warum? Wohl deshalb eben, weil es ein in einem tieferen Sinne unberechtigtes Gefühl ist. Ich laufe immer Gefahr, mein Verhältnis zu den Menschen u. aber auch ihres zu mir mißzuverstehen.

---

* Erfahrung ist nicht mitteilbar, sagt die Michaline in Hauptmanns Michael Cramer. Setzt nun nicht alle Wissenschaft u. ihre Objektivität die Mitteilbarkeit der Erfahrung voraus? Was ist mit der Erfahrung im Bereich des Geistigen? Die ist wirklich nicht mitteilbar. Und aber auch: gerade sie ist mitteilbar, mitteilbar durch die lebendige Macht des Wortes, von der die Wissenschaft nichts weiß u. nichts wissen will. Mitteilung geistiger Erfahrung kann mehr als der Bericht von ihr sein (insofern eben in der Lebendigkeit des Wortes eine die Erfahrung erzeugende Macht liegt). Das ist ja schon im Bereich des Ästhetischen der Fall, bei der künstlerischen, poetischen Mitteilung. Wieviel mehr aber gilt das vom Religiösen u. dort erst eigentlich.

---

* Christus war nicht Märtyrer seiner Überzeugung, wie etwa Giordano Bruno
* oder Huß oder Savanarolla. Glaube man nur das nicht.

Gelesen von Gerhart Hauptmann Und Pippa tanzt u. Michael Cramer. Mittags Föhn. Nächste Woche also fahre ich weg. Herr Ficker ist sehr niedergedrückt von der Sorge um die Zukunft, beim Abendessen sprachen wir wieder davon. Und ich selber bin mit ihm u. für ihn bedrückt.

Freitag, 20. August.

Trostlos verregneter Tag. Zwar brauchte ich keineswegs den Trost des Sonnenscheins. Nicht einen Schritt tat ich vor die Haustür hinaus. Die Abreise für den 26. festgesetzt – das ist aber auch der letzte Termin. Vom Frühstück bis über die Jause hinaus im Arbeitszimmer. Wir sprachen morgens wieder vom Brenner, von der Möglichkeit seiner Umgestaltung in eine Schriften- u. Bücherreihe – eine Idee des Herrn F., die ich nicht übel finde. Wenn nur auch einmal die finanziellen u. geschäftlichen Schwierigkeiten überwunden wären. Mir flog gestern abends schon der Gedanke durch den Kopf, ob nicht von meinem Bruder Geld zu haben wäre (200 Pfund, das gäbe jetzt 100.000 K), u. heute sprach ich davon. Das ist freilich „Idealismus" von mir, dem Hans einen solchen Idealismus zuzutrauen. Aber mich drückte die Gedrücktheit des Herrn F. nieder – er nimmt mir hoffentlich meine Anteilnahme nicht übel – u. während ich so mit ihm sprach, überkam mich ein hoffnungsmutiges Gefühl. Später blätterte ich die älteren Jahrgänge des Brenner durch, aus der Zeit, in der der Brenner noch jenes „andere Gesicht" hatte, das den Literaten freilich besser zusagte u. dessen Herr F. sich nun beinahe schämt. Die „Umwandlung" hat die Schrift Haeckers über Kierkegaard herbeigeführt. Herr F. ließ mich seinen Briefwechsel mit dem „Dichter" u. Bankdirektor E. K. Hirt (siehe das Innsbrucker Heft der Fackel!) lesen. Eine Auseinandersetzung über einen nichtsnutzigen Journalisten u. Kriegsdichter (siehe Fackel!), aber in ihr hat ein Brief Fickers Platz, der ein Menschlichkeitsdokument sondergleichen ist. Ich schrieb mir eine lange Stelle, eben die bedeutsamste, daraus ab, die ich in meiner Erinnerung nicht missen möchte. Auf mein Gedächtnis kann ich mich ja nicht verlassen. Dieser Brief ließ mich wahrlich die Trostlosigkeit des verregneten Tages vergessen. Gegen Abend schrieb ich dem Schach u. nach Wels u. versuchte einen Brief an L., in dem ich jedoch nicht weiterkam. Beim Abendessen die Frau Prof. Dopsch. Daß die Seine Magnifizenz zum Mann haben muß. Wir sprachen über den Krieg u. das Aussichtslose der Zukunft. Später, als wir

allein waren, sagte ich dem Herrn F. meine Meinung über den Brief der Rosa Luxemburg: daß er eine Dichtung sei (ich hatte dabei seinen Brief, der wahrlich keine Dichtung ist, als Gegenstück im Auge, sagte das aber natürlich nicht). Darüber hinweg kamen wir auf Karl Kraus zu sprechen. Auf die Enge seines geistigen Gesichtskreises, jene innere Enge, die das Bereich des Ästhetischen (u. der Selbstbehauptung des Menschen im Ästhetischen) wohl ganz umfaßt u. auch darüber hinaus noch das Ethische klar u. deutlich wahrnimmt, nicht aber das Christlich-Religiöse. Ich meinte, Kraus sei wie nicht bald ein Mensch geistig gepanzert gegen den Begriff der Sünde. Herr F. stimmte zu. Wie auch sollte er, der jenen Brief geschrieben hat, mich da nicht verstehen. Bevor ich mich zurückzog, ließ er mich noch einen zweiten Brief der Martina Wied lesen. Das ist die Dichterin mit den Trakl-Reminiszenzen. Dichtende Frauenzimmer sind wahrhaftig ein Greuel.

Samstag, 21. August.

Soll die Kirche als geistige Macht im menschlichen Leben anerkannt u. geglaubt werden, so muß sie denn doch auch irgendwie als solche wahrnehmbar sein. Wo aber ist sie es heutzutage? Ihre Spuren als kulturelle Macht – was aber hat Kultur mit dem Christlich-Religiösen zu tun u. dieses mit jener? – sind wohl noch immer zu bemerken, an den Mumien eben dieser Kultur. Das alles ist ja Vergangenheit u. man darf sich auf eine den Sinn der Gegenwart mißverstehende Romantik gar nicht einlassen. Was tut die Kirche übrigens heute? Sie befreundet sich mit den Machenschaften einer kulturlos gewordenen Menschheit. Sie selber schuf ja niemals eine Kultur, sie machte sich nur die Kräfte eines kulturell gerichteten Lebens dienstbar. Vorausgesetzt, daß man ein christliches Gotteshaus überhaupt gelten läßt: man hat kein Gefühl dafür, daß da hinein keine Gaslampen gehören u. kein elektrisches Licht. Heute läßt die Kirche einen esperantistischen Gottesdienst zu, sie macht also ihre Verbeugung vor dem Geist einer Wissenschaft, der dem Geist des Wortes ehrfurchtslos gegenübersteht. Bald wird der Film bei der Messe mithelfen u. die Prediger bedienen sich des Phonographen. Amerika u. England zeigen, wie es zu machen ist. In den heutigen Innsbrucker Nachrichten war es zu lesen: „Der Film in der Kirche. In England hat das Church Pictorial Movement, das sich bestrebt, mit Hilfe des Films das religiöse Gefühl auf dem Lande zu er-

höhen, große Fortschritte gemacht. Der erste, der den Film zu diesem Zwecke
* verwendete, war Pastor Dymock in Bristol. Anfangs ließ er Filme in seiner Sonntagsschule vorführen, u. obgleich er, um die Kosten zu decken, ein Eintrittsgeld erheben mußte, war der Zustrom sehr groß. Dymock meinte, wenn der Film so große Anziehungskraft auf die Jugend ausübte, müsse er auch Erwachsene anziehen, besonders in abgelegenen Gegenden, wo es nicht so viel Gelegenheit zur Zerstreuung gibt … der unternehmende Pastor u. seine Helfer hatten dafür gesorgt, daß die Filme dem beabsichtigten Zweck entsprachen. Langweilige Filme durften nicht vorkommen. Jedes Stück mußte Handlung u. Spannung aufweisen, daneben natürlich auch Tendenz u. Moral. Die Filme mußten sowohl unterhalten wie erziehen. Das Ergebnis war sehr gut. Die Dorfkirchen konnten die Besucher, die oft viele Meilen weit herkamen, nicht fassen, u. der Film zog mehr als die beste Predigt." – Dieser Menschheit, die da zugrundegeht im Triumph ihrer Technik – o daß sie sich dessen endlich doch einmal bewußt würde –, ihr kam jede Beziehung zum lebendigen Wort abhanden. In ihren Gotteshäusern betet sie esperantistisch u. der Film zieht mehr als die beste Predigt. Und ihre Dichter stammeln expressionistisch.

---

* Die kleine Ulla Ficker sagt, wenn sie den ganzen Tag bei den Rauch oben im ersten Stock gesteckt hat: Jetzt geh ich wieder zu Fickers.

Gestern abends noch las ich Hauptmanns Kollege Crampton, eine Jugenderinnerung auffrischend. Die Komödie habe ich nämlich vor vielen Jahren (in der inneren Bedrängtheit meiner Jünglingszeit – war ich aber jemals so ein rechter Jüngling?) im Neustädter Theater gesehen. In jenen Jahren, da das Theater noch einen von mir nicht kritisierten, weder an mir noch am Theater kritisierten Eindruck auf mich machte. Heute vormittags den Brief an L. zuende geschrieben. Verworren genug. Wie nur ist mir eigentlich zumute?
Nachmittags den Röck, der nach einer Blinddarmoperation im Spital liegt, besucht. Wie feig macht mich doch der Gedanke an eine Operation. Man braucht sich nur ein paar Kleinigkeiten zu kaufen, Notizbücher, Zigarettenhülsen, u. man ist mit einem Schlag aus der Idylle sorglos verlebter Tage herausgerissen. Nun ist das 6. Brennerheft expeditionsfertig heraußen. Im Kaffee-

haus, das mir bereits zur Tagesgewohnheit geworden ist: Der „Faun“ (das ist der Bildhauer Zeiler), Dr. Ostheimer, Nervenarzt u. Theaterkritiker, in der Fackel, Innsbrucker Heft, bereits für die Nachwelt präpariert.
Die Möglichkeit einer psychologischen Erklärung des de'ja vu? Mein Blick streift auf einem Firmenschild einen Namen, der mir wegen seiner Absonderlichkeit auffällt. Gleich aber ist der ganze Eindruck von irgend einem dunklen Gedankengang in mir aus dem Bewußtsein gelöscht. Einen Augenblick später lese ich den sonderbaren Namen ein zweitesmal u. nun im ersten Moment buchstäblich mit dem Gefühl „Wo ist Dir nur dieser Name schon untergekommen?“ Im nächsten Augenblick aber ist mir auch bewußt, daß ich ihn eben rasch hintereinander zweimal gelesen habe. Besteht im Psychischen wirklich die Möglichkeit einer derartigen zeitlichen Vergangenheitsdistanzierung eines eben gehabten Eindrucks?

Christus hat zu seinen Jüngern gesagt: Schon seid ihr rein um des Wortes willen, das ich zu euch gesprochen habe. Und wenn es einen reinen Menschen gibt in dieser Welt – es gibt sie –, dann ist er das in Christus. Einem solchen Menschen im Leben nahekommen, das ist Fügung der Gnade in der geistigen Ordnung der Dinge, das ist das Entgegenkommen Gottes, an dem sich der Mensch wieder aufrichten kann in der Versunkenheit u. Verlorenheit seines geistigen Lebens.

Sonntag, 22. August.

Gestern gelesen Hauptmanns Rose Bernd u. abends im Bett noch Bahnwärter Thiel. Heute vormittags den Brief der Anna beantwortet.

Das Leben des Menschen hier in dieser Welt ist – u. hierin liegt seine Geistigkeit – Entsühnung von der Schuld (die also mit seiner Geburt schon gegeben sein muß) oder immer tiefere Verstrickung in sie.
Der Mensch weiß um sein Sterben, aber ungewiß ist ihm der Zeitpunkt seines Todes. Wie nun vertrüge er, ist er sich nur einmal der Gefährdetheit seines geistigen Lebens bewußt geworden, diese Ungewißheit ohne die Gewißheit eines geistigen Gerettetseins, die er in seinem Glauben an Christus hat?

Nach der Jause mit Herrn F. zur Hungerburg hinauf, auf dem Plateau weiter gegen Westen, durch die schönen Wälder auf bequemen Spazierwegen wie * durch einen Park, zu Füßen der Frau Hitt, quer durch den Höttinger Graben (Grammartboden) zum Höttinger Bild (so eine Art kleiner Wallfahrtsort), nach Hötting hinunter in einem großen Bogen, Innsbruck drunten immer vor Augen (das Mädchen, das über die Böschung heruntersprang, ein Stück des Weges vor uns her), durch das malerische Hötting u. längs des Inn zurück. Innsbrucker * welthistorische Sehenswürdigkeiten: General Dankl. Wenn man einen solchen Menschen im Zivil sieht, dann begreift man erst die Macht einer Uniform u. Rangzeichen tragenden Institution über das Persönliche hinaus.

Montag, 23. August.

Herr F. war beim Frühstück sichtlich niedergedrückt über die Nachricht von * der Erkrankung seines Freundes Lechner, des seinerzeitigen Mitinhabers des Verlags. Prof. Dopsch kam sehr leut- u. gesprächselig aus der Loggia u. ich hielt Stand. Sein sonstiger Optimismus hindert ihn nicht, die Aushungerung des gesamten wissenschaftlichen Getriebes u. Betriebes vorauszusehen. Daß da der Wissenschaft ganz recht geschieht, läßt sich ihm freilich nicht gut sagen. Die gemeinsame Plattform: die Ziele des Unterstaatssekretärs Glöckl.

Alle, die ihre Hoffnung auf die Erneuerung des Lebens ins Leben der Generation hinein verlegen, gehen irre, müssen irrewerden am Leben u. zuletzt an sich selbst. Denn das Leben der Generation, es läuft ab nach einem unabänderlichen Gesetz der Natur, das sich an seinem letzten Ende u. in seiner letzten Offenbarung u. Enthüllung als das Gesetz des Todes offenbart u. enthüllt. Sum u. Homo sum: was für ein Unterschied besteht im letzten Sinn dieser zwei Sätze? Oder sind sie identisch? Das könnte zu einer Kardinalfrage der Philosophie erhoben werden.

* Lichtenbergs Korrektur des „Ich denke“ in „Es denkt“: so richtig u. wahr das auch ist, es ist doch der Trug u. Selbstbetrug der Objektivität. Wie ihn durchschauen? Wie die Wahrheit des „Ich denke“ erkennen u. wieder zu Ehren bringen? Das Genie abdanken lassen. Denn gerade für es gilt das „Es denkt“ – trotz Weininger, dessen Philosophie das nicht begriff.

Der Dichter lebt an der innersten – u. eben in ihrer Innerlichkeit wirklichsten – Wirklichkeit des menschlichen Daseins vorbei, weil ihm alle Wirklichkeit immer nur der Anlaß zum Dichten ist. Und der Denker lebt an ihr vorbei, weil ihm die Wirklichkeit Anlaß zum Denken ist. Der Mann der Tat aber? Ihm geht es nicht anders als dem Dichter u. dem Denker. Auch er lebt an dieser Wirklichkeit vorbei, weil ihm eben alle Wirklichkeit immer nur Anlaß zur Tat ist. Versteht man es? Wer nichts ist als Dichter, oder nichts als Denker, oder nichts als Mann der Tat, er verneint im letzten Grunde seiner Einstellung zur Wirklichkeit diese, er verneint das Leben.

Guten Wein soll man nicht in vollen Zügen in die durstige Kehle hineintrinken. Man nimmt ihn in kleinen Schlückchen in den Mund u. zerdrückt jeden Tropfen auf der Zunge – so u. nicht anders weiß man, was man an ihm hat: Jean Paul, aber auch die Bruchstücke Anton Santers.

Die Moral des Denkers: ein Urteil zu haben ist Pflicht.

Viele Denker gehen um die Sprache von außen herum, bedienen sich ihrer u. der Formen, die lebendig aus ihr herausgewachsen sind, u. wissen nichts von ihr, nichts von den stillen u. tiefen Geheimnissen ihres Lebens. Wenige sind es, die in sie hinein gehen u. das Leben ihrer Gedanken von jenem geheimnisvollen Leben der Sprache, ihr vertrauend, tragen lassen: Jean Paul, Nestroy, Karl Kraus. Und nicht auch Anton Santer?

Der Dichter weiß um ein Leben u. lebendiges Sein des Wortes jenseits seines abstrakt u. konventionell gewordenen Sinnes: Hölderlin u. Georg Trakl.

„Einander leiden“ – das stehe als Interimsgebot u. Wegweiser auf dem Weg, den der Geist den Menschen gehen heißt zur Erfüllung des Gebots der Liebe. Die ganze Ichhaftigkeit der menschlichen Existenz in ihrer Duverschlossenheit liegt im tiefen Sinn dieses Ausdrucks. Aber, einander leiden, da wird bereits an der „Chinesischen Mauer“ gepocht. Jedoch in der Liebe erst, die gar nichts mehr weiß vom Leiden am andern u. den andern leiden müssen u. leiden können, in ihr erst ist die Mauer gefallen.

---

* Ausblick vom Schreibtisch im Arbeitszimmer: Die Kirche mit einem Stück des Friedhofs gleich gegenüber, eine hohe Fichte davor gehört wesentlich zum Bild, daneben das alte Pfarrhaus, mit dem Ausguck oben auf dem First des grauen Schindeldachs, neben dem Rauchfang, wie man ihn nicht selten hier auf den Dächern alter Häuser sieht (im Winter schiebt man von dort aus den Schnee übers Dach hinab).

Kann jemals ein Mensch die Möglichkeiten der Gefühle, die er in sich, die er in jedem Moment seines Erlebens der Welt u. des Menschen trägt, auswachsen lassen zu Wirklichkeiten? Auch die „innere Welt" eines Menschen ist unerschöpflich u. unerforschlich reich. Wovon die Dichter wissen. Jedenfalls ist in diesem Reichtum – u. nicht in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten des äußeren Erlebens – die Tiefe des Lebens, nicht aber ihre letzte.

Wenn man von den Preisen der Lebensmittel in Rußland hört, so wird es einem klar, daß das, was sich wirtschaftlich jetzt bei uns zuträgt, ja nur ein schüchterner Anfang ist. Ist die kapitalistische Lebens- u. Wirtschaftsordnung die letzte Krankheit der europäischen Menschheit? Gegen die ihr Organismus * im Fieberausbruch der bolschewistischen Bewegung sich zwar krampfhaft wehrt, an der sie aber auch, u. eben an diesem Fieber, zugrundegeht. Der Sozialismus sucht das Übel an der Oberfläche zu heilen. Er glaubt an die Wissenschaft. Er ändert, wo er sich durchsetzt, nichts an der inneren Einstellung des Menschen zum Leben. Auf diese Änderung aber käme es an.

Eine Möglichkeit in einem Menschen, der wirklich ein Dichter ist: dem Dichter in ihm den Menschen zum Opfer zu bringen (den Menschen im guten u. bösen Sinn des Wortes). Es ist eine verzweifelte Möglichkeit. Das eben ist das geistige Problem im Dichter: dieses Ringen zwischen Mensch u. Dichter. Da muß sich freilich schon der Geist des Christentums fühlbar machen, daß dieses Problem überhaupt da ist. Jener Geist, der dem Dichter die Unschuld nimmt.

Auf dem Platz am Schreibtisch hier im Arbeitszimmer ist, wie mir eben Herr F. sagte, auch Georg Trakl gern gesessen u. für den Ausblick auf Pfarrhaus u. Kirche gerade gegenüber hatte auch er ein aufmerksames Auge. Es ist ja auch wirklich wunderschön hier: das Schloß Ambras an der andern Seite des Tals, dahinter die grünen Wiesen des Mittelgebirgsplateaus, in die das Dorf Sistrans eingebettet liegt, sanft ansteigend zu den bewaldeten Abhängen des Patscher Kofels. Und dazu das unermüdliche Schwätzen des Springbrunnens im Garten draußen.

Wir leben so unser Leben dahin, Tag für Tag, Stunde für Stunde, stets den Blick gerichtet auf eine Ordnung des Seins, die uns den Sinn unsres Daseins ewig verbirgt, u. in seltenen Augenblicken nur fühlen wir, wie die Macht des Himmels über uns, die den Sinn unsres Lebens in ihren Händen hält, eingreift in den Ablauf unsrer Tage u. Stunden. Wie ist das doch wunderbar, daß mich der Gang meines Lebens hieher in dieses Haus geführt hat, mich mit einem solchen Menschen wie Herrn F. bekannt gemacht hat. Es ist doch gut, daß ich die Fragmente geschrieben habe. Denn ohne sie hätte ich ja die Bekanntschaft des Herrn F. niemals gemacht.

Bald nach dem Mittagessen kam der „Dichter" Walther Zeidlitz. Ich saß wieder wie den ganzen Vormittag beim Herrn F. Also, so schaut ein dichtender Judenbub aus in nächster Nähe. Er war etwas verlegen u. ging dann, nach seinen eigenen Worten, mit einem deprimierenden Gefühl fort. Merkwürdig, wie fest solche Käuze an ihre literarische „Sendung" zu glauben scheinen. Wenn die nur was profitierten, wenn sie es schon einmal wagen, einen solchen Menschen wie Herrn F. aufzusuchen u. sein Urteil über ihr dichterisches Tun u. Treiben herauszufordern.

Als wir aus dem Kaffeehaus heimgingen, kamen wir auf das seltsame Urteil Tolstojs über Dostojewsky (Erinnerungen von Tolstoj von Maxim Gorki im Neuen Merkur) zu sprechen u. im Zusammenhang damit auf den bedeutsamen Umstand, daß der Taoteking wohl niemals imstande sei, im Menschen eine neue Gemütslage zu schaffen (Tolstoj soll nämlich gemeint haben, naiv genug, Dostojewsky hätte Buddha u. Laotse lesen sollen). Um das zu verstehen, muß

man den eigentlichen – also den nicht buddhistisch oder taoistisch mißverstandenen – Geist des Christentums im Auge haben. Nach dem Abendessen kam der Maler Trubl mit seiner Frau. Um 10^{h} kamen die Dopsch heim u. das Gespräch verlor sich in ein ungemein langweiliges Schwätzen, das bis 11^{h} so weiterging. Und es war mir natürlich unmöglich, auf gute Art zu verschwinden. Heute Hauptmanns Florian Geyer gelesen, ohne besonders davon berührt zu sein.

Dienstag, 24. August.

Der Kern u. Sinn aller Verzweiflung, aller inneren Zerrissenheit im Menschen, aber auch alles Idealismus: in der Finsternis sein u. das Licht sehen, das die Finsternis sichtbar macht. Woran mangelt es? Am Glauben. Am Glauben ans Entgegenkommen des Du.

Es gibt keine größere „logische Absurdität" als die Tatsache, daß man ist, deren konkreter Ausdruck der Satz „Ich bin" ist, insofern er seinen ganzen Sinn umfassend gedacht wird. Was steckt in diesem „Ich bin": ein im konkreten Existieren (u. nicht bloß im abstrakten Denken) Sichselbstverstehen des Menschen jenseits aller Logizität (das Wort Logizität freilich nicht in jenem tiefen Sinn genommen, den es in dem für alle Erkenntnis des geistigen Seins entscheidend bedeutsamen Umstande hat, daß logos Wort heißt).

Zum erstenmal, daß ich eine Wirkung des Weininger-Fragments wahrnehme:
* im letzten Heft des Neuen Merkur steht ein Nachruf an Weininger von Oskar Ewald – schwach, verwaschen, u. was eben Gutes an Gedanken in ihm ist, das ist aus dem Weininger-Fragment. Selbstverständlich ohne daß mein Name genannt wäre. Nun, genau so hat es der Ewald ja seinerzeit mit dem Weininger selbst, dem er jetzt den Nachruf mit meinen Gedanken schreibt, gemacht. Aber – vielleicht kommen solche Kerle wirklich ganz unschuldig zu fremden Gedanken (die ihnen dann wie die eigenen vorkommen), unschuldiger als der
* Eidlitz ins Tagebuch des Hermann Bahr (was er nämlich behauptete, als ich ihn, um doch etwas zu reden, als ich einen Augenblick mit ihm allein war, darum befragte). Übrigens ist der Ewald, trotz dieser Gedankenanleihe bei mir,

· um das Weiningerproblem herumgegangen wie die Katze um den Brei. Wer wird sich denn auch die Schnauze verbrennen.
Vormittags begleitete ich Herrn Ficker ins Verlagsbureau. Auf dem Heimweg sprach er wieder von seiner Sorge um die Kinder. Die Frage der wirtschaftlichen Sicherung seiner Familie – ein Mensch wie er weiß selbstverständlich um das Tiefstverpflichtende in der Tatsache, Kinder zu haben – beschäftigt u. quält ihn fortwährend. Der Gedanke, durch manuelle Arbeit den Lebensunterhalt für sich u. die Familie zu schaffen, liegt ihm ungemein nahe. Ja, er wäre sogar bereit, als Torfstecher ins Viller Moor bei Igls zu gehen. In diesem Gedanken steckt etwas, um das ich nicht herumkomme.

Manchesmal hat man doch die merkwürdigsten Gefühle. War es mir jetzt nicht für einen Augenblick lang – wir sitzen nach dem Mittagessen in der Loggia, Herr F. schreibt etwas u. ich lese im Wedekind, Musik –, als wäre ich gleichsam ein kleiner Bub, der von Innsbruck hat reden gehört, sich nun hinlegt u. schläft u. auf einmal träumt, er wäre in Innsbruck.

Auf dem Heimweg aus dem Kaffeehaus – wo ich mich vom Prof. Lechleitner bereits verabschiedet habe – sprach Herr F. abermals von der ihn so sehr niederdrückenden u. zermürbenden Sorge um seine u. seiner Familie wirtschaftliche Zukunft. Ich selber hatte davon angefangen, weil mir der Gedanke denn doch als etwas Schreckliches im Kopf herumgeht, daß ein solcher Mensch wie der Herr F. eines Tages tatsächlich die Arbeit eines Torfstechers verrichten solle, wenn auch aus eigenster Entschließung heraus. Nicht, daß ich in den Vorurteilen der besser situierten bürgerlichen Kreise befangen wäre oder Herrn F. ein solches, ihm jedoch selber unbewußtes Befangensein zumutete – aber trotzdem ist mir gerade diese Vorstellung, F. als Torfstecher, buchstäblich unerträglich, tut mir buchstäblich in der Seele weh, wenn ich dran denke. Ich deutete ihm auch an, daß ich ein solches Unternehmen nicht so ganz unbedenklich finde. Es muß irgend etwas geschehen – wie, das weiß ja nur der Himmel – daß die Zeitschrift u. der Verlag sich halten können. Denn da allein ist der Platz, wo Herr F. den tieferen Sinn seiner Existenz in der Welt hat (ich weiß, daß das nicht sein tiefster u. letzter sein kann), wie er es selber ja deutlich fühlt. Wie schrecklich ist doch die Ohnmacht eines herzlich freundschaftlichen Gefühls für einen Menschen, den man in Bedrängnis weiß. Da-

heim lag eine Karte vom Lanyi, auf der er 10 Exemplare der Fragmente bestellt. Jetzt, wo ihr Druck zweifelhafter als je ist. Beim Abendessen Gesellschaft. Die zweite Schwester des Herrn F., die „Tante Zenzi" aus Patsch, u. ihr Mann, ein Advokat in Floridsdorf. Und noch einer, ein Reichsdeutscher. Der „Tante Zenzi" Ficker sieht man es nicht an, daß die einmal eine der ersten Alpinistinnen war u. im Kaukasus gefahrvolle Erstbesteigungen erfolgreich unternommen hat (ein Gipfel sei nach ihr benannt, erzählte mir später Herr F.). Die Männer: Da ist so etwas von der Krampfhaftigkeit eines Scheinlebens fühlbar. Obwohl es schon 10^h vorüber war, als der Besuch aufbrach, hatte ich noch das Bedürfnis, im Arbeitszimmer bei Herrn F. ein paar Minuten zu sitzen u. eine Zigarette zu rauchen. Meine Abreise habe ich abermals hinausgeschoben, aber nur um 12 Stunden. Wie schwer gehe ich aus einem Hause weg, wo eines der tiefsten Bedürfnisse meines Wesens eine späte Befriedigung fand, das Bedürfnis nach dem Umgang mit Menschen, die mich nicht zur „Psychologie" herausfordern, die ich verehren u. lieben kann.

Mittwoch, 25. August.

Der Judas, der sich mit Dialektik am Strick vorbeidrückt – so beim Frühstück Herr F. über den Bildhauer Zeiler. Wir sprachen auch viel über den Prof. Lechleitner, hier auch wie in so manchem anderen wunderbar einig. Herr F. sieht in ihm den einzigen „Leser" des Brenner hier in seiner näheren Umgebung. Röck, das ist der immer Irritierte.

Jene letzte Freiheit des Geistes u. der ethischen Entscheidung im Christentum, in der der Mensch auf Erden bindet u. löst, auf daß es dann auch im Himmel gelöst oder gebunden sei – was hat sie mit Kants Autonomie der praktischen Vernunft zu tun? Denn, was weiß diese vom Glauben an Christus? Ohne den ja jene Freiheit des Geistes für den Menschen gar nicht möglich wäre ohne Selbstbetrug. Was weiß die ethische Selbstherrlichkeit des Idealismus von der Demut des Glaubens an Christus? Was weiß sie davon, daß die innere Erneuerung des Lebens, die Wiedergeburt – des Menschen u. seiner Menschlichkeit im Geiste mit nichts anderem anhebe (u. in Ewigkeit in sich ende) als mit dieser Demut des Glaubens, in der sich der Mensch bewußt wird, von Christus

nicht weniger fern zu sein als von jener Freiheit im Geiste, die ihm Christi Wort verheißt, wenn er glauben könne, wie Petrus glauben, daß Christus sei der Sohn des lebendigen Gottes, glauben an die Fleischwerdung des Wortes, aus dem alles geschaffen wurde, was geschaffen ist?

Wirtschaftlicher Individualismus, individualistische Wirtschaft – an so etwas freilich muß die Welt zugrundegehen. Denn eine Deplacierung der Individualität verträgt sie nicht. Diese ist in ihrem letzten Grunde eine Tatsache des Geistes u. als solche aber muß sie auch vom Sozialismus respektiert werden, will er seinen Bestand in der Welt als die einzig richtige Lösung des Wirtschaftsproblems – was zu sein er ja den Anspruch erhebt – behaupten. Wie aber soll der Sozialismus die Individualität respektieren, solange er wie bisher der religiösen Einstellung des Menschen zum Leben absolut verständnislos gegenübersteht?

Gewiß barg das deutsche Denken die Möglichkeit eines geistigen Weiterlebens für Europa u. die europäische Menschheit, die im Kern schon verfallsreif war. Die Möglichkeit, freilich nicht die Wirklichkeit. Denn die Wirklichkeit, das waren eben die Mächte des Verfalls, denen sich der abendländische Mensch ausgeliefert hatte. Auch der Deutsche. Der tat sich noch etwas an dem schönen Sprüchlein zu gute vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll, während jene Mächte des Verfalls bereits am Werke waren, die Umwandlung des deutschen Denkens in den unheilvollen deutschen Gedanken herbeizuführen. Und wahrlich, dieser deutsche Gedanke hat mitgeholfen am Untergang der europäischen Welt. Hätte doch Frankreich im Siebziger Jahr gesiegt! Aber vielleicht war auch ohne Bismarcks deutscher Staatskunst das Ende Europas schon besiegelt.

Der letzte Sinn der Ichhaftigkeit der menschlichen Existenz, der ohne Zweifel nirgends anders als im Geistigen gelegen sein kann: Die Erfüllung der Forderung des Sichselbstverstehen? (Inwiefern aber besteht diese Forderung als eine des geistigen Lebens? Doch nur insofern als das Ich im Selbstbetrug eines Sichselbstverschlossenseins, dessen Formen der Gegenstand einer ihr Problem tiefer erfassenden Psychologie sind, nicht wirklich zu existieren vermag: die Psychologie durchschaut das Scheinleben des Ichs). Oder ist der letzte Sinn

der Ichhaftigkeit nicht vielmehr im „Verhältnis des Ichs zum Du" zu sehen, in jener Aufschließung des Ichs dem Du, dem Geistigen außer ihm, gegenüber, die auch seine Selbsterschließung ist? Am Ende ist beides, jenes Sichselbstverstehen u. diese Aufschließung, ein- u. dasselbe.

Alles Denken entspringt der Icheinsamkeit der menschlichen Existenz (u. ist die Orientierung des Menschen in ihr). Ist es ein Wunder, wenn die Wortwerdung der Gedanken zum Monolog wird? Der Monologos aber widerspricht dem Sinn des Logos. Alles Denken geht von einer Dunkelheit aus u. sucht das Licht. Das Licht ist im Wort, aber nur im lebendigen Wort. (Vermag der Mensch in der Tatsache, daß er ein sprechendes Wesen ist, sich zu verste- * hen? Mit der Beantwortung dieser Frage steht u. fällt die „Pneumatologie").

„Kultur" setzt im „Einzelnen" den Glauben an das „Leben der Generation" voraus. (In dem Augenblick, wo dieser Glaube in den Einzelnen nicht mehr möglich ist, ist auch Kultur unmöglich; eine Kultur aber Licht, oder wenn man will Schatten eines Geistes, der das Ende der Welt voraussieht? Sie trägt den Keim ihrer Selbstzersetzung in sich. Das sei denen gesagt, die von einer „christlichen" Kultur schwärmen, die es in Wirklichkeit niemals gegeben hat. * Wissen sie es nicht, daß auch in dieser Hinsicht das Nietzschewort wahr ist vom Eros, dem das Christentum Gift zu trinken gab, woran er zwar nicht starb, aber erkrankte? Die Romantiker sahen die Wahrheit dieses Satzes nicht, die ein wirklicher Christ niemals in Frage stellen wird. Es mag ja sein, daß an ihr die Welt zugrundegeht. Und es ist gewiß, daß in ihr der Mensch erst anfängt geistig zu existieren). Wie soll in einem Menschen, in dessen Existenz das „Leben der Generation" geistig (wenn vielleicht auch immer unter gewissen biologischen Voraussetzungen) an sein Ende kommt, in einem Christen also z. B. der Glaube an dieses Leben möglich sein? Und wie also auch der Glaube an die Kultur als an die geistige Erlösung des Menschen in der Erdgebundenheit seiner Existenz? (Freilich ist dieser Glaube an die Kultur bereits Romantik u. die steht, mag man das nun seltsam finden oder nicht, niemals am Anfang, immer am Ende einer Kultur).

Das Leben des Menschen wird nach innen reich in der Wahrnehmung Gottes. Und wächst u. lebt in diesem Reichtum, wächst über die Macht des To-

des hinaus. Alle Wahrnehmung Gottes in seiner geistigen Realität aber nimmt ihren Weg durch Christus u. den Glauben an ihn.

Es geht mir im Kopf herum, daß ich vielleicht doch unrecht getan habe, den letzten Brief des H. Spielberg in Wien, noch ganz unter dem Eindruck, den ich von diesem Menschen in den vorausgegangenen zwei Gesprächen mit ihm in seiner Wohnung empfangen hatte, als jüdisch-hysterische Zudringlichkeit aufzufassen u. einfach nicht zu beantworten. Sollte ich ihm nicht doch noch schreiben? Aus einer tieferen menschlichen Verpflichtung heraus?

Der Standpunkt des Glaubens kann nicht vermittelt werden – womit nicht gesagt ist, daß er etwas in der menschlichen Existenz unmittelbar Gegebenes sei: nicht er ist unmittelbar gegeben, wohl aber die Forderung zu glauben. Zwar ist, was vom Standpunkt des Glaubens aus gesehen wird, nicht allgemein („objektiv") sichtbar, wohl aber ist er selber für alle sichtbar. Tu den Schritt, tu den Sprung. [Wahrhaftig höchst unklar.]

Das ist die Erlösung des Menschen: daß in dieser Welt etwas aus Liebe getan wird. Und auch das ist die Erlösung: daß das Wort Fleisch geworden ist. Aber beides ist ja ein- u. dasselbe, ein- u. dasselbe in Christus eben.

An einem Gedanken, zu dem ich im Gespräch mit einem anderen komme, hat dieser ebenso viel Anteil als ich selber.

Die wahre Lebendigkeit u. Fruchtbarkeit eines Gedankens – die etwas ist jenseits alles Sichselbstbehauptens des Ichs u. des Denkens in der Icheinsamkeit – ist das Geheimnis seiner Wortwerdung. Weiß die Logik noch etwas vom Logos? Im Identitätssatz versteht der Mensch sich selbst nicht – freilich, wenn das wahr ist, dann ist das Ende der Philosophie da.

Der letzte Abend hier im Hause. Seit meinem 20. Jahre ist das Gefühl der Heimatlosigkeit immer mehr in mir angewachsen. Fünf Wochen lang hab ich

es nicht gespürt. Fünf Wochen der Geborgenheit – Geborgenheit ist das richtige Wort. Wahrlich, ich gehe schwer von hier weg. Es war mir noch nie so leicht gemacht, Mensch zu sein, als hier. Daß es die letzten Tage mehr oder minder verregnet hatte u. den heutigen erst recht (vom Brandjoch reicht der Schnee bereits tief herunter), bemerkte ich kaum. „Anstandshalber" nur bedauerte ich den Dopsch gegenüber das schlechte Wetter. Nachmittags begleitete ich, wie jeden Tag, von der Tilde mit dem Jausenbrot versorgt wie jeden Tag, Herrn F. in den Verlag. Die Tilde war dort schon eifrig mit der Expedition des 6. Heftes beschäftigt. Sie ist wirklich eine brave Person u. in dieser Zeit ein Glücksfall für den Herrn F., wie er selber sagt. Wahrlich ein verdienter. Ins Kaffeehaus hatte mir der Dr. Bargehr einen Band Swedenborg mitgebracht. Es steht einiges Merkwürdige darin, aber im Großen u. Ganzen mag ich eben die Mystiker alle miteinander nicht. (Das Persönlich-Unverbindliche aller mystischen Erkenntnis – genau so wie beim Ästhetischen, Poetischen, Metaphysischen). Der Dr. B. fing dann ein Gespräch an. Er sucht einen Weg zum Christentum (gewiß ehrlich, wie er ja überhaupt ein ehrlicher Mensch ist) u. merkt aber dabei nicht, wie es eben sein Buddhismus ist, was ihn diesen Weg nicht finden läßt. Herr F. machte einmal eine seltsame Bemerkung. Das Christentum ist ein Verhängnis, sagte er. Das ist ein mehrdeutiges Wort, aber eben deswegen vortrefflich. Durfte man dem Dr. B. den Rat geben, sich um das Christentum zunächst gar nicht zu kümmern?? Der „Faun" hatte aufmerksam schweigend zugehört. Er war vorsichtig genug, bei diesem verfänglichen Gespräch nicht den Mund aufzutun. Jetzt wird er seine Weisheit loslassen, sagte Herr F., als wir beim Kaffeehaus draußen waren. Mit dem Maler Trubl, der auch gekommen war, gingen wir nachhause. Das ist doch auch ein merkwürdiger Mensch. Im Kaffeehaus sprach er fast gar nichts. Einmal sagte ich zum Bargehr so beiläufig: Wir leben ja alle in einer vernagelten Hundshütte, aus der wir nicht hinauskönnen – u. dabei sah mich der Trubl einen Augenblick lang so seltsam verstehend an. Nach dem Abendessen: was für eine Bewandtnis es mit dem Lorenz Luguber hat. Gespräch über das Verhältnis des Mannes zum Weibe. Ganz gewiß ist das Weib kein Werkzeug des Teufels, sagte Herr F., wohl aber oft eine Heimsuchung Gottes. Eine Weile saßen wir dann noch im Arbeitszimmer, tranken unseren allabendlichen Tee, schwiegen aber. Nachmittags hatte mir Herr F. einiges aus den Briefen von Th. Haecker vorgelesen, vor allem, was die Fragmente betrifft. Haeckers Schwermut. Heute habe ich

wieder Wedekind gelesen. Die Möglichkeit eines Verhältnisses zu ihm im Urteil sehe ich noch immer nicht, aber der „Totentanz" hat wirklich einen besonderen Eindruck auf mich gemacht, ähnlich wie die Szene zwischen der Effi u. dem Mister Tschamper in Schloß Wetterstein.

Donnerstag, 26. August.

Eine Geschichte, die der Bildhauer Zeiler gern erzählt (ich habe sie zweimal gehört, vom Zeiler selber u. vorher schon vom Herrn F.): Da ist irgendwo in Tirol, in der Nähe von Schwaz glaube ich, ein blinder Bildschnitzer. Dem wird einmal die Arbeit eines anderen, ein Christus am Kreuz, zur Begutachtung vorgelegt. Der Blinde tastet den Christus ab u. sagt: Sehr gut, sehr schön gearbeitet, aber zu wenig Demut. Wohl ein wunderbares Wort. Aber es gehört noch etwas Merkwürdiges dazu. Der Zeiler hat das – wenn es der Mensch nicht am Ende selber erfunden hat als gute Anekdote, was ich ihm, mit allem Guten u. Bösen einer solchen Erfindung, schon zutraue – der Zeiler also hat das von einem Bauern. Dieser Bauer aber gab zuerst die Worte des Blinden so wieder: Recht schön, aber zu wenig Andacht. Nach einiger Zeit sagt der Bauer selber zum Zeiler: Ich hab Ihnen das von dem Blinden nicht richtig erzählt; nicht „zu wenig Andacht" hat er gesagt, sondern „zu wenig Demut". Wenn es also nicht erfunden ist: der Bauer ist ein nicht weniger merkwürdiger Mensch als der blinde Bildhauer.

Der letzte Tag also – ich zähle die Tage, die Stunden. Morgens schrieb ich noch einen Brief an L. Beim Frühstück der Dr. Rudolf Ficker, über den Herr F. gestern abends recht verstimmt war, weil er sich vom O. K. (jenem üblen Journalisten, um den sich die briefliche Auseinandersetzung mit dem Bankdirektor Hirt drehte) hatte einladen lassen. Die Frau steckt dahinter, die dem Herrn F. seinerzeit die Innsbrucker Krausaffaire derart übelgenommen hatte, daß sie nicht einmal seinen Gruß auf der Straße erwiderte. Greulich verregneter Vormittag. In der Stadt, die letzten Besorgungen, Fahrkarte, Reiseproviant, zu machen. Gedanke eines Aufsatzes über das Problem des europäischen Menschen (die nicht zu vermeidende Stellungnahme zu Christus): Darüber sprach ich mit Herrn F. die Entscheidung zwischen Dallagos Auffassung (ty-

pisch genommen) u. dem Glauben – u. das eben ist ja das Brennerproblem. Tilde war über den Proviant entrüstet. Bald nach dem Mittagessen wurde das Wetter wieder etwas freundlicher. Die wolkenverhüllte Waldrast – fast war ich, im Druck der Stimmung, die mich erfüllte, geneigt, einen Orakelspruch u. Zukunftszeichen herauszulesen. Die Waldrast sah ich nicht mehr wolkenfrei, aber ich hatte es auch unterlassen „die Frage ans Schicksal zu stellen“. Wir saßen in der Loggia u. sprachen über Karl Kraus. Ich erzählte Herrn F. die ganze innere Geschichte meines Verhältnisses zu Kraus, vom ersten Eindruck des Hardenheftes auf mich vor vielen Jahren bis zu dem, was ich bei der Krausvorlesung im November 1918 empfunden hatte. Ich verhehlte nicht, daß ich auf dem tieferen Recht zu diesen zwei Reaktionen bestehen müsse. Herr F. meinte, gerade ich wäre vielleicht berufen, über Kraus zu schreiben. Tatsächlich habe ich ganz ähnlich selber einmal schon gedacht. Herr F. ging dann in den Verlag, ich schrieb ein paar Zeilen zum Brief an L. noch hinzu u. fing an, mit der Abreise ernstzumachen: ich packte ein. Die Jause nahm ich mit der Frau Prof. Dopsch. Ich sprach gern mit ihr u. wir sprachen über den Hauer. Ich versuchte es, ihr seine Theorie der atonalen Melodie auseinanderzusetzen, so weit ich das verstehe, u. sie hörte sehr aufmerksam zu. Sie ist eine Frau mit gedrücktem Wesen u. klagt unversehens über Mangel an Selbstvertrauen. Ich habe sie sehr gern. Gegen Abend ging ich nocheinmal die Zeichnungen Lechleitners durch, die Herr F. besitzt. Aber es war keine rechte Ruhe des Schauens in mir. Herr F. kam früher aus dem Verlag zurück als sonst.

Freitag, 27. August.

7^h morgens, Bahnhof in Salzburg. Tilde: sie nahm absolut nichts von mir. So sehr ich auch mit ihr in der Küche debattierte. Ich dürfe, sagte sie, nicht beleidigen u. kränken – womit sie mich freilich endgültig entwaffnete. Und dann verproviantierte sie mich, trotz eigener Vorsorge, daß ich mit allem dem kaum fertig werde bis Wels. Und in den Reisekorb mußte überdies ein ganzer Laib Brot hinein. Zum Abendessen machte sie „Spatzen“, nämlich mir zu Ehren. Noch tranken wir den Tee im Arbeitszimmer u. dann in strömendem Regen zur Bahn. Herr F. mit, trotz seinem Katarrh. Er schleppte sich ab mit dem Reisekorb u. begleitete mich auf den Perron hinaus – bis in den Wagen hinein, wo

wir noch eine Weile plauderten u. rauchten. Als der Zug über die Innbrücke fuhr, an Mühlau vorbei, suchte ich im Gewirr der Lichter, die aus der dunklen Regennacht herausleuchteten, vergebens die Villa Rauch. Lasse mich der Himmel nie vergessen, was mich, als wir da so in die Nacht hineinfuhren, erfüllte u. bewegte, bis nach Mitternacht auch meiner die Müdigkeit Herr wurde. Ich habe in einem schmerzlichen Gefühle die besten inneren Augenblicke vielleicht meines ganzen Lebens gehabt.

Samstag, 28. August.

In Wels. Am Ende gehört auch das in tieferem Sinn u. in tieferer Bedeutung zu meinen Innsbrucker Tagen, zu diesen Tagen des Geborgenseins, als notwendiger Appendix u. als – – das Ende: auf daß ich nicht vergesse, woher ich komme.

Aus den Tagebüchern Baudelaires:

Was den Schlaf betrifft, das unheilvolle Abenteuer aller Abende, so kann man sagen, daß die Menschen mit einer Kühnheit einschlafen, die unverständlich wäre, wenn wir nicht wüßten, daß sie das Resultat einer Unkenntnis der Gefahr ist. – –

Als neues Beispiel u. Opfer der unabwendbaren moralischen Gesetze werden wir daran zugrundegehen, wodurch wir zu leben geglaubt haben. Die Mechanik wird uns derart amerikanisiert, der Fortschritt alles Geistige in uns so aufgezehrt haben, daß keine der grausamen, frevelhaften u. widernatürlichen Träumereien der Utopisten mit diesen positiven Resultaten verglichen werden kann.

Tolstoj (aus den Erinnerungen Maxim Gorkis an Tolstoj):

Und ich will die Wahrheit über die Frauen sagen, wenn ich mit einem Fuß im Grabe stehe. Ich werde sie sagen, in meinen Sarg springen, den Deckel zuziehen u. sagen: Tut jetzt, was ihr wollt.

Aus einem Briefwechsel.

Der Krieg u. die Dichter: Reim' mich oder ich friß Dich (L. F.).

Wie man einen Dichter entschuldigt, der sich nicht fressen ließ, sondern ins Kriegspressequartier ging: Er rettete seine Menschlichkeit hinter billige Lieder, während andere sich zum Erschlagen zwingen ließen (der Dichter u. Bankdirektor E. K. H.).

Aus Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt".

* Der alte Huhn: Ich bin ein Spuck u. Du bist ein Spuck, die ganze Welt ist ein Spuck, nichts weiter; aber einmal wird's vielleicht anders sein. – – –

* Direktor: Auf was der Mensch nicht alles verfällt, wenn er in aller Welt nichts mehr zu tun hat, als Sommer u. Winter bei jedem Wetter auf der Milchstraße spazieren zu gehen.
Wann (lachend): Ich gebe zu, daß ich mein Steckenpferd oftmals ein bißchen hoch hinaus spazieren reite u. daß ich dadurch etwas fernsichtig geworden bin: aber ich sehe auch noch in der Nähe ganz gut. – – –

* Direktor: Toll, wie einem hier oben bei ihnen immer wie in einer Schiffskabine zumute wird! Im Sturm auf dem großen Ozean!
Wann: Und drückt das nicht auch die Situation am richtigsten aus, in die wir hineingeboren sind?

Aus einer Schrift von Swedenborg:

* Daher kommt es, daß, wer die Natur anstatt Gottes, oder wer sie mehr als Gott verehrt u. daher seine Gedanken aus sich, aus seinem Eigenen u. nicht aus dem Himmel vom Herrn hernimmt, leicht in Irrtum in Ansehung des Wortes u. in Verachtung desselben verfallen kann. – –
* Vor diesem Wort, das gegenwärtig in der Welt ist, hat es ein Wort gegeben, das verlorengegangen ist. – –
* Wenn das Wort nicht wäre, niemand wüßte etwas von Gott, vom Himmel u. der Hölle, vom Leben nach dem Tode, noch weniger vom Herrn. – –

Gedicht der Birgitt Ficker zum Geburtstag ihres Vaters.

Vater, Du bist 40 Jahr,
Ach, wie wir uns freuen.
Mutter in der Stadt ja war,

Kaufte nichts, es war zu teuer.
Florian fein die Zeichnung macht,
Tilde in der Küche lacht.
Ulla bringt die Blümelein,
Birgit schreibt das Verselein:

Dem lieben Vater
ein langes Leben
mit Glück u. Segen!
1920

Aus einer Rektoratsrede im Jahr 1920
(Diehl von der Innsbrucker Universität):

Unterdes wächst von Tag zu Tag unsere äußere u. seelische Not. Umso gebieterischer ruft uns die Universität, den geistigen Mittelpunkt von Stadt u. Land, die Pflicht, ungebeugt u. unerschüttert der verzagenden Umwelt Wege u. Stunden innerer Erhebung u. Erbauung zu bereiten – – –
Einem Theologen, der die griechische u. lateinische Bibel nur notdürftig übersetzt, die Liturgie nur äußerlich erfaßt, das Brevier nur dem Wort nach versteht, bleibt es immerdar versagt, in den Geist der Religion einzudringen: nur ein vollgerüttelt Maß griechischer u. lateinischer Kenntnisse läßt ihn in die Tiefen göttlicher u. menschlicher Weisheit schauen – – –

Aus Hermann Bahr Inventur:

Ich wurde nämlich bald ein rechter Sophist, geschickt, von jedem Gedanken sogleich abzuhaspeln, was sich irgend aus ihm ziehen ließ. Ich konnte alles beweisen u. glaubte eigentlich gar nichts ... Dies wurde mir so geläufig, daß ich spielend alles in mich aufnehmen konnte, ohne davon im Innern behelligt oder auch nur berührt zu werden ... ist das selbst viel später erst einmal klar geworden. Da war ich schon in Salzburg – – –

---

* Aus einem Vortrag von Friedrich Gundolf über Stephan George:

Der Mensch – das heißt nicht der subjektive Herr so u. so, nicht die Menschheit, nicht die Maschine, nicht der internationale Affe, nicht die intersoziale Ameise oder Drohne, sondern ein objektives, gestalthaftes Gesetz – – –

Aus dem Brief L. F.s an den Bankdirektor K. E. H.

* Was jedoch die Frage betrifft, inwieweit ein Mensch, der sich als unfreiwilliger Teilnehmer am Mordhandwerk, ohne nach außen zu revoltieren – gewissermaßen also doch freiwillig – unter das Joch des Krieges beugte, der Idee der christlichen Selbstbehauptung im Geiste (die ja nicht ohne Selbstüberwindung denkbar ist) treu bleiben konnte; inwieweit er also auch da noch imstande war, Gott zu geben, was Gottes ist (ohne Rücksicht darauf, ob er dabei auch vollends dem Kaiser geben konnte, was des Kaisers ist): so ergibt sich die Antwort auf diese Frage mit ziemlicher Deutlichkeit, wenn man bedenkt, daß der geistige Mensch, insonderheit der Christ, als Kriegsteilnehmer ja von vornherein nicht so sehr als Träger des Mordhandwerks, sondern als dessen Untersteller in Betracht kommt, nicht so sehr als Täter wie vielmehr als Opfer; denn in ihm wird wohl die Todesbereitschaft, nicht aber die Tötungsbereitschaft – die ja als sittliche Norm in ihm gar nie vorhanden sein kann – das Maß seines tragischen Verhängnisses bestimmen. In der Tat habe ich in der Zwangslage, in der ich mich damals befand, dies auch sofort als meinen einzigen, jedoch entschiedenen Vorteil begriffen: daß ich zwar die Verfügung über mein eigenes Leben dem Willen der Vorsehung anheimstellen müsse, daß mich aber andrerseits keine Macht der Welt dazu bewegen könne, dem „Feind" auch nur ein Haar zu krümmen, geschweige ihn zu töten. Dieser lebendige, durch kein Gebot von außen her zu beugende Trieb nach ethischer Selbstbehauptung – den ich gegebenenfalls auch Vorgesetzten nicht verhehlte –, dieser verantwortungsfreudige Drang, ein göttliches Gebot auch dann zu respektieren, wenn mir seine Übertretung von der weltlichen Autorität nicht nur erlaubt, sondern zur Pflicht gemacht ist, ließ mich alle Demütigungen, Strapazen u. Todesängste (jawohl, auch Todesängste, ich schäme mich nicht, es zu gestehen) umso williger ertragen, als ich in der bitteren Erkenntnis, daß mein Leben nicht immer ein Gott wohlgefälliges gewesen, u. in der Einsicht, daß der Krieg nicht nur

ein „Serenissimusverbrechen“, sondern darüber hinaus eine Prüfung, ein Strafgericht der Vorsehung sei, dem sich kein Schuldiger – also auch ich nicht – entziehen dürfte, jeder Art Sühne- u. Bußbereitschaft von Herzen zugänglich war. Und wenn ich diesen Vorsatz, an dessen Erfüllung mir mehr lag als an der Erhaltung eines Lebens, über das ich so wie so keine Gewalt habe, auch wirklich durchführen konnte (trotzdem ich während meiner Frontdienstleistung eine große Offensive, samt Rückzug, in der vordersten Linie u. außerdem drei Sturmangriffe unter schwierigsten Verhältnissen mitmachen mußte), so spreche ich das heute, da ich noch am Leben bin, gewiß nicht als mein moralisches Verdienst an, sondern als eine Gnade der Vorsehung, die mir das Ärgste, was einem geistigen Menschen, der zugleich ein Christ ist, im Krieg passieren kann – die Tötung eines Nächsten, der unter demselben Zwang steht wie ich u. der mir unter eigener Verantwortung auch nichts zuleide getan – erspart hat. Habe ich mir daher in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen, was das Bewußtsein meiner sittlichen Besonnenheit im Kriege nur irgendwie erschüttern könnte, so verhehle ich mir doch nicht, daß diese Art passiver Resistenz, zu der mich das Bedürfnis bewog, der Riesenlast der fremden Vergewaltigung das Schwergewicht des eigenen Verantwortungswillens entgegenzustemmen, zwar wohl genügt, mich vor einer ungleich gewissenloseren Mitwelt – beileibe aber nicht, mich auch vor Gott u. dem eigenen Gewissen für exkulpiert zu halten. Denn hinter u. über diesen wunderlich versponnenen Konnex von Schuld u. Sühne, in deren gegenseitiger Durchkreuzung der Sinn, der Eigensinn des Daseins oft völlig aufgehoben schien u. nur die Frage, die dunkle Frage an das Schicksal blieb, öffnet sich – schwer u. drohend genug – das Rätselauge einer tieferen Schuld, die nicht zu lösen ist u. mir die Ruhe des Gemüts bis an mein Lebensende stören wird. Denn wie wollte ich – im Tiefsten überzeugt, daß mit dem Grad der sittlichen Erkenntnis auch das Maß der sittlichen Verpflichtung wächst – wie dürfte ich mir einer dumpfer leidenden Kreatur gegenüber diesen sittlichen Vorteil sichern u. mich mit dem Bewußtsein trösten, selbst nicht getötet zu haben, da ich es andrerseits doch nicht verhindern konnte, daß Leute, die meiner Obhut anvertraut waren u. mitunter vielleicht ein rechtschaffeneres Leben geführt hatten als ich, der anbefohlenen Mordpflicht genügen mußten. Und wenn ich mir auch tausendmal sagen darf u. mich dabei beruhigen könnte, daß ich derselben Gefahr, obschon gewiß nicht immer den gleichen Entbehrungen ausgesetzt war wie alle armen Teufel, die mir draußen

nahestanden: wie könnte ich es je verwinden, daß viele von ihnen, ältere Leute, Familienväter, deren einem ich die Bitte um Urlaub – o Bitternis der Welt! – noch kurz vor seinem Tode abschlagen mußte, tot, ja – ein für allemal tot sind, indes ihr brechendes Auge noch immer in mir lebt, denn ich (Gott weiß, warum!) ich lebe noch. Und wie sollte sich nicht vollends das Licht der eigenen Seele um einen Schatten dunkler färben, wenn ihr immer wieder die Erinnerung an ein Bild aufsteigt: ein Maiglöckchenbeet auf steiler Frühlingshalde, über u. über vom Kot u. Ruhrblut der Soldaten benetzt – die einzige Stelle nämlich, auf der sie, gegen den Feind gedeckt, ihre Notdurft verrichten konnten, war dieses Fleckchen blühendster Gotteserde – wahrlich das erschütterndste Sinnbild des Krieges, das mir die Wirklichkeit des Krieges vor Augen gestellt – – –

Zu Tiefenbrunners Aufsatz „Über das christliche Paradox".

Gibt es ein Christentum, das keine Beziehung zu Christus hätte, d.h. nämlich zu jenem „Galiläer", den man seit 2000 Jahren den Christus nennt? Mit anderen Worten: gibt es ein geistiges Existieren, unabhängig von Christus (dem „Galiläer"), das aber wesentlich dasselbe wäre wie existieren im Christentum (des „Galiläers") u. sich deshalb durch eine hinzutretende Beziehung auf Christus (als „Beispiel"!) vielleicht gerade nur etwas besser verstünde? Daß die Beziehung auf Christus, als die unumgängliche Voraussetzung wahren geistigen Lebens im Menschen, sich als abhängig herausstellt von des Menschen am Ende doch nur zufälligen „historischen" Wissen von Christus – dieser Gedanke ist empörend für die Vernunft. Aber die Vernunft hat sich ihm in Demut zu unterwerfen; jedoch aber auch zu hüten, aus ihrer Unterwerfung falsche Konsequenzen zu ziehen. –
Voraussetzungen des Christentums im Menschen: Das Wissen um Gott u. das Bewußtsein des Abgefallenseins von Gott. Und was dann weiter zum Christentum gehört, aber nicht mehr als bloße Voraussetzung, sondern bereits als geistiges Ergebnis im Menschen in seinem Verhältnis zu Christus: daß man sich verstehe in seinem Wissen um Gott u. im Abgefallensein seiner Existenz von Gott. (Auch Atheismus ist Wissen um Gott – in dem jedoch der Mensch sich selbst nicht versteht). –
Christus ist das Inkognito Gottes. Und daher die Glaubensforderung. Bei sei-

ner Wiederkunft am jüngsten Tag kommt Gott nicht inkognito, kommt Christus „erkennbar" als das, was er ist. Daher besteht die Glaubensforderung am jüngsten Tag nicht mehr. –
Das Inkognito eines Königs ist etwas ganz anderes als das Gottes in Christus. Ein König kann aus seinem Inkognito heraustreten (z.B. sich berufend auf die Zeugen u. Zeichen seiner königlichen Würde). Christus aber? Am jüngsten Tag erst tritt er aus seinem Inkognito heraus. –
Christi Glaubensforderung setzt den „Qualitätsunterschied" zwischen Mensch u. Gott voraus u. hat nur mit ihm einen Sinn. –
Es macht auf mich den Eindruck, als spräche Tiefenbrunner am letzten Ende gar nicht für das absolute Glaubensparadox, sondern, in sehr seltsamer Weise, pro domo; als bereitete er vor, eines Tages als derjenige aufzutreten, der sagt: Ich bin es, an den ihr zu glauben habt; ich bin Christus. Nun, das wäre eben Wahnsinn; ein Wahnsinn, der Christus, den Galiläer, voraussetzt. Aber war am Ende nicht auch Christus „wahnsinnig"? Das ist denn doch nicht ganz dasselbe. Der „Wahnsinn" Christi setzte die Propheten voraus. Und die Propheten haben das Kommen des Christus vorausgesagt (jedoch nicht pro domo gesprochen). Christus aber, als er da war, hat diejenigen vorausgesagt (u. vor ihnen gewarnt), die da kommen u. sagen werden: Hier ist der Christus oder da; oder: Ich bin der Christus. Tiefenbrunner will durch seinen Gedankengang Christus, den „Galiläer", endgültig außer geistiger Geltung setzen, d.h. aber die Denkmöglichkeit eben dieses Gedankenganges. Er hat sich im Geiste Christi verfangen u. weiß es nicht. Scheinbar nur setzt er den Christus (als das absolute Glaubensparadox) in die Gegenwart u. ihre „Wirklichkeit", in Wirklichkeit aber in die Zukunft u. das ist Messiashoffnung u. also geistiges Judentum (was der Schach schon bemerkt hatte). Haecker erledigte ihn mit einem kurzen: Querkopf!

Zu Dallagos Aufsatz im 6. Brennerheft.

Die Natur als etwas „Mütterliches", also Weibliches. Das Weibliche steht dem vegetativen Moment im Lebensgeschehen näher. Die Unbewußtheit des Pflanzenlebens. Dallagos Verhältnis zu seinen Eltern? Ich vermute, daß er zu jenem Typus von Menschen gehört, die mit besonderer Neigung an der Mutter hängen. Ich will mich keineswegs auf den Standpunkt einer seichten

Psychologie stellen, die das Geistige als Ursprüngliches überhaupt nicht gewahr wird; die es z. B. als „Sublimation" hervorgegangen sehen will aus jener ursprünglich sehr sinnlich bedingten Neigung zur Mutter. Vielmehr meine ich, daß das Geistige als ursprüngliche u. wesentliche Tatsache im Menschen da ist, von jener Neigung her aber (oder aus anderen ähnlichen Momenten des natürlichen Lebens) eine ausdeutende Verdeutlichung erfährt: der Mensch versucht es, mit der Tatsache des Geistigen, die er in seiner Existenz vorfindet, etwas anzufangen. –

* „Daß Natur niemals im Gegensatz zum Geist sein kann", ist wohl eine der Grundvoraussetzungen des Denkens bei Dallago (Dallago mag wohl meinen, daß der Gegensatz von Geist u. Natur, den sein Denken so entschieden negiert, nicht anders denn als Denkirrtum gegeben sei, aus dem freilich dann ein Existenzirrtum des Menschen hervorgehe). Der Mensch fiel von Gott ab, das ist gewiß (anders läßt sich ja der Mensch in der Geistigkeit seiner Existenz überhaupt nicht verstehen). Und ich glaube, daß jedem Menschen das Bewußtsein des von Gott Abgefallenseins seiner Existenz möglich ist. Wie aber zugleich mit dem Menschen auch die Natur von Gott abgefallen sein soll (ihr Gegensatz zum Geist), begreifen wir freilich in keiner Weise. In keiner Weise aber auch kommt der von Gott abgefallene Mensch über diesen Gegensatz hinweg. Er ist wahrlich ein „Verhängnis". –

Gewiß gibt es etwas Geistiges im Erleben der Natur: das ist das Schönheitserlebnis. Wird aber Gott „in seiner Realität" wirklich im Erleben der Schönheit erlebt? Gott, der sich dem Menschen zwar ethisch offenbarte – nicht im kategorischen Imperativ, sondern in Christus –, ästhetisch aber verhüllte (das wieder in Christus)? Der „Dichter", der „Künstler" träumt von Gott – einen seligen Traum, manchmal aber auch einen unseligen; in diesem ist er der Wahrheit des Lebens u. Wirklichkeit des Geistes näher als in jenem. Eine Gottesauffassung wie die Pascals oder Kierkegaards hat nichts von einem Traum an sich, in ihr ist das Wachsein des Bewußtseins u. durch dieses Wachsein hindurch wird die „Realität Gottes" geistig wahrnehmbar. –

Am jüngsten Tag wird Gott den Sinn der Natur u. der Geschichte offenbar machen. –

Die Natur als Kunstwerk Gottes betrachten: Anthropomorphismus. Daß der Mensch durch die künstlerisch-poetische Produktion zu Gott sich erhebe: der Selbstbetrug frommer Künstler u. Dichter. Gott aber in seiner Kunst demütig

dienen wollen, muß immerhin der Wunsch des tieferen Dichters, Künstlers bleiben.

Wilhelm von Humboldt, Über das vergleichende Sprachstudium.

* Auch die sogenannten rohen u. barbarischen Mundarten besitzen schon alles, was zu einem vollständigen Gebrauch gehört, u. sind Formen, in welche sich, wie es die besten u. tüchtigsten erfahren haben, in dem Laufe der Zeit das ganze Gemüt hineinbilden könnte, um, vollkommener oder unvollkommener, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen. – –
Es kann auch die Sprache nicht anders als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muß in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. – –
Das Wesen der Sprache wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren u. weiteren Kreisen, in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit. – –
* Die Sprache muß zwar, meiner vollsten Überzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit seines Bewußtseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende u. abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als artikulierten einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz, u. im Zusammenhang in ihm liegen. Es gibt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes Element kündet sich nur als Teil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmählicher Ausbildung der Sprache ist, so konnte die Erfindung nur mit einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein. – –
Die Untrennbarkeit des menschlichen Bewußtseins u. der menschlichen Sprache u. die Natur der Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst ebensowenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gege-

bene verstehen u. sich ihrer bedienen könne. Sie geht notwendig aus ihm selbst hervor u. gewiß auch nur nach u. nach, aber so, daß ihr Organismus nicht zwar als eine tote Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Funktionen der Denkkraft bedingt, u. mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt u. voraussetzt. – –
Die einfache Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen u. Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört ... kann nicht erlernt werden, muß ursprünglich im Menschen vorhanden sein. Wo
* aber der Stoff innerer Wahrnehmung u. Empfindung zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzertrennlich ist. – –
Die Sprache der Grundübergangspunkt (?) von der Subjektivität zur Objektivität, von der immer beschränkten Individualität zu alles zugleich in sich befassendem Dasein. – –
Der Ursprung der Sprache über alle menschliche Erfahrung hinausgehend. – –
Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens u. des Wortes von einander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen u. Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansicht selbst. – –
Gerade da, wo die Forschung die höchsten u. tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigentümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische u. logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, u. es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung u. Schöpfung ein, von dem bloß so viel deutlich wird, daß die objektive Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjektiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit u. durch Sprache möglich. – –
Jede Sprache ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, u. wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjektivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjektivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objektivem. Die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen der Welt u. dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntnis der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Weg der Erscheinung stückweise u. fortschreitend wiedergewonnen. – –

Max Scheler, Zur Apologetik der Reue.

- In den Regungen des Gewissens, in seinen Warnungen, Beratungen u. Verurteilungen nimmt das geistige Auge des Glaubens von jeher die Umrißlinien eines unsichtbaren, unendlichen Richters wahr. Diese Regungen scheinen wie eine wortfreie natürliche Sprache, die Gott mit der Seele redet, u. deren Weisungen das Heil dieser individuellen Seele u. der Welt betreffen. Es ist eine Frage, die hier entschieden sei: ob es überhaupt möglich ist, die besondere Einheit u. den Sinn der sogenannten „Gewissensregungen" von dieser Deutung als einer geheimen „Stimme" u. Zeichensprache Gottes so abzulösen, daß die Einheit dessen, was wir „Gewissen" nennen, überhaupt noch fortbestände. Ich bezweifle es u. glaube vielmehr, daß ohne die Mitgewahrung eines heiligen Richters in ihnen diese Regungen selbst in eine Mannigfaltigkeit von Vorgängen – Gefühlen, Bildern, Urteilen – zerfielen u. für ihre Einheitsfassung überhaupt kein Grund mehr vorläge. Auch scheint es mir keines eigentlichen deutenden Aktes zu bedürfen, um der seelischen Materie dieser Regungen die Funktion, dadurch sie einen solchen Richter präsentieren, erst zu verleihen. Sie selbst üben von sich her diese Gott präsentierende Funktion aus, u. es bedarf umgekehrt eines Augenschließens u. Wegsehens, um diese Funktion zu verbergen. Wie sich Farben- u. Tonerscheinungen, anders als Schmerz u. Wollust, nicht als bloße Empfindungszustände unseres Leibes geben (die einfach sind, was sie sind), sondern von Haus sich geben als gegenständliche Phänomene, die ohne ihre Funktion, uns mir ihrem eigenen Gehalt zugleich Kundschaft von einer wirklichen Welt zu bringen, gar nicht empfunden sein können: so wohnt auch diesen Regungen von Haus aus die Sinnbezüglichkeit auf eine unsichtbare Ordnung inne u. auf ein geistig-persönliches Subjekt, das dieser Ordnung vorsteht. Und so wenig uns von der ausgedehnten Roterscheinung der Kugel auf deren Existenz ein kausaler Schluß führt, so wenig auch von diesen Regungen ein kausaler Schluß auf Gott. Aber in beiden Fällen präsentiert sich etwas auch im Erleben, was dem präsentierenden Material transzendent ist. – –
- Die Reue ist, schon rein moralisch gesehen, eine Form der Selbstheilung der Seele, ja der einzige Weg zur Wiedergewinnung ihrer verlorenen Kräfte. Und religiös ist sie noch weit mehr: der natürliche Akt, den Gott der Seele verlieh, um zu ihm zurückzukehren, wenn sich die Seele von ihm entfernte. – –
- Unsere Natur enthält eigenartige Stufen ihres Seins, die nicht, wie flache Mo-

nismen wollen, auf eine einzige zurückzuführen sind: Geist, Seele, Leib, Körper. Aber gleichwohl finden sich auf den drei ersten Stufen Gesetzmäßigkeiten, die eine tiefe Analogie untereinander aufweisen. – –

* Zwar nicht die Wirklichkeit, wohl aber der Sinn u. der Wert des Ganzen unseres Lebens ist in einem jeden Zeitpunkt unseres Lebens noch in unsrer freien Machtsphäre. Nicht nur über unsere Zukunft verfügen wir; es gibt auch keinen Teil unsres vergangenen Lebens, der – ohne daß freilich die in ihm beschlossene Komponente von bloßer Naturwirklichkeit ebenso frei zu verändern stünde wie jene der Zukunft – nicht in seinem Sinn- u. Wertgehalt noch wahrhaft abänderlich wäre, indem er als Teilsinn zu einer (immer möglichen) neuartigen Einreihung in den Gesamtsinn unseres Lebens gebracht wird. – –
Da die volle Wirksamkeit eines Erlebnisses im Lebenszusammenhang zu seinem vollen Sinn u. seinem endgültigen Wert mitgehört, so ist auch jedes Erlebnis unsrer Vergangenheit noch wertunfertig u. sinnunbestimmt, solange es nicht alle sein ihm möglichen Wirksamkeiten geleistet hat. – –
Der „historische Tatbestand", z.B. Sinn- u. Wirkungseinheit im Sinngeflecht der menschlichen Geschichte, ist ein unfertiges u. erst am Ende der Weltgeschichte fertiges Sein. – –
Vermöchte der fallende Stein an einer bestimmten Phase seines Falles sich der vorhergehenden Phase zu erinnern – die ihn jetzt nur determiniert, die folgende Phase nach einem bestehenden Gesetz zu durchfallen –, das Fallgesetz wäre sofort aufgehoben. Denn Erinnerung ist schon der Anfang der Freiheit von der dunklen Gewalt des erinnerten Seins u. Geschehens. – –
Die gewußte Geschichte macht uns frei von der Macht der gelebten Geschichte. – –
Gewiß hätte der keine Freiheit, der nicht bereuen könnte. Aber bereuet, so werdet ihr sehen, wie ihr in Vollzug eben dieses Aktes das werdet, was ihr zur „Bedingung" des Sinns dieses Aktes zu erst törichter Weise errechnen wollt: nämlich „frei"! Ihr werdet „frei" von der fortstoßenden u. dahinreißenden Kraft der Schuld u. des Bösen in dem vergangenen Leben, „frei" von dem vor der Reue bestandenen eisernen Zusammenhang der Wirksamkeit, der immer neue Schuld aus der alten Schuld hervortreibt u. so den Schulddruck lawinenartig wachsen läßt. Nicht die bereute Schuld, sondern die unbereute hat auf die Zukunft des Lebens jene determinierende u. bindende Gewalt. Die Reue tötet den Lebensnerv der Schuld, durch den diese fortwirkt. – –

Auch der gemeine Indeterminist irrt, wo er von der Reue redet. Jene neue Freiheit, die gerade erst im Akt der Freiheit verwirklicht wird, will er ihr fälschlich als Bedingung setzen. – –

Der Weg zur äußersten Selbstverachtung geht fast immer durch unausgeführte gute Vorsätze, denen keine Reue vorherging. – –

Das konkrete Zentrum unserer sich in den Zeitablauf erstreckenden geistigen Akte, das wir die Persönlichkeit nennen, vermag von Haus aus – de jure – jeden Teil unsres abgelaufenen Lebens anzuschauen, seinen Sinn- u. Wertgehalt zu erfassen. Nur die Faktoren, welche die Auswahl aus diesem, dem Erinnerungsakt prinzipiell zugänglichen Lebensbereich leiten u. bestimmen, sind von gegenwärtigen Leibzuständen, den von ihnen abhängigen reproduzierenden Ursachen u. den assoziativen Gesetzen dieser Reproduktion, abhängig. Und darum ist auch die Reue als Akt ein wahres Eindringen in die Vergangenheitssphäre unsres Lebens u. ein wahrer operativer Eingriff in sie. – –

Reue bricht jene Schwelle des Stolzes, die aus unsrer Vergangenheit nur das aufsteigen läßt, was diesem Stolz Befriedigung gewährt u. ihn rechtfertigt. Sie wird ein Vehikel der Wahrhaftigkeit gegen uns selbst. – –

* Jenes restlose Alleinsein mit sich u. mit seiner Tat, ohne das es keine Reue gibt. – –

* Irgend ein Fühlen von Schuld … muß also auf alle Fälle den Reueakt einleiten. Seine Ausbreitung, seine Lokalisierung, Richtung, seine Tiefe jedoch wird das Gefühl der Schuld erst während der Reue u. nur durch sie finden. Ist die Schuld freilich so sehr angewachsen, daß sie selbst das Gefühl ihres Daseins ganz oder beinahe erstickt, so ist jene partielle oder totale „Verhärtung" vorhanden, welche die Reue nur schwer oder nicht mehr durchbrechen kann. – –

* Wenn es nichts anderes in der Welt gäbe, woraus wir die Idee Gottes schöpfen: die Reue allein könnte uns auf Gott aufmerksam machen. – –

Es ist furchtbar, daß wir das Leben nur gewinnen können auf dem dunklen Schmerzensweg der Reue. Aber es ist herrlich, daß es überhaupt einen Weg zum Leben für uns gibt.

Konstantin Frantz:

* Das Nationalitätsprinzip wirkt wie mit der Kraft eines Naturinstinktes, denn als Glied seiner Nation fühlt sich unmittelbar jedermann, dazu bedarf es gar

keiner besonderen Kenntnisse noch Überlegungen, schon die Sprachgemeinschaft tut hier alles. Wird nun den Leuten noch ausdrucksvoller vorgeredet, daß eben ihre Nationalität geltend zu machen ihre wichtigste u. heiligste Angelegenheit sei, da sind sie leicht genug zu fanatisieren, daß sie wie Bestien über einander herfallen. – –
Die Nationalitäten sind – nichts Naturgegebenes, sondern – erst in der Geschichte entstanden. – –
* Das Nationalitätsprinzip endet mit der Negation alles Völkerrechts. – –
* Vor Gott gilt die Nationalität überhaupt nichts. – –
Lesen wir in der Genesis, daß Gott den Menschen zu seinem Ebenbilde schuf, so muß ja freilich in dem menschlichen Wesen ein Abglanz der Gottheit liegen, nicht aber in der Nationalität, welche lediglich dieser Welt angehört u. somit etwas bloß Irdisches u. Vergängliches ist. – –

---

27. Juli.

Die „Gedoppeltheit von Bild u. Begriff" im Bewußtsein: das Wort. Das menschliche Bewußtsein ist durch das Wort, den lógos konstituiert. Ist das innerhalb des buddhistischen Geistes verständlich? Der Geist des Wortes, im Menschen lebendig geworden, verhütet das buddhistische Mißverständnis des Christentums.

Jeder Gedanke an sich hat ein ewiges Leben, wie jeder Mensch. Baudelaire, Tagebücher. Platonismus u. Christentum. Das ewige Leben des Gedankens – das ist der Traum des Menschen vom Geist. Das ewige Leben des Menschen aber, das ist kein Traum, das ist „geistige Wirklichkeit".

---

* „Dèsordre du coeur der Gegenwart" (in einem Aufsatz Max Schelers).

Jean Paul, Aus der Vorrede zu den Briefen (1799)

• Der Teufel, (glaub' ich geschrieben zu haben), ist los in diesem Jahrhundert u. der heilige Geist ebenfalls, mein Herr! Ach, eine harte Zeit steht vor der Türe, Erdfälle u. Lawinen zugleich! Es werden einige Jahrzehende kommen (denn mehrere verträgt das unsterbliche Herz des Menschen nicht), worin Chemie u. Physik u. Geogonie u. Philosophie u. Politik verschworen den Isisschleier der stillen hohen Gottheit für die Gestalt selber u. die Isis hinter ihm für Nichts ausgeben werden. –
Das der Nemesis gehorsame Herz, das bescheidenere, frömmere Zeiten erzogen haben, wird zagen vor einer frechen ruchlosen Titanenzeit, worin nur Handel u. Scharfsinn gebieten u. worin ein geistiges Faustrecht zu Gericht sitzt. Die jetzige Zeit wird von revolutionären Schatten bewohnt, die, wie die homerischen, nicht eher Kraft u. Rede haben, als bis sie Blut getrunken. Wohl ist die Menschheit erwacht – ich weiß nicht, ob im Bett oder Grab; – aber sie liegt noch wie eine erweckte Leiche umgekehrt auf dem Angesicht u. blickt in die Erde.
Diese moralische Revolution, (eine politische ist mehr die Tochter als Mutter einer moralischen), dieser Übermut des Geistes der Zeit geht bis zu den Kritikern herab, die den Dichter vor der Moral warnen u. die es lieber haben, daß er, wenn er doch einmal sich mit Stoff behängt, das kleinere Übel wähle u. eher zu tief in den unsittlichen greife als in den sittlichen. Ihr zerstörten Zerstörer, ihr werdet die Sünder, aber nicht die Dichter vermehren; leiden denn diese bei uns so sehr an der moralischen Teleologie? Und wer durch diese ein Prosaiker wird, der würde es auch durch die unsittlichste von Welt verbleiben wie die Franzosen beweisen. Ist nicht bei den zwei großen griechischen Dichtern, bei Homer u. Sophokles, die Hippokrone ein Heiliges Weihwasser, u. ihr Parnaß ein Altar der Nemesis u. ganz gebaut auf einen moralischen Sinai? –
Inzwischen wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkundigeren ein ganzes Pflanzen- u. Tierreich sich niederschlagen mußte als Blumenerde u. Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmeren Zeiten das Düngesalz der besseren. –
Jeder verbessere u. revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite u. grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunklen Bezirke u. Schachte fort, unbeküm-

mert um das Auf- u. Abrauschen der Wasserwerke; u. falls die Flammen, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert. – –
Aber wir sind alle so; die Unermeßlichkeit des Raumes bewilligen wir den Entwicklungen des Universums gern; hingegen die Unermeßlichkeit der Zeit schlagen wir ihnen ab, als gehörten nicht beide zusammen. Das tausendjährige Reich des Alls soll (verlangen wir) morgen an unserem Geburtstag draußen aber ausgeschifft vor der Türe stehen u. uns gratulieren, damit wir auch davon profitieren. – –

Oskar Ewald, Plagiate:

* Weininger hat vor allem darin geirrt, daß er das Wesen des Geistes aus dem Gegensatz des Männlichen u. Weiblichen erklärte, also in diesen Gegensatz hineinrückte – – –
Eine weitere Täuschung, die wir in seiner fehlerhaften Genietheorie zu erblicken haben. Er warf Männlichkeit u. vergeistigte Menschlichkeit u. Genialität zusammen – – –
Die wesentlichen Kundgebungen des Menschen, die des unmittelbaren Lebens, die wir als seinen Mythos u. als seine Religiosität bezeichnen, haben ebensowenig mit dem Gegensatz des Männlichen u. Weiblichen wie mit der genialen u. ungenialen Veranlagung zu schaffen. Genialität ist, wenn auch auf einer andern Stufe als Talent, ein Geheimnis der Natur, während Religion eine Offenbarung des Geistes ist. Aus ihr ein Privileg des Genies machen, ist noch verderblicher, als sie zu einer Angelegenheit der Kultur entweihen, wie es noch immer zu geschehen pflegt – – –
Wenn Weininger Wagner den größten Menschen nach Christus nennt, so verrät dies – abgesehen von der gänzlichen Verkennung aller Dimensionsverhältnisse – eine tiefe Desorientierung im Geistigen – – –
Die Probleme der inneren Heiligung durch Überwindung des Bösen. Diese haben eine ganz andere Würde u. Kraft als der Götzendienst des Genies u. die Kulturschwärmerei: u. man kann sich ihnen gar nicht zuwenden ohne letzteren zu entsagen – – –

Der Zirkusmensch u. zweifache Mörder Holzer erzählte dem F. von seinem Aufenthalt in der Strafanstalt Karlau bei Graz. Er hatte sich dort brav aufgeführt u. wurde einmal von der Erzherzogin Blanka „besichtigt". Die schenkte ihm ein Gebetbuch mit elfenbeinernem Deckel. F. fragte ihn, was er sich denn eigentlich gedacht habe, als die Erzherzogin so mit ihm sprach u. ihm das Gebetbuch schenkte. Worauf Holzer antwortete: „Ich hab mir denkt, Herrschaft, wann ma dös Mensch haben könnt". – Das gehört nicht nur zur Psychologie des Schwerverbrechers, sondern ebenso gut zu der hoher Damen, die das Bedürfnis haben, sich Schwerverbrecher in den Strafanstalten vorführen zu lassen. Dieser Holzer hat wahrlich psychologisch richtig reagiert.

---

* Karl Kraus: Mahnung

Willst vor Dir selbst in Ehren Du bestehn,
Darfst Du mit einem Weib zu Gott nicht gehn.

Denk dreist vor jedem heiligen Gesicht:
So scheint es; doch grad diese ist es nicht.

Erspar der Wahrheit allen harten Streit –
Gewahr des Spieles dieser Scheinbarkeit.

Denn dringst Du tiefer, geht es abwärts; und
Gehst auf den Grund Du, schwindet Dir der Grund.

Wie Deine Seele auch betreut das Haus:
Die andere fand anderwärts hinaus.

Und hast in einem Luftschloß Du gewohnt,
So war sie längst bei einem Mann im Mond.

Dein Wort vermaß sich; u. es blieb ein Schall,
Ein jeder Narr hat seinen Ausnahmsfall.

[illegible]

lassen. Dieser [illegible] wahrlich psychologisch richtig zeigen.

Karl Krause: Mahnung

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

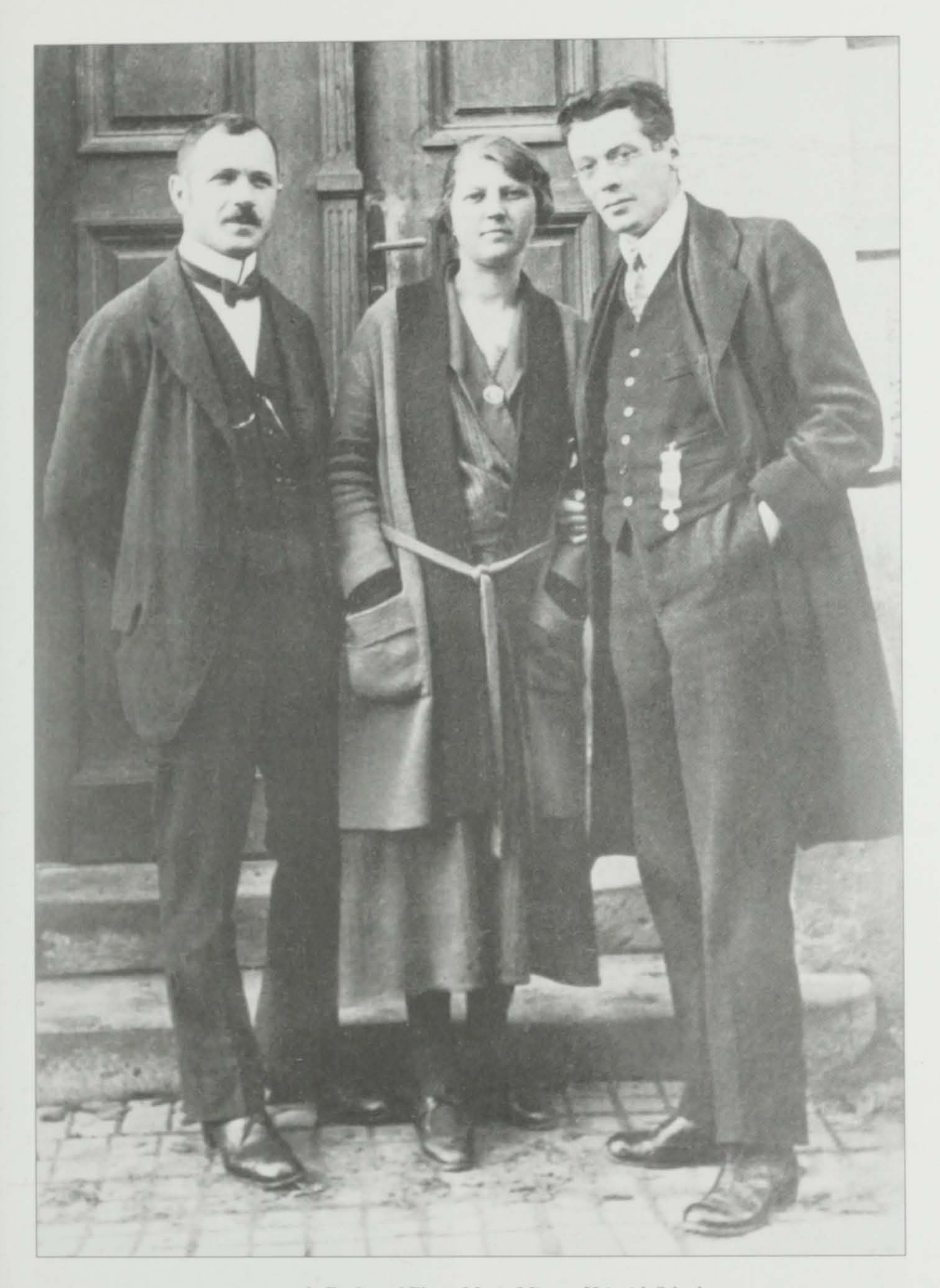
Wie Deine Seele auch [illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]







1 v. r. n. l.: Ferdinand Ebner, Maria Mizera, Heinrich Schach.



2 Gablitz im Wienerwald.



3 Luise Karpischek.



4 Josef Matthias Hauer.



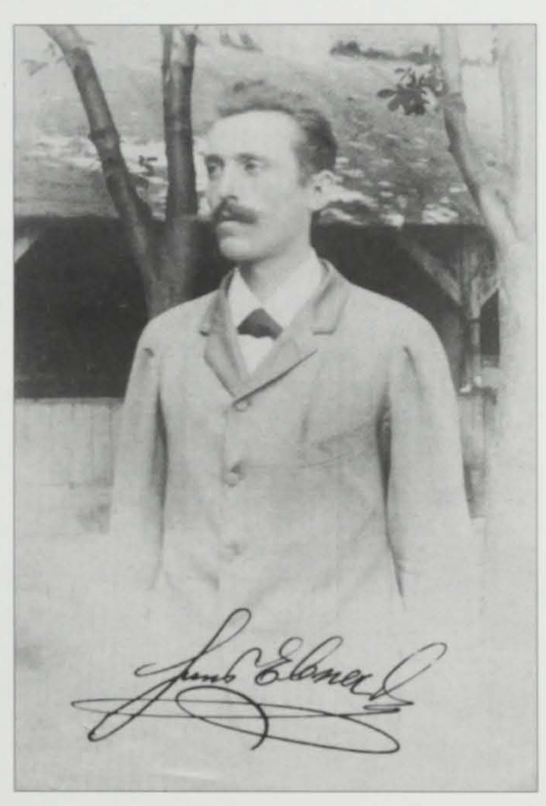
5 Anna Waeger, geb. Ebner.



6 Hedwig Waeger.



7 Maria Moth, geb. Ebner, und ihre Tochter Johanna.



8 Hans Ebner.

9 Ferdinand Ebner: *Tagebuch*. Eintragungen vom 19. 8. 1920.

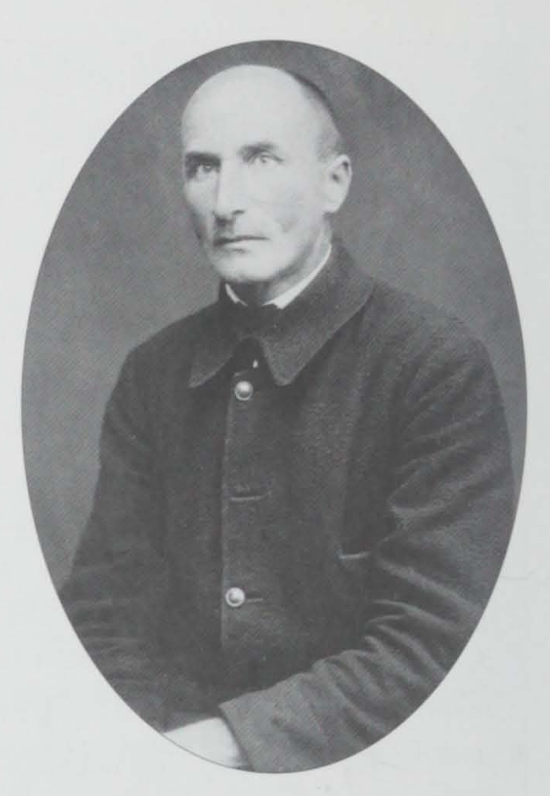
Mühlau, 1. August 1920

Liebe Luise,

10 Ferdinand Ebner: Brief an Luise Karpischek aus Mühlau vom 1. 8. 1920.



11 Ludwig von Ficker, um 1920.



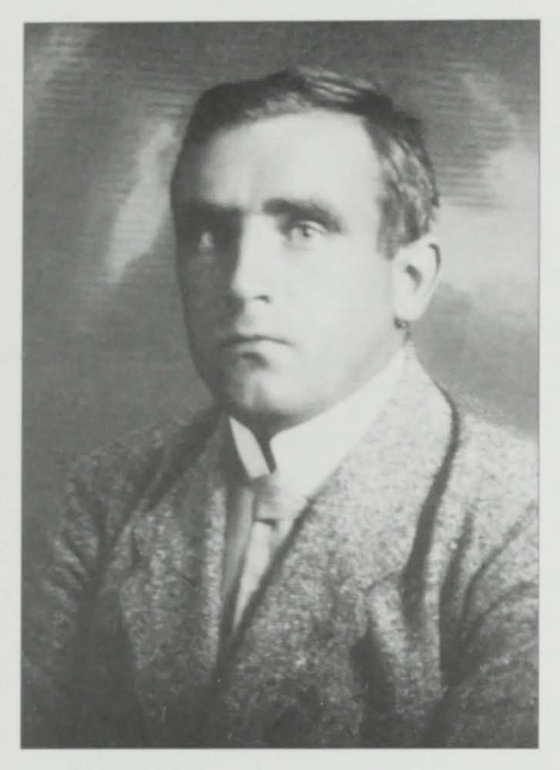
12 Carl Dallago, um 1914.



13 Theodor Haecker, um 1914.



14 Karl Kraus, um 1913/14.



15 Paul Bargehr, um 1920.



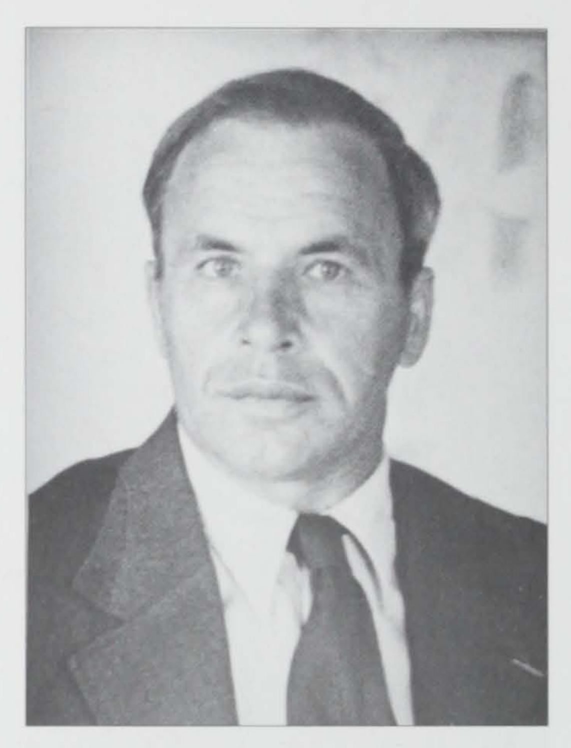
16 Karl Röck, Februar 1917.



17 Daniel Sailer, um 1925.



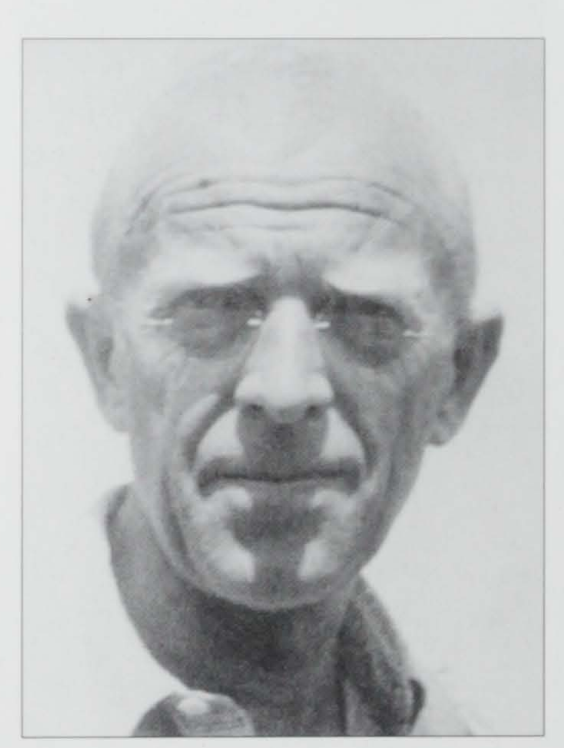
18 Bruno Sander, um 1920.



19 Erich Lechleitner, 20er Jahre.



20 Othmar Zeiller, um 1918.



21 August Haas, 40er Jahre.



22 Anton Schönbichler.



23 Rosa Lechleitner und Ludwig von Ficker, Radierung von Erich Lechleitner, um 1920.



24 Ludwig von Ficker am Schreibtisch im Arbeitszimmer der Rauch-Villa, um 1909.



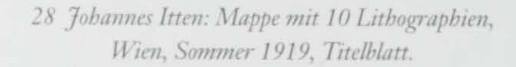
25 Crescentia „Zenzi" Sild, geb. von Ficker, 20er Jahre.



26 Georg Trakl im Kreis der Familie Ficker, 1914. v.l.n.r.: Paula Schmid, Birgit von Ficker, Ludwig von Ficker, Cäcilie „Cissi" von Ficker, Florian von Ficker, Georg Trakl, Marie Dopsch, geb. von Ficker.



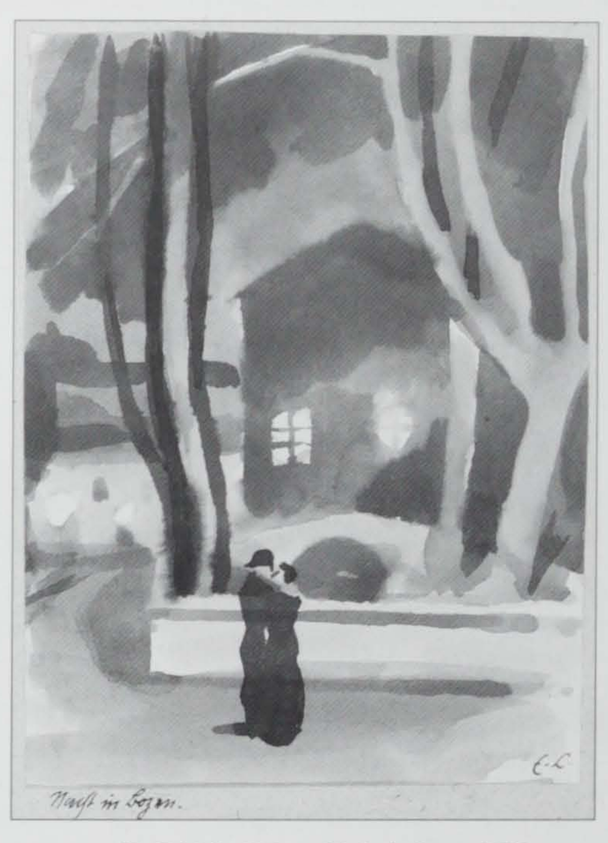
27 Die Rauch-Villa in Mühlau von Südosten, um 1909. Wohnung der Familie Ficker im Hochparterre. Südliche Fensterreihe: in der Mitte die Fenster aus L. v. Fickers Arbeitszimmer, links außen die Fenster aus der „Loggia", die wahrscheinlich von Ferdinand Ebner bewohnt wurde.



28 Johannes Itten: Mappe mit 10 Lithographien, Wien, Sommer 1919, Titelblatt.



29 Johannes Itten: Blatt 1 aus der Mappe.



30 Erich Lechleitner. Nacht in Bozen. 1912.



31 Erich Lechleitner. Winternacht in Tirol. 1912.



32 Erich Lechleitner. Nacht im Süden. 1912.

33 Erich Lechleitner. Ohne Titel. 1912.



34 Blick auf Mühlau nach Westen.



35 Schillerhof oberhalb von Mühlau, im Hintergrund die Mühlauer Klamm.



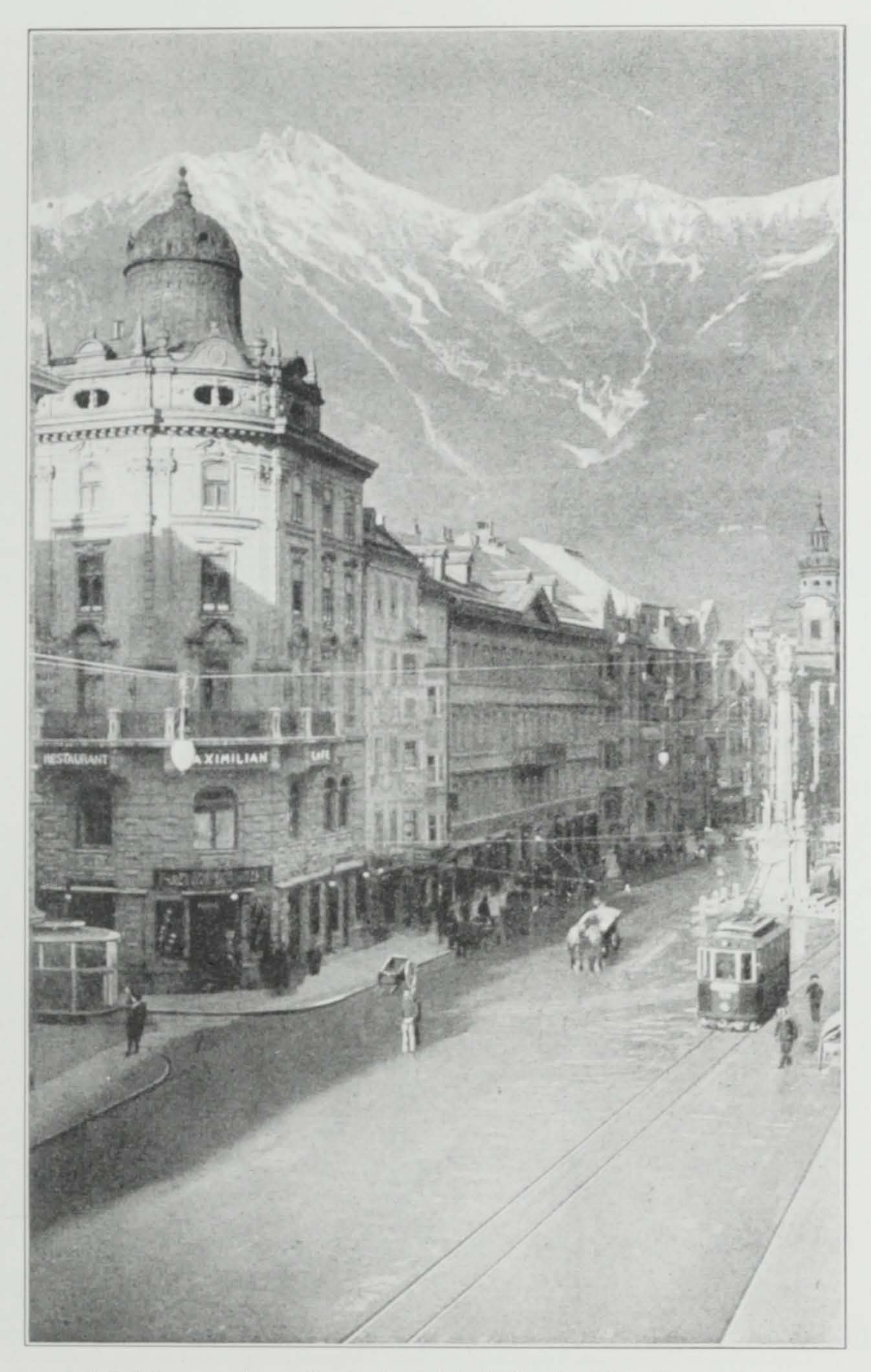
36 *Exlhaus in der Mühlauer Klamm.*



37 Alte Kettenbrücke über den Inn, 1938 abgerissen.



38 Weiherburg mit Blick auf Mühlau.



39 Café-Restaurant Maximilian, Innsbruck, Ecke Anichstraße – Maria-Theresien-Straße.

40, 41 Café-Restaurant Maximilian, Räume im ersten Stock. Treffpunkt des „Brenner"-Kreises. Aufnahme vermutlich vor dem Ersten Weltkrieg.



42 Gasthaus Bretze in Hall.



43 Gasthaus Bretze, „Künstlerstübchen" im ersten Stock.



44 Gasthof Giner (heute Purner) in Thaur, um 1930.



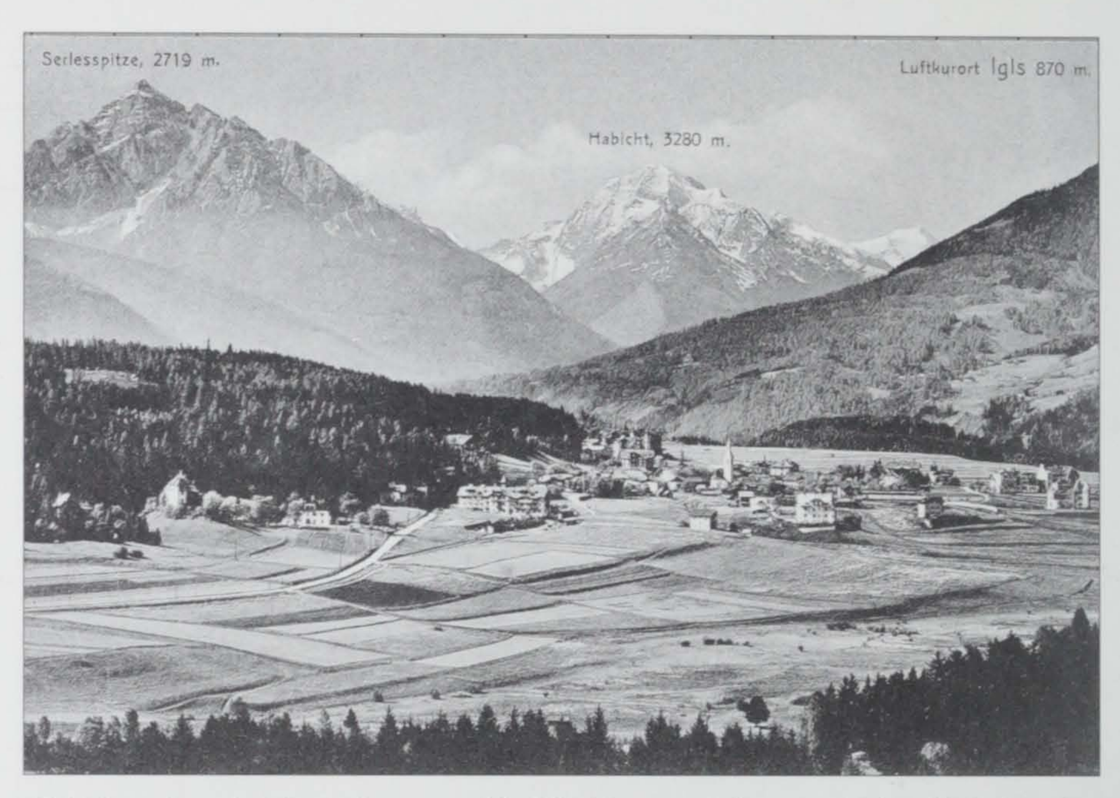
45 Gasthof Bierwirt in Amras.



46 Schloß Ambras, vom Schloßpark aus gesehen. 1907.



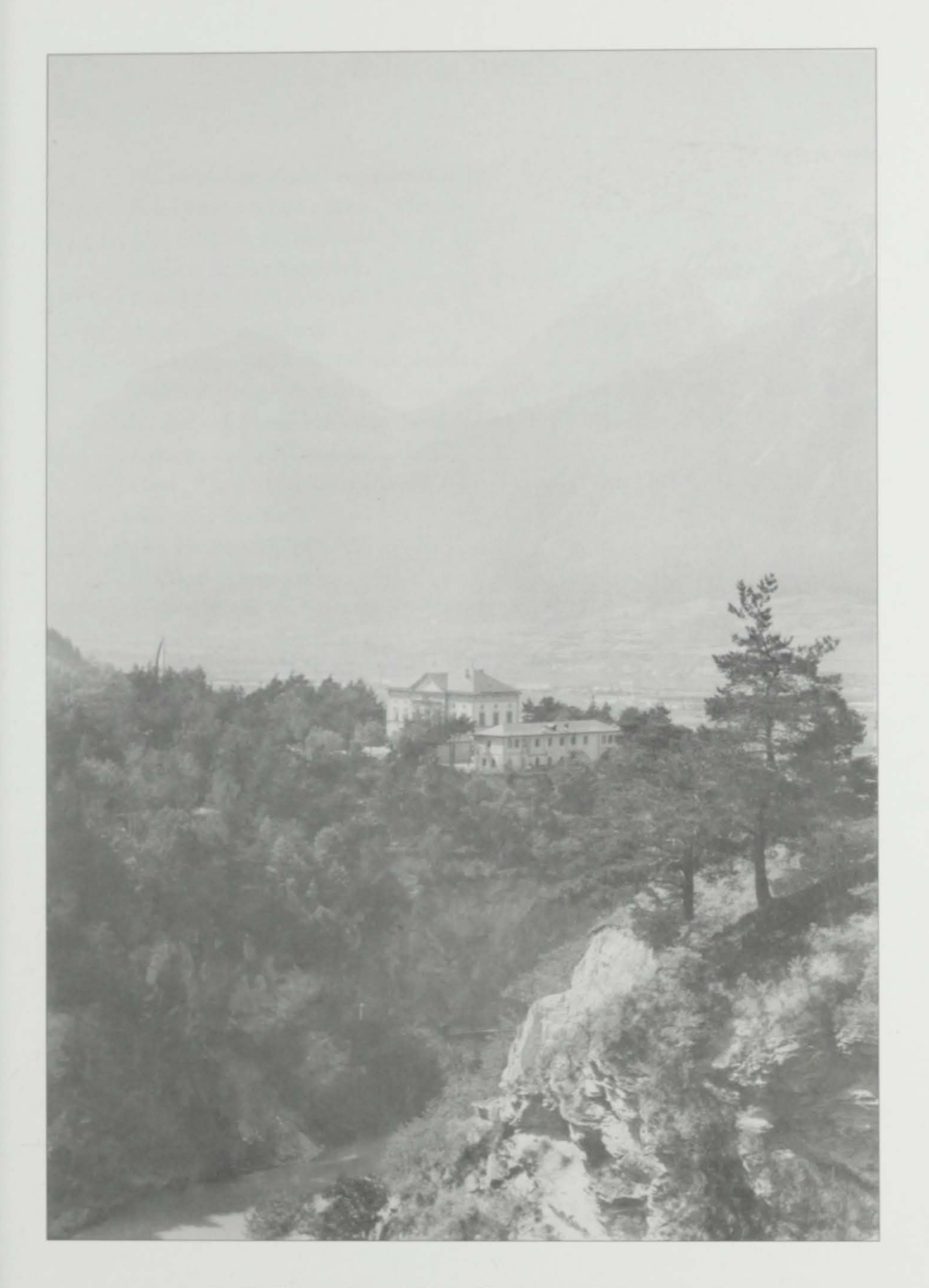
47 Die Hohenburg, östlich von Igls. Wohnort von L. v. Fickers Bruder Rudolf.



48 Blick vom Lanserkopf über den Lansersee und das Viller Moor gegen Südwesten nach Igls, auf die Serles und ins Stubaital.



49 Stubaitalbahn nach der Station Sonnenburghof auf der Fahrt ins Stubaital. Im Hintergrund die Serles.



50 Sillschlucht mit Bergisel. Blick auf Innsbruck und die Martinswand.



Bildnachweis

1–4: Fotosammlung Franz Vormaurer, Gablitz.
5–8: Fotosammlung Lucia Ebner, Wien.
9, 10, 11, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 20, 24, 26, 27, 48:
Brenner-Archiv, Innsbruck.
13: Privatbesitz, Hall in Tirol.
19, 21: derzeit: Brenner-Archiv.
22: Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck.
23: Walter Methlagl: Zum kulturellen Leben in Tirol nach dem Ersten Weltkrieg, in: Literatur und Sprachkultur in Tirol, Innsbruck 1997, S. 425.
25: Alpenvereinsmuseum, Innsbruck.
28, 29: Dieter Bogner, Eva Badura-Triska: Johannes Itten, Wien 1988, S. 70.
30–33: Nachlaß Erich Lechleitner.
34, 35, 36, 37, 38, 39, 46, 47, 49, 50:
Stadtarchiv, Innsbruck.
40, 41: Wagner'sche k. k. Universitätsbuchdruckerei.
42, 43: Fotoarchiv Stockhammer, Hall in Tirol.
44: Chronos, Verein für Dorfgeschichte, Thaur.
45: Hye, Franz-Heinz: Amras, Innsbruck 1989, S. 127.

Einzelstellenkommentar



Erläuterungen zum Tagebuch und zu den Notizen

23. 7. 1920

Kirchstetten: Ort an der Westbahn nahe St. Pölten, Niederösterreich.
Gablitz: Ort im Wienerwald in der Nähe von Wien zwischen Purkersdorf und Sieghartskirchen. Gablitz war seit 1912 der Wohnort Ebners.
Schach: Heinrich Schach: Lebensdaten nicht ermittelt. Lehrerkollege und Freund von Ebner. Schach war am 18. Juni 1926 vor dem Gericht eines homosexuellen Verhältnisses zu einem minderjährigen, ehemaligen Schüler für schuldig befunden und zu zwei Monaten Arrest verurteilt worden. Aufgrund eines Beschlusses der Disziplinarkommission vom 8.7.1927 durfte Schach im Schuldienst verbleiben, wurde allerdings versetzt. Ebner hatte für die schulamtliche Disziplinaruntersuchung die Verteidigung von Schach übernommen und eine umfangreiche Verteidigungsschrift verfaßt.
L.: Luise Karpischek: geb. 12.1.1873, Theresienfeld; gest. 3.5.1954, Wiener Neustadt. Handarbeitslehrerin in Vöslau. Am 18. März 1900 lernte Luise Karpischek, eine Freundin von Ebners Schwester Maria, Ferdinand Ebner kennen. Dieser Tag war der Beginn einer jahrelangen Freundschaft, die zu einem umfangreichen Briefwechsel zwischen den beiden führte (ca. 1.300 erhaltene Exemplare). Mit der Heirat Ebners 1923 kam die Korrepondenz zum Erliegen und wurde erst kurz vor seinem Tode 1931 wiederaufgenommen.

24. 7. 1920

Wels: oberösterreichische Stadt an der Traun zwischen Linz und Salzburg. Dort lebte die Mutter Ebners zusammen mit seiner Schwester Maria.
Anna Ebner geb. Gosch: geb. 30.9.1837, Klein Höflein (Burgenland); gest. 18.5.1922. Mutter von Ferdinand Ebner. Sie heiratete am 10.9.1867 Johann Ebner und gebar sieben Kinder (Anna, Maria, Hans, Josefine, Susanne, Ferdinand und Ferdinand), von denen zwei bereits als Kinder starben (Susanne und der erste Ferdinand, der nicht lange vor Ferdinand Ebners Geburt dreijährig gestorben war). Anna Ebner litt in den Jahren vor ihrem Tod an einer Geisteskrankheit, von der Ebner befürchtete, daß sie auch ihm bevorstehen würde. Im Brief an Luise Karpischek vom 24.6.1919 schreibt Ebner über seine Mutter: „Heute erhielt ich endlich eine Nachricht aus Wels. Mit dem Zustand der Mutter ist es wirklich ein großer, unsagbarer Jammer – für sie, für ihre Umgebung. Sie ist schon wieder einmal ‚durchgegangen' und wurde bis Mitternacht mit Zuhilfenahme der Polizei gesucht. Die Unterbringung in einer Anstalt – übrigens würde sie nur in Mauer-Öhling aufgenommen – ist kaum weniger kostspielig als die Haltung einer Pflegerin im Haus, für unsre Verhältnisse also unerschwinglich. Wenn ich an alles das denke, dann überkommt mich eine innere Müdigkeit, daß ich nicht weiß, wie ich weiterleben kann."

Maria Moth geb. Ebner, genannt Mitzi: geb. 2.11.1872; gest. 1952. Schwester von Ferdinand Ebner. Maria übernahm neben Anna eine wichtige Rolle in der Erziehung Ferdinand Ebners. Im Gegensatz zu Anna kam sie nicht zu den Verwandten Spieß, sondern blieb im Elternhaus, wuchs also gemeinsam mit Ferdinand und Josefine auf. Sie lebte in Wels und pflegte dort ihre Mutter.

Zell am See: Stadt im Bundesland Salzburg. 1920 gab es noch keinen Korridorzug über das „deutsche Eck", sondern die Züge fuhren von Salzburg über Schwarzach-St. Veit, Zell am See, Wörgl nach Innsbruck.

Mandeln: eigentlich „Heumandeln". Mundartlich für „Männchen". Entsprechende Formen, in die das gemähte Gras zum Trocknen gebracht wird.

Westendorf: Ort im Brixental zwischen Kitzbühel und Wörgl.

An Ort u. Stelle: Ebner wohnte in der Rauch-Villa am Schloßfeldweg im Dorf Mühlau, das nordöstlich an Innsbruck angrenzt. Ludwig von Ficker war dort am 21.12.1908 in die neueingerichtete Wohnung im Hochparterre eingezogen.

Leopold Rauch (1835–1908) ließ 1905 die Rauch-Villa vom Baumeister Josef Retter als zweigeschoßigen Villenbau mit freiem Untergeschoß in einfacher kubischer Form mit Zeltdach und durch Gesimse gegliederte Fassade errichten. Sie erhielt die für das alte Mühlau typische Färbung in Ockergelb.

Herr F.: Ludwig von Ficker: geb. 13.4.1880, München; gest. 20.3.1967, Innsbruck/Mühlau. Ältester Sohn des Rechtshistorikers Julius von Ficker, wuchs in München auf. 1896 Übersiedlung nach Innsbruck, wo er erste schriftstellerische Versuche unternahm. Juristische, germanistische und kunsthistorische Studien in Innsbruck, Berlin, Wien und Rom kamen nicht zum Abschluß. Am 1. Juni 1910 erschien das erste Heft des *Brenner*, der, neben seiner umfangreichen Korrespondenz, sein Lebenswerk werden sollte. Der Hauptmitarbeiter der Zeitschrift war lange Zeit Carl Dallago. Schon bald wurde der *Brenner* zur Stimme der Avantgarde in Österreich. Im Mai 1912 brachte der *Brenner* erstmals ein Gedicht von Georg Trakl, der von da an in fast jedem Heft der Vorkriegsjahrgänge vertreten war. Kritische und essayistische Beiträge erschienen u. a. von Max von Esterle, Adolf Loos und vor allem von Theodor Haecker, der in seinen Übersetzungen und Interpretationen nachdrücklich auf Sören Kierkegaard hinwies.

Durch Karl Kraus' Äußerung über den *Brenner* – „Daß die einzige ehrliche Revue Österreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Österreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint." (F, 368/369, S. 32) – kam es zum Kontakt mit Ludwig Wittgenstein und zu dessen Spende an Ficker, der die Begünstigten aussuchen sollte. Im Ersten Weltkrieg rückte Ficker am 15.2.1915 zum 2. Tiroler Kaiserjägerregiment ein. Ende Juni wurde die Einheit nach Beneschau in Böhmen verlegt. Im Jänner 1916 erfolgte der erste Einsatz an der Südtiroler Hochgebirgsfront. 1917 Verwundung und Erholung u. a. in Wien. Den Zusammenbruch der Donaumonarchie 1918 erlebte Ficker in einem Heimkehrerlager in Galizien, von dem aus er gegen Jahresende auf Umwegen nach Tirol zurückkehrte.

Die Bekanntschaft mit Wittgenstein führte unmittelbar nach dem Krieg zu der Korrespondenz über eine eventuelle Herausgabe des *Tractatus* im Rahmen der Fickerschen Verlegertätigkeit.

In der Zeitschrift kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Dallago, Haecker und dem neu hinzugekommenen Ferdinand Ebner um Christentum und Kirche, die schließlich zum Ausscheiden Dallagos führte. Die lyrische Tradition setzten Anton Santer, Friedrich Punt, Josef Leitgeb und die Schriften aus dem Nachlaß von Franz Janowitz fort.
In der Phase der Beruhigung, die etwa 1926 auf die heftigen weltanschaulichen Auseinandersetzungen folgte, gewann der *Brenner* durch Beiträge von Gertrud von Le Fort, Paula Schlier und Hildegard Jone eine neue Identität innerhalb kirchlich vermittelter Glaubenswahrheit. Mit Paula Schliers Betrachtungen zum Wesen der Kirche und Ignaz Zangerles Analyse ihrer Situation, sowie mit Übersetzungen Haeckers aus dem Werk von Kardinal Newman äußerte sich die Zeitschrift in den dreißiger Jahren als Sprecherin für eine damals noch ungewohnte, dem Laien zugewandte Katholizität. Seit dem Ersten Weltkrieg war die Herausgabe des *Brenner* und der Betrieb des damit verbundenen Brenner-Verlags durch die prekäre ökonomische Lage Fickers beeinträchtigt. 1921 mußte er den Verlag an den Innsbrucker Universitätsverlag Wagner verkaufen und wurde selbst als Lektor angestellt. Allerdings blieb der Brenner-Verlag als selbständige Einheit erhalten, und Ficker konnte seine Herausgeberfunktion unbehindert weiterführen. 1928 verlor er die Stelle und war dann Korrektor bei den *Innsbrucker Nachrichten* und beim Deutschen Alpenverlag in Innsbruck.
Nach zwölfjähriger durch Krieg und Verbot bedingter Pause erschien der *Brenner* wieder 1946, 1948 und 1954, jeweils als Jahrbuch. In der letzten Folge gab ihm Ficker mit seinen Erinnerungen an die hervorragendsten Mitarbeiter sowie an Rainer Maria Rilke und an Ludwig Wittgenstein sein „Abschiedsgesicht“. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Ficker bis zu seinem Tod in engstem Kontakt mit der jungen und jüngsten Künstlergeneration, u. a. Paul Celan, Christine Busta, Christine Lavant, Thomas Bernhard und H. C. Artmann. Freundschaft mit Martin Heidegger und Korrepondenz mit Theodor W. Adorno.
Aufsatz Tiefenbrunners: Auf den Brenner-Aufsatz Ebners „Das Kreuz und die Glaubensforderung“ (B VI, H 3, S. 200–215) reagierte der Münchner Theosoph Heinrich Tiefenbrunner mit einem Brief an Ludwig von Ficker, in dem er dem christlichen Paradox, daß Gott zu einem bestimmten, in der Vergangenheit liegenden Zeitpunkt Mensch geworden ist und durch Kreuz und Auferstehung Sünde und Tod überwunden hat, entgegenhält, daß das größere Paradox in der bloßen Möglichkeit liege, daß Gott in der Gegenwart als leidender Mensch auftritt. Ficker wollte daraufhin eine Auseinandersetzung zwischen Tiefenbrunner und den Brenner-Mitarbeitern Ferdinand Ebner und Carl Dallago im *Brenner* initiieren, zu der es aber nicht kam. Ebner entsprach der Bitte Fickers und nahm in einem Brief an ihn (10.3.1920) zu Tiefenbrunner Stellung, in dem er Tiefenbrunner entgegenhält, daß sein Paradox das christliche Paradox voraussetzt. Weder diese Stellungnahme noch der Aufsatz Tiefenbrunners „Über das christliche Paradox“ wurden von Ficker veröffentlicht. Das Manuskript dieses Aufsatzes ist nicht erhalten (vgl. Das galiläische Paradox, in: *Wort und Wahrheit*, XXII, 1964, S. 698 ff.; Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 264 f., 514 f., 520 f.)
Heinrich Tiefenbrunner: gest. 4.1.1962, München. Werke u.a.: *Theosophie. Wesen und Erscheinung*, München, Berlin 1923.

D i e F r a g m e n t e : Hauptwerk Ebners mit dem Titel *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente.* Zum Druck kam es erst im September 1921. Über die Rolle der *Fragmente* im Mühlauer Tagebuch siehe den Aufsatz S. 173.

25. 7. 1920

K a r d i n a l N e w m a n : John Henry Newman: geb. 21.2.1801, London; gest. 11.8.1890, Birmingham. Anglikanischer, später (Konvertierung 1845) katholischer Theologe und Kardinal. 1833 hatte er die Oxfordbewegung gegründet, eine Erneuerungsbewegung innerhalb der englischen Kirche, gegen den zeitgenössischen Liberalismus und den staatlichen Säkularismus. Er kam zur Auffassung eines Stufenbaus der göttlichen Ordnung in der Welt und der Kirche als sakramentaler Verleiblichung des Unsichtbaren. Newman forderte „eine freie Wissenschaft unter einem Dach mit der Theologie" gegen die päpstlichen Vorbehalte gegenüber den staatlichen Universitäten. Zunächst Gegner, nach 1870 Befürworter der Unfehlbarkeit des Papstes. Seine Bedeutung liegt in der Durchdringung geschichtlicher Erfahrungen der Kirchen der Reformation und der katholischen Kirche, die auf ein ökumenisches Ziel hinführen soll. Sein geschichtliches Denken wirkte bis in die Theologie des 2. Vatikanischen Konzils hinein. Newmans Gesamtausgabe, in der nur seine selbständigen Veröffentlichungen enthalten sind, umfaßt 36 Bde. (1868–1881). Werke u. a.: *Lectures on the Prophetical Office of the Church* (1837); *University Sermons* (1843); *Parochial and Plain Sermons* (1834–42); *Essay on the Development of Christian Doctrine* (1845) und schließlich sein oft als Hauptwerk bezeichnetes Buch *Essay in Aid of a Grammar of Assent* (1870).

d e r G l a u b e a n e i n e n G o t t : B VI, H 6, S. 404–423. Der Text stammt aus dem von Haecker übersetzten und 1921 erschienenen Werk Newmans *Philosophie des Glaubens* (Grammar of assent), V. Kapitel, § 1 mit Einleitung. Weitere Auszüge aus diesem Werk erschienen in folgenden Brenner-Heften:

- Der Glaube an die heilige Trinität: B VI, H 7, S. 504–520.
- Über Gewißheit / Der Folgerungssinn: B VI, H 10, S. 746–771.

H a e c k e r : Theodor Haecker: geb. 4.6.1879, Eberbach; gest. 9.4.1945, Usterbach bei Augsburg. Schriftsteller, Übersetzer (Kierkegaard, Newman, Thomson, Vergil), Philosoph, Theologe. Wegen einer Krankheit seiner Mutter mußte Haecker das Gymnasium vorzeitig verlassen und eine kaufmännische Lehre antreten (1894–1901). Ab 1901 an der Universität Berlin, wo er Dilthey und Wilamowitz hörte. Holte das Abitur nach (1905) und setzte (1905–1911) seine Studien an der Universität München fort. Fast ausschließlich Autodidakt. Von großem Einfluß auf ihn waren Bergson, Husserl und Scheler, bei dem Haecker seit 1907 regelmäßig an Vorlesungen und Übungen teilnahm und dem er 1910 persönlich näher trat, sowie – außerhalb des akademischen Bereichs – Karl Kraus. Religiöse Anregungen stammen von Hilty und Blumhardt, die ihn zur entscheidenden Begegnung mit Werken Kierkegaards und Newmans führten (deren Sprache er lernte, um sie im Original lesen und ins Deutsche übertragen zu können). Seit 1909 arbeitete er für den Verlag F. Schreiber in München, seit 1911 Redakteur der *Meggendorfer Blätter* (Mün-

chen), die von seinem Freund Ferdinand Schreiber herausgegeben wurden. Seine Bücher schrieb er fast ausschließlich nachts. 1918 Heirat, ab 1919 neben Dallago und Ebner einer der Hauptmitarbeiter des *Brenner*. 1920 Konversion zur katholischen Kirche unter dem Einfluß Newmans. 1921 Verschärfung des Konfliktes mit Dallago, dessen Kritik an der katholischen Kirche Haecker zu weit ging. Als Folge davon allmählicher Rückzug aus dem *Brenner* und verstärkte Publikation in der von Carl Muth herausgegebenen Zeitschrift *Hochland*. 1933 Verhaftung wegen seines Aufsatzes „Betrachtungen über Vergil, Vater des Abendlands", der im *Brenner* erschienen war. Rede- und Veröffentlichungsverbot. Ab 1941 Kontakt mit den Geschwistern Scholl und der „Weißen Rose". 1944 zerstörten Bomben seine Wohnung in München, worauf er in Usterbach bei Augsburg Zuflucht suchte. Er starb am 9. April 1945. Werke: Gesamtausgabe im Kösel Verlag, München: I, *Essays* (1958); II, *Tag- und Nachtbücher* (1939–45); III, *Satire und Polemik. Der Geist des Menschen und die Wahrheit* (1961); IV, *Was ist der Mensch? Der Christ und die Geschichte. Schöpfer und Schöpfung* (1965); V, *Vergil, Vater des Abendlands. Schönheit. Ein Versuch. Metaphysik des Fühlens* (1965).
Ebner lernte Haecker über dessen Veröffentlichungen im *Brenner* kennen. 1919 schickte er das Manuskript der *Fragmente* an Haecker, der es an Ludwig von Ficker weiterleitete. Persönlich haben sich beide nie kennengelernt. Ebner registrierte eine für ihn merkwürdige Zurückhaltung Haeckers ihm gegenüber, die er sich so zu erklären versuchte, daß seine kirchenkritischen Beiträge im *Brenner* dem überzeugten Katholiken Haecker mißfallen hätten.

Brief nach Zürich: Adressat ist Ebners Nichte Hedwig. Der Brief ist nicht erhalten.
Hedwig Waeger: Lebensdaten nicht ermittelt. Eines der vier Kinder von Ebners Schwester Anna. Lebte in Zürich.

Santer: Bruno Sander, Pseudonym: Anton Santer: geb. 23.2.1884, Innsbruck; gest. 5.9.1979, ebenda. Geologe, Schriftsteller. Studium der Zoologie, Mineralogie, Botanik, Physik und Mathematik in Innsbruck, wo er 1907 mit einer Arbeit über den Brixner Granit promovierte. Nach zweijähriger Tätigkeit an der TH Wien Assistent an der Universität Innsbruck, wo er sich 1912 habilitierte. Im Februar 1913 wurde er zum Praktikanten der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien ernannt und als solcher mit geologischen Aufnahmen in Südtirol betraut. Während des Krieges war er zwei Jahre lang Lagerstättenbegutachter für das österr. Kriegsministerium in Bulgarien und in der Türkei, wo er bis Anfang 1919 interniert war. Stand bereits vor dem Ersten Weltkrieg in lockerer Verbindung mit dem *Brenner*-Kreis. Sein damaliges Verhältnis zu Georg Trakl schildert er im Rückblick nüchtern als eines der „freundschaftlichen Parallelität", Ludwig von Ficker nannte er seinen „ersten Leser". Trat nach dem Krieg in enge Beziehung zu den Tiroler Schriftstellern Josef Leitgeb, Friedrich Punt, Karl Röck und Daniel Sailer sowie zum Maler Erich Lechleitner. Bis zu seiner Ernennung zum Professor in Innsbruck (1922) arbeitete er vor allem als kartierender Geologe in Tirol. 1930 erschien das Werk *Gefügekunde der Gesteine mit besonderer Berücksichtigung der Tektonite*, 1948–1950 sein Hauptwerk *Einführung in die Gefügekunde geologischer Körper* (englisch 1970), das als eine der wichtigsten Publikationen dieses Faches gilt. Seine erste literarische Arbeit erschien 1914 unter dem Pseudonym Anton Santer: *Strafen des Schwärmers; Trübungen im schönen Land* (1915); *Gedichte* 1915–1918 (1919); *Nachruf* (1921). Vgl. auch die Neuveröffentlichung *Variationen* (1986, Brenner-Studien, Bd. 7).

u. F r a u : Elisabeth Sander geb. Holzknecht: geb. 31.7.1897, Meran; gest. 17.12.1997, Bandol, Frankreich. 1914–18 Rote-Kreuz-Freiwillige, 1920 Heirat mit Bruno Sander.
G l o s s e n : Gemeint ist der *Brenner*-Aufsatz „Glossen zum Introitus des Johannes Evangeliums“, B VI, H 8, S. 563–589.
P r o f e s s o r L e c h l e i t n e r : Erich Lechleitner: geb. 10.6.1879, Innsbruck; gest. 26.7.1959, ebenda. Maler, Schnitzer. Besuchte die Innsbrucker Gewerbeschule und kam dann mit einem Stipendium nach Wien in die Kunstgewerbeschule, wo er die Klasse für Bildhauerei und Ziselierkunst absolvierte. Ab 1903 Zeichenlehrer in Triest, legte zwei Jahre später die Lehramtsprüfung aus Freihandzeichnen, Mathematik und Geometrie ab. 1900–1910 Lehrer in Cilli (Slowenien). 1910 Studienurlaub in München, Paris (Einfluß von Cézanne, Matisse und den Kubisten), London, Amsterdam und Den Haag. Von 1912 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1936 Zeichenlehrer in Innsbruck und Inspektor für Kunsterziehung für Westösterreich. Hat zeit seines Lebens nie Bilder ausgestellt. Sie waren nur dem engsten Freundeskreis bekannt: Max von Esterle, Bruno Sander, Josef und Rudolf Leitgeb, Daniel Sailer, Karl Röck, Friedrich Punt, Ludwig von Ficker. 1961 und 1971 fanden in Innsbruck Gedächtnisausstellungen statt. – Die Gedichte Sanders zu den Bildern Lechleitners sind in B VI, H 3, S. 173–177 veröffentlicht worden.
Obwohl Ebner von der Persönlichkeit Lechleitners beeindruckt war, scheint es nach der ersten Begegnung während des Aufenthaltes in Mühlau 1920 außer einem Brief von Lechleitner keinen dauernden Kontakt gegeben zu haben. Lechleitner kannte die *Fragmente*, stand ihnen aber kritisch gegenüber, wie aus seinen Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht. 1924 erhielt Ebner von Ficker zu Weihnachten das eben im Brenner-Verlag erschienene Buch Lechleitners *Bild und Schnitzwerk*, um das er 1931 Ficker noch einmal bat, wahrscheinlich, weil er es Luise Karpischek schenken wollte.

26. 7. 1920

ü b e r d a s s o n d e r b a r e V e r h a l t e n H a u e r s : In Briefen an Hüttl und Deutsch bringt Hauer seine ambivalente Haltung gegenüber Kraus folgendermaßen zum Ausdruck: „Ich bin aber jetzt recht zufrieden, dass ich mit dem ganzen Aesthetizismus, dem die Chaotiker: Loos, Kokoschka, Schönberg, Kraus ... mit Haut und Haaren verfallen sind, gründlich Mode gemacht habe; soweit es meine eigene Haut selbst angeht. Das andere wird der Ebner machen, der ja auch nicht aufs Hirn g’fallen ist“ (Brief Hauers an Hüttl vom 23.2.1919).
„Einen Katzenjammer hat man immer nach einem Rausch. Ich habe jetzt einen grossen Rausch so ziemlich hinter mir, nämlich den ästhetischen Rausch, der sich am stärksten eben beim ‚Musiker‘ geltend macht. Nun ist mir die ‚Kunst‘ gleichgiltig geworden. [...] Ich habe ja den ‚Nurkünstler‘, den Aestheten immer im geheimen verachtet. Ich mußte aber doch, kraft meiner sinnlichen Veranlagung, durch ihn hindurch. [...] Ein Mensch, der meine Musik wirklich versteht, wird also aufhören zu musizieren und sich um Kunst nicht mehr kümmern, oder milder gesagt: vom Aesthetischen immer mehr abkommen, oder noch milder: das Aesthetische wenigstens nicht als einen notwendigen Faktor des ‚Menschlichen‘ ansehen. Künstler sind keine ‚Men-

schen', sondern Scheusale, an die man eigentlich gar nicht anstreifen sollte. Dabei meine ich Leute wie: Loos, Kokoschka, Schönberg, Kraus ..." (Brief Hauers an Deutsch vom 24.2.1919). Josef Matthias Hauer: geb. 19.3.1883, Wiener Neustadt; gest. 22.9.1959, Wien. Komponist, Musiktheoretiker. Besuchte 1897–1902 die Lehrerbildungsanstalt. 1902–1904 provisorischer Unterlehrer in Krumbach in NÖ, erste kompositorische Versuche. 1904 Staatliche Lehrbefähigungsprüfung. 1904–1914 Lehrer in Wiener Neustadt, Lehramtsprüfung für den Musikunterricht in Mittelschulen. 1912 erste Veröffentlichung der Komposition op. 1, „Nomos in sieben Teilen" für Klavier zu zwei und vier Händen. 1914 Einberufung zum Militärdienst, 1915 Übersiedlung nach Wien. 1919 wegen stark angegriffener Gesundheit in den Ruhestand versetzt. Begegnung mit dem Maler Johannes Itten. Entdeckung des „Zwölftongesetzes" beim Studium eigener Werke. Entstehung der ersten konsequent auf einer Zwölftonreihe beruhenden Komposition: op. 19, „Nomos" für Klavier. 1921 Entdeckung der 44 Tropen (Wendungen, Konstellationsgruppen). 1921–1923 Hölderlin-Lieder, Klavierwerke, Kammermusik, auf dem System der Tropen basierend. 1925 erscheinen die theoretischen Schriften *Vom Melos zur Pauke* und *Zwölftontechnik*, welche eine Dokumentation des bisher Erreichten darstellen. 1926 Erkenntnis der kosmischen Eigengesetzlichkeit einer Zwölftonreihe beim Entwurf einer lateinischen Messe für Chor, Orchester und Orgel, op. 46 (Uraufführung 1928 in Frankfurt a. M. unter Hermann Scherchen); 1929 Oper „Salambo" (nach Gustave Flaubert), konzertante Aufführung 1930 in Berlin unter Otto Klemperer. 1930 scheitert eine Berufung nach Leningrad aus privaten Gründen. Ab 1938 Verbot jeder öffentlichen Tätigkeit durch die Nationalsozialisten. 1946 werden Victor Sokolowski und Oswald Pöstinger Schüler von Josef Matthias Hauer. Begegnung mit den Malern Herbert Boeckl, Josef Dobrowsky und dem Bildhauer Fritz Wotruba. 1947 erste öffentliche Aufführung von Zwölftonspielen durch Victor Sokolowski in Wien. 1954 Verleihung des Professorentitels und 1955 des Großen Österreichischen Staatspreises.
Seit der Schulzeit an der Wiener Neustädter Lehrerbildungsanstalt war Hauer mit Ferdinand Ebner befreundet. In musiktheoretischen Fragen arbeitete er – bis 1920 – eng mit Ebner zusammen, und seine Programmschrift *Vom Wesen des Musikalischen* (Wien 1920) – später *Lehrbuch der Zwölftöne-Musik* (Berlin 1923) genannt – wurde, wie er in einer Anmerkung schreibt, „stellenweise gemeinsam mit Ferdinand Ebner verfaßt". Ein weiteres Resultat dieser Zusammenarbeit und zugleich ihr Endpunkt ist der Aufsatz Ebners *Josef Hauers Apokalyptische Phantasie*, 1919 abgefaßt, in dem Ebner das gleichnamige Stück, später „Nomos I" genannt, musikphilosophisch interpretiert. Ebner war es auch, der seinem Freund in dieser Periode Liedtexte zum Komponieren vorschlug, wie etwa die Hölderlingesänge (vgl. Jørgen Jensen: „Ferdinand Ebner und Josef Matthias Hauer", in: *Untersuchungen zum „Brenner"*. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag, hrsg. von Walter Methlagl, Eberhard Sauermann u. Sigurd Paul Scheichl, Salzburg 1981, S. 242–273). Ende 1920 kam es aus persönlichen und sachlichen Gründen zum Bruch der Freundschaft mit Ebner. U. a. konnte Hauer nicht akzeptieren, daß Ebner in den *Fragmenten* das Wort zum einzigen Medium der geistigen Beziehungen zwischen dem „Ich" und dem „Du" bestimmte.
Karl Kraus: geb. 28.4.1874, Jicin/Böhmen; gest. 12.6.1936, Wien. Schriftsteller, Herausgeber der *Fackel* (1899–1936). 1884–1892 Franz-Josef-Gymnasium in Wien. Hatte zunächst die

Absicht, Schauspieler zu werden. 1892–1898 Studium der Rechtswissenschaften, der Philosophie und Germanistik in Wien (ohne Abschluß). Seit 1894 Freundschaft mit Peter Altenberg. Spätestens seit 1897 mit Adolf Loos befreundet. Am 1.4.1899 erschien erstmals *Die Fackel*. Austritt aus der jüdischen Religionsgemeinschaft. Jänner 1910 erste Vorlesung aus eigenen Schriften in Berlin. Freundschaft mit Else Lasker-Schüler und Herwarth Walden. 1911 Konvertierung zum katholischen Glauben. Während des Ersten Weltkriegs (1914–1918) wurde die *Fackel* aufgrund der scharfen Kritik an der österreichischen Kriegspolitik mehrmals konfisziert. 1923 Austritt aus der katholischen Kirche anläßlich der Zulassung der „Jedermann"-Aufführung am Salzburger Domplatz. 1932 warnte Kraus in Vorlesungen und Artikeln vor dem Nationalsozialismus, kritisierte aber auch die Politik der Sozialdemokratie. 1933 Beginn der Arbeit für das Heft *Die dritte Walpurgisnacht*, eine Analyse der Nationalsozialisten und ihrer Sympathisanten, die er aber vom Druck zurückhielt und erst 1952 posthum publiziert wurde. Werke u. a.: *Sittlichkeit und Kriminalität* (1. Essaysammlung, 1908); *Sprüche und Widersprüche* (Aphorismensammlung, 1909); *Heine und die Folgen* (1910); *Pro domo et mundo* (1912); *Die letzten Tage der Menschheit* (1922); *Die dritte Walpurgisnacht* (1952).
Ebner war Leser der *Fackel* und besuchte Kraus-Lesungen, lernte Kraus aber persönlich nicht kennen. Er schätzte Kraus als schonungslosen Zeitkritiker, stand aber der Kraus-Verehrung, wie sie auch im *Brenner* betrieben wurde, skeptisch gegenüber und lehnte den ethischen und ästhetischen Idealismus Kraus', den er mit einem religiösen Agnostizismus verbunden sah, ab.
mütterlicherseits jüdischer Abstammung: Die Mutter Max Schelers hieß Sofie Fürther (1844–1915) und stammte aus einer angesehenen orthodox-jüdischen Familie. Verheiratet war sie seit 1865 mit Gottlieb Scheler, der ihretwegen vom protestantischen zum jüdischen Glauben übertrat.
die Herkunft des europäischen Theismus: Ebner könnte sich auf folgende Stellen beziehen: „Jene Systeme sind indessen unter dem Namen der Religionen bekannt und finden sich bei allen Völkern, mit Ausnahme der allerrohesten. [...] Denn ihnen gibt die sicherste Bürgschaft für den fortdauernden Besitz der Köpfe ihr unschätzbares Vorrecht, den *Kindern* beigebracht zu werden, wodurch ihre Dogmen zu einer Art von zweiten angeborenen Intellekt einwachsen, gleich dem Zweige auf dem gepfropften Baum" (Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Zweiter Band, Leipzig o. J., Kap. 17, S. 87).
„Von der Genesis dieses Gottesbewußtseins haben wir kürzlich eine in dieser Hinsicht merkwürdige bildliche Darstellung erhalten, nämlich einen Kupferstich, der uns eine Mutter zeigt, die ihr dreijähriges mit gefalteten Händen auf dem Bette knieendes Kind zum Beten abrichtet – gewiß ein häufiger Vorgang, der eben die Genesis des Gottesbewußtseins ausmacht; denn es ist nicht zu bezweifeln, daß, nachdem im zartesten Alter das im ersten Wachstum begriffene Gehirn so zugerichtet worden, ihm das Gottesbewußtsein so fest eingewachsen ist, als wäre es wirklich angeboren" (Schopenhauer: Sämtliche Werke, hrsg. von Wolfgang Frhr. von Löhneysen, 5 Bde., Frankfurt a. M. 1994, Bd. IV: *Parerga und Paralipomena I*, S. 140).
„Allein die Religionen wenden sich ja eingeständlich nicht an die Überzeugung mit Gründen, sondern an den Glauben mit Offenbarungen. Zu diesem letzteren ist nun aber die Fähigkeit am

stärksten in der Kindheit; daher ist man vor allem darauf bedacht, sich dieses zarten Alters zu bemächtigen. Hiedurch, viel mehr noch als durch Drohungen und Berichte von Wundern, schlagen die Glaubenslehren Wurzel. Wenn nämlich dem Menschen in früher Kindheit gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin von ihm noch nie gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen oder aber nur berührt wird, um darauf als den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten; da wird der Eindruck so tief ausfallen, daß in der Regel, d. h. in fast allen Fällen der Mensch beinahe so unfähig sein wird, an jenen Lehren wie an seiner eigenen Existenz zu zweifeln; weshalb dann unter vielen Tausenden kaum einer die Festigkeit des Geistes besitzen wird, sich ernstlich und aufrichtig zu fragen: ist das wahr?" (Schopenhauer: Sämtliche Werke, hrsg. von Wolfgang Frhr. von Löhneysen, 5 Bde., Frankfurt a. M. 1994, Bd. V: *Parerga und Paralipomena II*, S. 385).

d e s V e r l a g s : Gemeint ist der Universitäts-Verlag Wagner in der Erlerstr. 5–7.

L e h r e r S a i l e r : Daniel Sailer: geb. 10.4.1887, Meran; gest. 17.4.1958, Innsbruck. Gymnasium in Meran. Wegen einer Auseinandersetzung mit einem Lehrer verließ er die Schule und ging zu einem Bildhauer in die Lehre, nahm aber auf Drängen seiner Mutter sein Studium an der Lehrerbildungsanstalt in Bozen auf. 1906 Lehrtätigkeit in Südtirol, 1909/10 Besuch der Lehrerakademie in Wien: erste Gedichtveröffentlichungen. Als Aushilfslehrer in mehreren Orten Tirols tätig, in diese Zeit fiel die erste Begegnung mit dem *Brenner*; der Briefkontakt begann 1914. Meldete sich freiwillig zum Wehrdienst. 1919–1924 unterrichtete Sailer an mehreren Schulen in Innsbruck. 1924 wird in Innsbruck – unter maßgeblicher Beteiligung Sailers – die erste Hilfsschule Tirols eröffnet, als dessen Lehrer und pädagogischer Leiter er bestellt wurde. Neben Kindern mit Lernschwierigkeiten unterrichtete er vor allem sprachgestörte Kinder und versuchte mit pädagogischen Methoden eine weitestmögliche Aufhebung der Behinderung bzw. deren Kompensation zu erreichen. Die Jahre 1920–1930 sind durch die enge Freundschaft mit Ludwig von Ficker gekennzeichnet. 1929 Austritt aus dem Schuldienst, um sich ganz der Heilpädagogik widmen zu können. 1930/31 Reise nach Frankreich, 1932 schwere Operation. 1935 errichtete er eine Klasse für sprachgestörte Kinder in Innsbruck. 1936 setzte er seine Studien auf dem Gebiete der Heilpädagogik in Wien bei Prof. Fröschel fort und half 1937 in Bethel bei Bielefeld in einem Heim für epileptische Kinder als Pfleger aus. 1939 errichtete er an der Nervenklinik in Innsbruck in Zusammenarbeit mit Prof. Helmut Scharfetter eine Station für sprachgestörte Kinder und Erwachsene. Nach dem Zweiten Weltkrieg weitete er seine Tätigkeit auch auf Vorarlberg aus.

27. 7. 1920

B r i e f e s e i n e r F r a u a u s S c h w e d e n : Cäcilie von Ficker geb. Molander, genannt Cissi: geb. 8.8.1875, Göteborg; gest. 4.7.1960, Innsbruck. Seit 13.9.1908 mit Ludwig von Ficker verheiratet. Drei Kinder: Florian, Birgit und Gudula.

Die Briefe, die Cissi von Ficker zwischen 1915 und 1926 an ihren Mann schrieb, fehlen im Ficker-Nachlaß. Gleiches gilt für die beiden Briefe der Kinder.

Cissi von Ficker verbrachte die Sommerfrische mit ihren Kindern in Schweden und Dänemark, nicht zuletzt deshalb, um der prekären Versorgungssituation im Nachkriegsösterreich entgehen zu können.
d e s F l o r i a n : Florian von Ficker: geb. 11.7.1909, Innsbruck; verunglückt 10.10.1944, Gotenhafen. Sohn Ludwig von Fickers.
d e r B i r g i t t : Birgit von Ficker: verh. von Schowingen: geb. 1.7.1911, Innsbruck. Tochter Ludwig von Fickers. Lebt in Oppenau.
i m N e u e n M e r k u r : 1920 erschienen im vierten Jahrgang des *Neuen Merkur* drei Artikel, die sich mit der Person Buddhas und dem Buddhismus befassen: Leopold Ziegler: „Buddho"; Alfons Paquet: „Wende"; Erich Jenisch: „Buddhistische Plastik – eine fremdverwandte Kunst".
B r i e f a n S c h a c h : nicht überliefert.
S t e i n h o f : Psychiatrisches Krankenhaus und Pulmologisches Zentrum auf der Baumgartner Höhe im XIV. Wiener Gemeindebezirk.
d a s s e c h s t e B r e n n e r h e f t : B VI, H 6, August 1920. Dieses Heft enthält folgende Beiträge: „Die vierte Ecloge des Vergil"; J. H. Kardinal Newman: „Der Glaube an einen Gott (I)"; Franz Janowitz: „Der tägliche Tag"; Ferdinand Ebner: „Das Urwort der Sprache"; Anton Santer: „Bruchstücke"; Jean Paul: „Aus der Vorrede zu den Briefen"; Carl Dallago: „Weltbildung und Sündenfall".
d a s s i e b e n t e : B VI, H 7, November 1920. Beiträge: Theodor Haecker: „Revolution"; J. H. Kardinal Newman: „Der Glaube an die heilige Trinität"; Anton Santer: „Bürgerliches Abseits"; Carl Dallago: „Thron und Altar".
d a s B i l d K a r l D a l l a g o s : Carl Dallago: geb. 14.1.1869, Bozen; gest. 18.1.1949, Innsbruck. Philosoph, Schriftsteller. Von einer Bozner Kaufmannsfamilie stammend. Handelsakademie in Bozen. Zunächst Eintritt ins väterliche Geschäft in Bozen. Seit etwa 1900 als freier Schriftsteller tätig. 1900–1903 Reise nach Stuttgart, Wien und München. 1902 heiratete er Franziska Moser (1878–1974), die Schwester des Graphikers Carl Moser, mit der er in Riva wohnte. In den Sommermonaten übersiedelte er regelmäßig nach Varena bei Cavalese. 1912 ließ er sich in Nago nieder. Ficker gründete den *Brenner* mit und für Carl Dallago, der vor dem Ersten Weltkrieg Hauptmitarbeiter der Zeitschrift war. 1914 Zusammentreffen mit Georg Trakl in der Wohnung Fickers. Ab 1919 Fortsetzung der Mitarbeit am *Brenner* zusammen mit Ferdinand Ebner und Theodor Haecker. Mit beiden kam es zu weltanschaulichen Konflikten, die ab 1921 das Bestehen der Zeitschrift gefährdeten. 1924 Auseinandersetzung mit Ficker. 1926 Ende der Mitarbeit am *Brenner*. 1931 endgültiger Bruch mit Ficker. Mitwirkung an der von Wilhelm Kütemeyer herausgegebenen Zeitschrift *Der Sumpf*. 11.1.1949 letzte Begegnung und Aussprache mit Ficker.
Werke u. a.: *Otto Weininger und sein Werk* (1912); *Die böse Sieben* (1914); *Laotse* (1921); *Der Christ Kierkegaards* (1922); *Der große Unwissende* (1924).
Wie Haecker war auch Dallago für Ebner ein Mitarbeiter des *Brenner*, den er persönlich nicht kannte. Ebner vermied es auch, mit Dallago in einen Briefwechsel zu treten, so daß der Konflikt zwischen beiden über Ludwig von Ficker lief. Dallagos Naturverehrung und seine Tendenz, die

Natur zu vergöttlichen, stand Ebner ablehnend gegenüber. Ebenso teilte er die Annahme Dallagos nicht, daß es am Beginn der Geschichte einen Zustand des reinen Menschen gegeben habe, der in Verbindung mit Gott stand und der in den Stiftern der einzelnen Religionen immer wieder aufgetreten sei. Hingegen anerkannte er die konsequente Lebensführung Dallagos und stimmte mit ihm in der Ablehnung der katholischen Kirche und in der Kritik an den gesellschaftlichen Gegebenheiten überein.
„Zuckerrevision": Im Ersten Weltkrieg war Ebner vom Kriegsdienst befreit und übernahm ab 1915 bis zum Kriegsende die Funktion eines „Brotkartenverteilers", in der er für die Mehlversorgung der Gemeinde Gablitz zuständig war.

28. 7. 1920

Appassionata: Ludwig van Beethoven, Klaviersonate, f-Moll op. 57 (1804/05, „Appassionata").
Die Appassionata u. Weininger: Für die Beethoven-Rezeption der Wiener Moderne, zu deren Vertretern Otto Weininger zählte, war der sogenannte Beethovenaufsatz Richard Wagners von großer Bedeutung. Wagner entwickelte darin anhand der Metaphysik Schopenhauers eine Theorie der Musik, in der diese zu einer Manifestation des Weltwillens wird, die der geniale Komponist in seinem Werk vollzieht. Zu Beethoven schreibt Wagner: „Denn, indem er die zur bloßen gefälligen Kunst herabgesetzte Musik aus ihrem eigensten Wesen zu der Höhe ihres erhabenen Berufes erhob, hat er uns das Verständnis derjenigen Kunst erschlossen, aus welcher die Welt jedem Bewußtsein so bestimmt sich erklärt, als die tiefste Philosophie sie nur dem begriffskundigen Denker erklären könnte" (Richard Wagner: *Beethoven*, Leipzig o. J., S. 33).
Weiningers Stellung zu Wagner ist der Wagners zu Beethoven ähnlich: „Daß diese gänzliche Befriedigung von so vielen nur bei Wagner gefunden wird, entspricht der wohl unbezweifelbaren Tatsache, daß es nie zuvor einen Menschen von so ungeheuer gewaltigem Bedürfnis des Ausdruckes gegeben hat als ihn. Der ihm hierin am nächsten kommt, ist, wie Wagner selbst stets empfunden hat, Beethoven; und auch dieser bleibt hier weit hinter ihm zurück. Nur darum aber findet ein jeder das, was der Erfüllung am nächsten kommt; denn er hatte selbst den höchsten Begriff vom Kunstwerk, den je ein Künstler gefaßt, und die größte Forderung an sich gestellt, die je ein Schaffender zu stellen gewagt. [...] Was ich ernstlich zu zeigen versuchen will – nicht weil mir alles außerordentlich erscheint, was Wagner geschaffen hat – ist, daß die Wagnersche Dichtung der Tiefe ihrer Konzeption nach die größte Dichtung der Welt ist" (Otto Weininger: *Über die letzten Dinge*, Wien u. Leipzig 1907, S. 85 ff.).
Ebner dürfte den Beethovenaufsatz gekannt haben, da er ihn in seiner Bibliothek hatte. Anzunehmen ist, daß er ihn über die Vermittlung von Josef Hauer erworben hat. In der Auseinandersetzung mit Wagner und Weininger wandelte sich Ebners zunächst vorhandene Zustimmung in eine zunehmende Ablehnung, die in der Abfassung der *Fragmente* ihren deutlichsten Ausdruck fand. Allan Janik schreibt über den Grund dieser Abwendung: „Wie Wagner, aber in

ganz anderem Sinn, beschreibt Ebner, wie kulturelle Erscheinungen im Traum des Genies entstehen. Das Genie träumt den Traum vom Geist für die Menschheit, und genau deswegen ist das Genie für Ebner wesentlich verdächtig. Ebners Behauptung ist hier besonders streng: alle Kreativität entsteht aus einem solipsistischen, im Fundament asozialen Zustand. [...] Wagner sperrt sich in sein isoliertes Ich, d. h. in eine Welt der Traumgebilde ein. Die Ergebnisse dieser Isolation können in allem, was Form betrifft, bezaubernd sein, aber trotz allem sind sie im Wesentlichen neurotisch. Der Traum vom Geist entsteht, wenn der Mensch von seiner Unvollständigkeit gequält wird; seine Qualen führen ihn dazu, die mangelhafte, weil Du-lose Welt aus dem Geist zu vollenden. Er schafft das, indem er alles, was er in der Welt für fehlend hält, in ein Traumbild der Welt pojiziert und innerhalb dieser schöneren Idealwelt mit der Wirklichkeit identifiziert. Hinterher versucht er, in dieser Welt zu wohnen, obwohl sie eigentlich ein bloßes Hirngespinst ist. Das Ergebnis ist der Drang nach Selbstzerstörung, wie der Fall Weininger seines Erachtens belegt" (Allan Janik: „Ebner contra Wagner: Erkenntnistheorie, Ästhetik und Erlösung in Wien um 1900", in: *Kreatives Milieu, Wien um 1900*, München 1993, S. 224–241, S. 239 f.).

Otto Weininger: geb. 2.4.1880, Wien; gest. 4.10.1903, Wien (Selbstmord). Philosoph und Psychologe. 1898–1902 Studium der Philosophie und Psychologie an der Universität Wien, Besuch von mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Vorlesungen. 1902 Promotion (bei F. Jodl). Konversion zum Protestantismus. 1903 erschien die erweiterte Fassung seiner Dissertation *Geschlecht und Charakter*. Nach Weiningers spektakulärem Tod (Selbstmord in Beethovens Sterbehaus) erreichte das Werk binnen kurzer Zeit hohe Auflagen und wurde zu einem Kultbuch der literarischen und künstlerischen Moderne. Werke u. a.: *Geschlecht und Charakter* (1903); *Über die letzten Dinge* (1904).

Biographie seines Vaters: Ebner bezieht sich auf die 1907 in Innsbruck erschienene Biographie von Julius Jung über Julius von Ficker.

Julius von Ficker: geb. 30.4.1826, Paderborn; gest. 10.7.1902, Innsbruck. Vater von Ludwig von Ficker. 1852 als ordentlicher Professor an die Universität Innsbruck berufen, wo er als Professor für Allgemeine Geschichte und zeitweise als Professor für deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte bis 1879 wirkte. 1885 Verleihung des erblichen Adels mit dem Prädikat „Ritter von Feldhaus".

1859 Beginn des Historikerstreites zwischen Ficker und dem an der Universität München lehrenden Heinrich von Sybel. Gegenstand der Debatte war die Deutung und Bewertung der Italienpolitik der mittelalterlichen Kaiser. Während Sybel den Standpunkt vertrat, daß die Kaiserpolitik den nationalen Interessen Deutschlands geschadet hatte, versuchte Ficker zu zeigen, daß das Heilige Römische Reich Deutscher Nation universalstaatlich ausgerichtet war und ein deutscher Nationalstaat noch nicht existierte. Weiters gab es Differenzen bezüglich der historischen Methode und der Beurteilung der aktuellen politischen Situation anhand der Ergebnisse der historischen Analyse. Ficker, der in Österreich lebte und Katholik war, bevorzugte die sogenannte großdeutsche Lösung (Vereinigung aller Deutschen in Mitteleuropa in einem Nationalstaat), Sybel als Anhänger Preußens und Protestant die kleindeutsche (deutscher Nationalstaat unter

Führung Preußens und Ausschluß Österreichs). 1862 brach Sybel die Auseinandersetzung, die nachhaltiges Aufsehen erregte, ab (vgl. Julius Jung: *Julius Ficker*, Innsbruck 1907, S. 307–354).
jettatore: italienische Bezeichnung für „Mensch mit dem bösen Blick".
son oeil fait mûrir les enfants: Wenn man davon ausgeht, daß Ebner sich bei „mûrir" verschrieben hat (korrekt: mourir), heißt der Satz: „Sein Blick tötet die Kinder."

29. 7. 1920

Altar der Waldrast: Mit diesem Namen wird die Serles am Eingang des Stubaitales bezeichnet. Am Fuß der Serles befinden sich die Wallfahrtskirche und das Servitenkloster Maria Waldrast.
„Antifeministen": In den Aphorismen aus dem Jahr 1931 schreibt Ebner: „Germanen haben demnach die Bezeichnung Weib geschaffen, weil sie im Weibe sanctum aliquid et providum verehrten. Dorthin, über den Antifeminismus der Schopenhauer, Weininger und Strindberg, über die Dirnenvergötzung des Karl Kraus hinweg, müssen wir wieder kommen."
17jährigen lungenkranken Gymnasiasten: Eduard Thöny litt wie seine gesamte Familie an Tuberkulose. Ein Teil des Ertrages der Vorlesung von Karl Kraus am 21.10.1920 in Innsbruck wurde ebenfalls der Familie Thöny gespendet (vgl. Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 269, Briefe von Ficker an Kraus vom 3.8.1920 u. 23.11.1920, S. 269 u. S. 282).
enfant de la vieillesse: frz.: das spätgeborene Kind alter Eltern.
Dozent Schacherl: Max Gerwin Schacherl: geb. 6.11.1876, Wien; gest. 26.10.1964, Wien. Studium der Medizin in Wien, 1902 Promotion. Demonstrator am Neurologischen Institut und 1907 Assistent Julius Wagner von Jaureggs an der Wiener Psychologisch-Neurologischen Universitätsklinik. Im Ersten Weltkrieg in einem Reserve-Lazarett tätig. 1919 Habilitation für Psychiatrie und Neurologie in Wien. 1924 Vorstand der Abteilung für Neurolues und des Ambulatoriums für Nervenkrankheiten im Kaiser-Franz-Joseph-Spital in Wien. Nach dem „Anschluß" Österreichs 1938 emigrierte Schacherl nach Großbritannien und arbeitete bis 1946 als Neurologe in London. 1947 Rückkehr nach Österreich und Leiter des Neuropsychiatrischen Ambulatoriums am Rudolf-Spital. Werke u. a.: *Therapie der organischen Nervenkrankheiten* (1927). Über die Vermittlung des Gemeindearztes von Gablitz wurde Ebner von Schacherl vor der Reise nach Tirol (am 20.6.1920) untersucht. Schacherl diagnostizierte eine fortgeschrittene Unterernährung und empfahl Ebner zur Erholung den Aufenthalt in Innsbruck.
Ein junger Doktor: Paul Bargehr: geb. 18.3.1889, Thüringen; gest. 31.12.1951, Gallspach/OÖ. Arzt. Bargehr – Arzt in Innsbruck (?) – kam nach dem Krieg mit dem *Brenner*-Kreis in Berührung und verkehrte öfters im Hause Fickers. Laut einer Tagebucheintragung von Karl Röck (RTB, Bd. 1, S. 340) fuhr Bargehr am 23.6.1921 nach Hamburg, um für fünf Jahre als Arzt nach Java zu gehen (erfand eine Salbe gegen die Lepra, die bisher als unheilbar galt). Dort heiratete er Anfang 1923 die Schauspielerin Irma Strunz. Kehrte 1928 zurück und arbeitete kurze Zeit am Zeileis-Institut (Heilung durch Bestrahlung) in Gallspach. Eröffnete im Frühsommer 1929 eine Zeileis-Praxis mit Paula Schlier als Assistentin in München. Trotz großen Patienten-

andrangs mußte er bereits 1930 die Praxis wegen hoher Schulden (verursacht durch einen Villenbau und Inflation) wieder schließen und ging wieder nach Gallspach (vgl. Schlier: *Lebensbericht*, Unveröffentlichtes Manuskript, o. J., S. 50 ff.). Verfaßte auch eine Arbeit über Atomphysik: *Neue Grundlagen der Physik*, die er Ende des Zweiten Weltkriegs zu veröffentlichen versuchte (liegt in seinem Nachlaß im Brenner-Archiv).

30. 7. 1920

ü b e r d e n l e t z t e n S i n n d e r E r k e n n t n i s : Im Aufsatz „Wort und Menschwerdung" schreibt Ebner: „Aus sich selbst heraus wäre der Mensch niemals imstande gewesen, die geistigen Realitäten des Lebens und die Icheinsamkeit seiner Existenz in der Welt in ihrer wahren Bedeutung als den Zustand seiner geistigen Verlorenheit zu erkennen. Ohne den Geist des Christentums, das heißt ohne das Leben und Wort Jesu, in dem die Realität des Geistes und das Wort absolut eins waren, in dem Gott Mensch geworden ist, um uns vom Fluch der Erbsünde zu erlösen, wüßte keiner, die Juden jedoch ausgenommen, etwas von sich selbst – vom Ich, das heißt von seinem Ich – noch von Gott. Sowohl die im Verhältnis von Mensch zu Mensch praktisch betonte und dann auch in der jedoch nur scheinbaren Einsamkeit im selben Sinne aufrecht erhaltene, als auch die philosophisch-theoretische Selbstbewußtheit des vor dem Du sich verschließenden Ichs vergißt ihre eigene Voraussetzung oder will sie vergessen: das Bewußtsein von der Existenz des Du. Die auf das Du und Gott mit Bewußtsein verzichtende Selbstbewußtheit des Gedankens ‚Ich bin Ich' merkt es nicht, daß Gedanke und Aussage ‚Ich bin' gar nicht möglich wären ohne den Gedanken des ‚Du bist', d.h. ohne das durch das ‚Wort' in den Menschen gelegte Bewußtsein von der Existenz Gottes. Im ‚Gottesverhältnis' erst konkretisiert und realisiert sich das Selbstbewußtsein eines Menschen, in ihm erst kommt die menschliche Persönlichkeit ganz zum Durchbruch und das Ich zu seinem vollen Leben, das ein Leben des Geistes ist" (vgl. B VI, H 5, S. 334).
ü b e r d i e B e d e u t u n g d e s M e n s c h e n : Eine Stelle aus den „Glossen zum Introitus des Johannesevangeliums" macht deutlich, welche Stellung der Mensch laut Ebner in der Wirklichkeit einnimmt: „Der Gegensatz Natur – Geist, über den die Philosophie seit jeher stolperte, ist vielleicht doch nichts anderes als eine perspektivische Tatsache. [...] Die Philosophie hat sich – vom Augenblick an, da der Mensch dieses Gegensatzes, das heißt aber im letzten Grunde, da er seiner selbst und seines Menschseins sich bewußt geworden war – vergebens bemüht, die Formel für die Gleichung Natur = Geist, Geist = Natur zu finden. Und die Mystiker haben auf ihre Weise eine radikale Lösung des Problems gesucht in der Ekstase. Aber man schafft die Perspektive durch keinerlei metaphysischen Tiefsinn hinweg, nicht durch den Tiefsinn eines genialen Gedankens und aber auch nicht den eines im letzten Ende zur Aufhebung des Bewußtseins hinstrebenden Gefühls. Sieht man doch nicht einmal die Notwendigkeit ihres Gegebenseins ein. Und gegeben ist sie, augenscheinlich vor allem und wohl auch einzig mit der Existenz des Menschen in der Welt. Daß dieser seines Ursprungs im unbewußten, wortlosen Strom des Lebens und Seins – im engsten, aber nicht allein gültigen Sinne heißt das: seines Vaters und sei-

ner Mutter und seines Verhältnisses zu diesen – sich bewußt werden kann und seiner auch tatsächlich sich bewußt wird, das setzt schon den ‚Geist' in ihm voraus, jenes geistige Leben in ihm, das etwas anderes ist oder doch in der ihm gegebenen Perspektive etwas anderes zu sein scheint als das natürliche Leben, dessen Ordnung im Leben der Generation seiner Existenz vorgezeichnet ist, ihm seinen Platz und seine Funktion bestimmend innerhalb dieser Ordnung im Auf- oder auch Abbau des Lebens; jenes geistige Leben, in dessen Anfange das Wort ist, das im Anfang war und das bei Gott war" (vgl. B VI, H 8, S. 563).

Grafen Christian zu Stolberg: Christian Graf zu Stolberg-Stolberg: geb. 15.10.1748, Hamburg; gest. 18.1.1821, Windeby. Dichter und Übersetzer. Studierte Rechtswissenschaft. Mitglied des Göttinger Hains. Bekanntschaft mit Goethe (gemeinsame Reise in die Schweiz). Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen.

Von seinem Bruder Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg erschien 1923 im Brenner-Verlag *Oden und Lieder*, ausgewählt und herausgegeben von Theodor Haecker.

der Dichter Trakl: Georg Trakl: geb. 3.2.1886, Salzburg; gest. 3.11.1914, Krakau. Lyriker. Im Herbst 1908 begann Trakl mit dem viersemestrigen Studium der Pharmazie in Wien, das er am 25.7.1910 mit der Sponsion zum Magister der Pharmazie beendete. Nach Beendigung des Präsenzdienstes als Einjährig Freiwilliger bei der k. k. Sanitätsabteilung Nr. 2 in Wien und nach einer kurzzeitigen Beschäftigung in einer Apotheke in Salzburg trat Trakl einen sechsmonatigen Probedienst als k. u. k. Medikamentenbeamter im Garnisonspital Nr. 10 in Innsbruck an. Im Mai 1912 machte er die persönliche Bekanntschaft mit Ludwig von Ficker, von da an erschienen seine Gedichte fast in jedem Heft des *Brenner*. Trakl hielt sich 1913/14 den größten Teil in Innsbruck bei Ludwig von Ficker und auf der Hohenburg in Igls bei Fickers Bruder Rudolf auf. Im Juli 1913 erschien die Sammlung *Gedichte* bei Kurt Wolff. Im August reiste Trakl mit Adolf und Bessie Loos, Karl Kraus und Peter Altenberg nach Venedig, wohin auch Ludwig und Cissy von Ficker kamen. Im Juli 1914 wurden die Korrekturarbeiten am zweiten Gedichtband *Sebastian im Traum* (ebenfalls bei Kurt Wolff) abgeschlossen. Mehrere Versuche, in einem Ministerium in Wien dauerhaft angestellt zu werden, scheiterten. Am 8.6.1914 hatte sich Trakl sogar beim Königlich Niederländischen Kolonialamt nach einer Anstellungsmöglichkeit im Kolonialdienst erkundigt, aber am 18.6. einen ablehnenden Bescheid erhalten. Ludwig Wittgenstein billigte Fickers Vorschlag, Trakl 20.000 Kronen von seiner dem *Brenner* zur Verteilung an bedürftige Künstler Österreichs zur Verfügung gestellten Summe zukommen zu lassen. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde Trakls Einheit in Galizien stationiert und in der Schlacht von Grodek/Rawa-Ruska vom 8. bis 11.9.1914 eingesetzt. Danach Selbstmordversuch Trakls. Am 7.10. erfolgte die Einweisung in das Garnisonspital in Krakau zur Beobachtung des Geisteszustandes. Kurz nach dem Besuch von Ficker in Krakau (24./25.10.) starb Trakl infolge einer Kokainvergiftung.

Brief nach Wels: nicht überliefert.

Café Max: Café-Restaurant „Maximilian" an der Ecke Anichstraße – Maria-Theresien-Straße in Innsbruck. Im ersten Stock befand sich der „Brennertisch", an dem sich Ludwig von Ficker mit Freunden und Mitarbeitern der Zeitschrift traf.

(Bartke): Josef Bartke: Lebensdaten nicht ermittelt. Kriegskamerad von Ludwig von Ficker. Später eine Art geschäftlicher Berater Fickers in Verlagsangelegenheiten. Josef Bartke erhielt zu Weihnachten 1919 von Ficker einen Holzschnitt von Carl Moser mit folgender Widmung: „Der Brenner-Verlag/Innsbruck (Ludwig Ficker und Kurt Lechner) erlaubt sich seinem bewährten Geburtshelfer Herrn Josef Bartke, alias Piefke die herzlichsten Weihnachtsgrüße zu übermitteln. Innsbruck Dez. 1919".

Druck von neuen Büchern: Auf Grund finanzieller Schwierigkeiten kam der Druck nicht zustande. Im Mai 1921 erschienen im Brenner-Verlag von Carl Dallago *Laotse – Der Anschluß an das Gesetz*, von Anton Santer das Prosastück *Nachruf* und im September von Dallago *Der Christ Kierkegaards* und von Ferdinand Ebner *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente*.

von den Schriften Dallagos: Im Anzeigenteil des *Brenner*-Heftes vom August 1920 werden folgende Schriften von Dallago angeboten: *Philister* (1912), *Otto Weininger und sein Werk* (1912), *Über eine Schrift ‚Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit'* (1914) und *Die Böse Sieben* (1914).

der Maler Trubl: Otto Trubel: geb. 7.8.1885, Hinterbrühl bei Wien; gest. 12.12.1966, Wien. Landschafts- und Stillebenmaler sowie Radierer. 1906–1908 Ausbildung an der Academie Julian in Paris. 1934 Ausstellung in der Galerie Würthle in Wien. 1935 und 1936 Ausstellungen in der Wiener Secession. Nach dem Zweiten Weltkrieg absolvierte Trubel einen Restaurierkurs und half bei der Wiederherstellung beschädigter Wand- und Deckenmalereien.

über Itten: Johannes Itten: geb. 11.11.1888, Schwarzenegg/Thun; gest. 25.3.1967, Zürich. Maler, Graphiker, Kunstpädagoge. 1913–1916 Studien bei Adolf Hölzel in Stuttgart. 1916 übersiedelte er nach Wien und gründete dort eine eigene Kunstschule. Freundeskreis: Alma Mahler, Adolf Loos, Josef Matthias Hauer. Durch Alma Mahler lernte er Walter Gropius kennen, der ihn als Lehrer an das staatliche Bauhaus berief, wo er einen Vorkurs über allgemeine Gestaltungslehre (1919–1923) hielt. Lyonel Feininger, Lothar Schreyer, Paul Klee, Wassily Kandinsky u. a. waren seine Kollegen. Aufgrund unterschiedlicher Zielvorstellungen kam es 1923 zum Bruch zwischen Itten und Gropius, der zum Ausscheiden Ittens aus dem Lehrkörper führte. 1926 Gründung der eigenen Modernen Kunstschule in Berlin, die 1934 von den Nationalsozialisten geschlossen wurde. 1938 Emigration nach Holland. Wahl zum Direktor des Kunstgewerbemuseums in Zürich, das er bis 1953 leitete. 1957 Gesamtausstellung im Stedelijk Museum, Amsterdam.

Ittens Malerei war ursprünglich von Gauguin, dann vom Kubismus, später von R. Delaunay und Kandinsky stark beeinflußt. In der Zeit des Ersten Weltkriegs entstanden die ersten gegenstandslosen Bilder.

Über Vermittlung von Hauer wurde Itten 1919 mit Ebner bekannt. Ebner besuchte eine Ausstellung Ittens und sein Atelier in der Wiener Nußdorfer-Straße. Als Zeichen der Anerkennung schenkte Itten Ebner eine Mappe von Steindruckzeichnungen mit einer Widmung. Die Nähe zu Itten ergab sich dadurch, daß Itten durch das Verlassen der gegenständlichen Abbildung und der Konzentration auf die Beziehungen, die zwischen den Farben bestehen, Ebners Intention

entgegenkam, das Ich aus seiner Objektivierung zu befreien und es in Relation zu einem Du zu setzen. Ausdruck dieser Gemeinsamkeit war Ebners Analyse von Hauers *Apokalyptischer Phantasie*, in der der Farbenkreis eine zentrale Rolle spielt. Sehr bald aber distanzierte sich Ebner von Itten, weil dieser als Künstler für ihn das Beispiel einer ästhetischen Existenz war, in der das Lebensproblem, der Ausbruch des Ich aus seiner Duverschlossenheit, nicht erfaßt und nicht gelöst werden kann. Werke u. a.: *Kunst der Farbe* (1961).

31. 7. 1920

Die Schwester: Marie Dopsch geb. Ficker: geb. 8.11.1876; gest. 18.6.1971, Wien. Schwester Ludwig von Fickers, die in Wien mit Univ.-Prof. Alphons Dopsch verheiratet war.
mit ihrem Mann: Alphons Dopsch: geb. 14.6.1868, Lobositz; gest. 1.9.1953, Wien. Mann von Fickers Schwester Marie; Professor für Geschichte und Rektor der Universität Wien, Mitglied der österreichischen Akademie der Wissenschaften; sein Fachgebiet war die Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters.
Brief von der Hedi: Der Brief vom 28.7.1920 aus Zürich ist erhalten, das Bild nicht.
Hötzendorf: Franz Freiherr, Graf Conrad von Hötzendorf: geb. 11.11.1852, Penzing (bei Wien); gest. 25.8.1925, Mergentheim. Österreichisch-ungarischer Feldmarschall. Betrieb als Chef des Generalstabes (seit 1906) den Ausbau und die Kriegsbereitschaft des Heeres und drängte seit 1907 auf einen Präventivkrieg gegen Serbien und Italien. Im Ersten Weltkrieg leitete er die Operationen des österreichisch-ungarischen Heeres. Infolge grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten mit Kaiser Karl wurde er 1917 seiner Stellung enthoben und zum Oberbefehlshaber von Tirol ernannt, jedoch nach militärischen Mißerfolgen 1918 verabschiedet.
Bruder Willram: Anton Müller, Pseudonym Bruder Willram: geb. 10.3.1870, Bruneck; gest. 16.2.1939, Innsbruck. Priester, Religionsprofessor in Innsbruck, Prediger, Schriftsteller. 1892 zum Priester geweiht. 1895 erste Gedichtsammlung *Kiesel und Krystall*. 1903–1933 Religionsprofessor an der Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck, mehrere Veröffentlichungen: *Blütenstaub und Blättergold* (1903); *Grünes Laub und Weißer Flieder* (1906); *Aus goldenen Tagen* (1910); *Bilder auf Goldgrund* (1913). Daneben leitete er die Passionsspiele in Brixlegg. Seit der Jahrhundertfeier 1909 griff Willram in seinen Reden wiederholt patriotische Themen auf, 1914 erschien eine Sammlung davon: *Kennt ihr das Land? Patriotische Reden und Ansprachen*. In zwei patriotischen Gedenkreden (*Auf zum Kampf!*, 1914) am 2.8. und 9.8.1914 rief er die Gläubigen zum Kampf auf. *Das blutige Jahr* (1915) und *Der heilige Kampf* (1916) sind zwei weitere Beispiele der Kriegsdichtung, die Bruder Willram später zu einem umstrittenen Autor werden ließen. Aufgrund seiner originellen und heimatverbundenen Produkte und seines pädagogischen Engagements wurde er zu seinen Lebzeiten als „der Dichter Tirols" gefeiert und mit zahlreichen Auszeichnungen geehrt.
Der Fall Georg Kulka: Georg Kulka: geb. 5.6.1897, Weidlingau/NÖ; gest. 29.4.1929, Wien (Selbstmord). Lyriker, Essayist. Aus ungarisch-jüdischer Familie. Humanistisches Gym-

nasium in Wien 1908–1916. Teilnahme am Ersten Weltkrieg. Kehrte als österr. Reserveoffizier aus dem Krieg zurück. Studium in Wien. Dr. phil. 1921. 1920 Buchhersteller im Verlag Eduard Strache, Wien. 1922 bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam. Führte nach dem Tod seines Vaters dessen Firma in Wien als Getreidekaufmann weiter. Seit 1918 Veröffentlichungen in: *Aktion*, *Die Schöne Rarität*, *Der Mensch*, *Der Friede*. Kulka wurde durch seine Beteiligung an wichtigen Anthologien und Blättern bekannt, vor allem an der Zeitschrift *Die Dichtung* (hrsg. von seinem Freund Wolf Przygode) 1918–1923, durch den Band *Der Stiefbruder* (1920) und durch eine Fehde mit Karl Kraus, der ihn 1920 in den Mai- und Oktoberheften der *Fackel* des Plagiats an Jean Paul bezichtigte (vgl. F 546–550, S. 45–67 u. F 552–556, S. 5–13 u. S. 14–22). Kulka antwortete polemisch zusammen mit seinem Freund Albert Ehrenstein, verwand jedoch nie den Angriff von Kraus, der sein Ansehen in den damaligen Literaturkreisen vernichtet hatte (vgl. *Der Zustand Karl Kraus*, zusammen mit Wolf Przygode, 1920; „Karl Kraus", zusammen mit Albert Ehrenstein in der Reihe *Die Gefährten*, H 7, 1920).

T i l d e : Mathilde Lucmann: geb. 4.3.1885, Böhmen; gest. 27.4.1949, Hall in Tirol. Heiratete am 3.10.1921 den Haller Stadtbaumeister Franz Handle, dessen zweite Frau sie wurde.

J e n e a n d e r e S e i t e : In einem Brief an Luise Karpischek vom 1. August 1920 schreibt Ebner: „Was Dallago über Weltbildung und Sündenfall schreibt, mißfällt mir – wie so ziemlich das meiste, was Dallago schreibt. Von diesem Dallago habe ich zwei Ansichten: die eine, die sich mir in seinen Schriften bietet, und die andere, in der mir irgendwie anders seine Persönlichkeit wahrnehmbar wird, so z. B. in seinem Bild, das einen so außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht hat." Vgl. auch die Anmerkung von Ebner zu Dallagos *Weltbildung und Sündenfall* am Ende des Tagebuches (S. 75f.).

e i n e „i n t u i t i v e" P h i l o s o p h i e : Ebner spielt wahrscheinlich auf Henri Bergson und dessen Begriff der Intuition an. Bergson sieht in der Intuition die Fähigkeit, das wahre Wesen des Lebens und der Realität zu erfassen. Während der Verstand auf die raum-zeitlich bestimmte Welt beschränkt und so in der Spaltung von Subjekt und Objekt verhaftet bleibt, wird in der philosophischen Intuition die Subjekt und Objekt verbindende Einheit erfaßt, die Bergson in einer ununterbrochenen, schöpferischen Bewegung gegeben sieht. Diese besitzt zwar die zeitliche Form der Dauer, ist aber nicht mit der die Gegenstände und Ereignisse der wahrnehmbaren Welt konstituierenden Form der Zeit gleichzusetzen.

Der Zustimmung, die Ebner an dieser Stelle den Möglichkeiten der Intuition gibt, steht seine Ablehnung gegenüber, die er z. B. in einer Notiz vom 25.3.1918 äußert: „Die ‚Intuition' und die ‚Realitäten des Geistes': Um sich zu den Realitäten des Geistes ‚existierend' (nicht bloß denkend, theoretisierend, spekulierend) in ein Verhältnis zu setzen (um in diesem Verhältnis die Geistigkeit seines Lebens zu haben, geistig zu existieren), dazu braucht der Mensch keinerlei Intuitionsgabe. Die hat das Genie. Vor Gott aber ist kein Mensch ein Genie. Weder zum Glauben noch zur Liebe ist Intuition, Genialität erforderlich. Wohl aber braucht umgekehrt die Genialität den Glauben, die Liebe (um den Menschen nicht geistig auszuhöhlen). Alles Intuitive gehört der Sphäre des Ästhetischen und Theoretischen an. In dieser Sphäre aber darf man nicht nach den Realitäten des Geistes suchen. Denn in ihr wird vom Geiste nur geträumt. Sie ist – in

Hinsicht auf das Geistige – eine Traum-, nicht aber eine Wirklichkeitssphäre. Es gibt keine ‚Selbstanschauung' des Ichs – gegen Schelling. (Weder das Ich noch das Du – und das sind ja die Realitäten des Geistes – werden ‚geschaut'; und darum gibt es auch keine ‚Theorie' – theorein – vom Geiste, und die Wirklichkeiten des geistigen Lebens gehören nicht ins ‚Theater'.) Es gibt keine Intuition des Lebens – gegen Bergson. (Eine Intuition des Lebens kann immer nur das ‚natürliche' Leben im Sinn haben, nicht aber das Leben des Geistes.) Es gibt kein Anschauen Gottes – gegen die Mystiker. Übersieht nicht jede Intuition das ethische Moment? Gewiß und sie übersieht es notwendig. In allem Intuitiven ist das Geistige im Menschen ‚ästhetisch' gerichtet."

S ü n d e g e h ö r e z u m S t a m m s e i n : Im etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache *Ursprung der Wörter* hat das Wort „Sünde" (mhd. sünde, ahd. suntea) die indogermanische Wurzel „es sein = das Seiende" (Mackensen, *Ursprung der Wörter, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, München 1985, S. 380). Im Duden-Band *Etymologie* wird hingegen die Herkunft des westgermanischen Substantivs als dunkel bezeichnet (Duden, *Etymologie*, Bd. 7, Mannheim 1963, S. 695 f.).

2. 8. 1920

B r i e f a n d i e H e d i : nicht überliefert.

D e r O p t i m i s t : Der Optimist und der Nörgler sind zwei Figuren aus dem Hauptwerk von Karl Kraus *Die letzten Tage der Menschheit*. In insgesamt 24 Dialogen kommentieren beide Kontrahenten das Kriegsgeschehen von gegensätzlichen Positionen aus. Hinter dem Pseudonym des Nörglers dürfte Karl Kraus selbst stehen.

A d o l f L o o s : Adolf Loos: geb. 10.12.1870, Brünn; gest. 23.8.1933, Kalksburg bei Wien. Architekt und Kunstschriftsteller. 1890–1893 Studium in Dresden. Danach dreijähriger Aufenthalt in Amerika. Besuch der Weltausstellung in Chicago. 1896 Rückkehr nach Wien. Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln in der *Neuen Freien Presse*. 1906 Gründung einer Privatschule für Architekten mit kostenlosem Unterricht. Mit Karl Kraus und Peter Altenberg befreundet. 1923–1928 in Paris, wo sein Buch *Ins Leere gesprochen* erschien, das 1920 kein deutscher Verlag zu veröffentlichen gewagt hatte. 1928 Rückkehr nach Wien, 1930 wieder in Frankreich. – Einer der Begründer der modernen Architektur. Pionier einer auf jegliches Ornament verzichtenden, den Baukörper betonenden sachlichen Bauweise, deren künstlerische Wirkung auf Flächengliederung und Verwendung edler Materialien beruht. Baute das Café „Museum" in Wien (1899), das Loos-Haus auf dem Michaelerplatz (1910), Villen in Wien und Umgebung, in Paris, Genf, Prag, Brünn etc. – Mitarbeiter des *Brenner*: „Regeln für den, der in den Bergen baut" (B IV, 1.10.1913; S. 40f.); „Keramika" (B IV, 1.12.1913, S. 224–230); die Schriften von Adolf Loos in zwei Bänden: *Ins Leere gesprochen*. 1. Aufl. Paris, Zürich 1921, 2. Aufl. Innsbruck: Brenner-Verlag 1932, und *Trotzdem*. 1. u. 2. Aufl. Innsbruck: Brenner-Verlag 1931.

Um 1918 wurde Ebner über die Vermittlung von Hauer mit Loos bekannt. Nach eigenen Angaben konnte Ebner mit dem freundlichen Entgegenkommen von Loos nichts anfangen und

nahm auch keine seiner Einladungen an. Dennoch kam es zu gelegentlichen Zusammentreffen im Café „Imperial" und bei Veranstaltungen wie der Krausvorlesung im Oktober 1918. 1919 schenkte Loos Ebner sein Werk *Richtlinien für das Kunstamt*. Zum 60. Geburtstag von Loos im Jahr 1930 erging an Ebner die Aufforderung, einen Beitrag für die Festschrift zu liefern, der er aber nicht nachkam, weil er sich dazu nicht berufen fühlte. Zu Weihnachten desselben Jahres erhielt Ebner von Ficker den zweiten Band der Schriften von Loos *Trotzdem*. Ebner begrüßt den darin von Loos propagierten Kampf gegen das Ornament, sieht ihn aber nicht auf das Gebiet der Architektur beschränkt, sondern dehnt ihn auf das gesamte geistige Leben aus. Im besonderen ist es das Christentum, das durch seine Verzierung einem 2.000jährigem Mißverständnis ausgesetzt wurde. Hingegen wendet sich Ebner gegen das Ideal des „guten Amerikaners", den Loos als den Schöpfer einer klaren und einfachen Architektursprache begreift. Im Hintergrund dieses Typus sieht Ebner ein pekuniäres Interesse stehen, das die geistigen Bedürfnisse ebenfalls nur zur Verschleierung der wahren Absicht vorschiebt. Aufmerksam wird Ebner auch auf eine für ihn merkwürdige und nicht zufällige Verwandtschaft zwischen Loos und Platon.
Steindruckzeichnung: Ebner bezieht sich auf das Blatt 1 der im Sommer 1919 in Wien entstandenen Mappe mit 10 Lithographien, 60 x 45 cm (Bogner, Badura-Triska, *Johannes Itten*, Wien 1988, S. 70). Wie Ebner in einem Brief vom 7.8.1919 an Luise Karpischek mitteilt, hat er die Mappe von Johannes Itten mit einer Widmung geschenkt bekommen.
von der letzten Szene: 3. Akt, 7. Auftritt. Effie von Gystrow, die Hauptfigur des dritten Aktes, trifft sich mit dem Geldmagnaten Tschamper, um gegen Bezahlung seinen Selbstmord erotisch zu stimulieren. Im Lauf des Gesprächs bringt Tschamper sie dazu, sich an ihre gescheiterte Ehe und an die ihrer Eltern zu erinnern, die der Grund für ihre Existenz als „Edelhure" sind. Am Ende der Szene nimmt Effie das Gift, mit dem sich ursprünglich Tschamper töten wollte.
Gymnasialprofessor Schönbichler: Anton Schönbichler: geb. 25.3.1880, Hötting/Innsbruck; gest. 23.1.1960, Innsbruck. 1905 Lehramtsprüfung für Deutsch, Griechisch und Latein. 1905–13 Lehrer am k. k. Staatsgymnasium in Radautz in der Bukowina. 1913/14 an der k. k. Realschule in Görz. Teilnahme am Ersten Weltkrieg. 1919–47 Professor am Bundesgymnasium Innsbruck in der Angerzellgasse. Freund von Rudolf von Ficker.

3. 8. 1920

der spitze Kegel im Südwesten: Ebner meint wahrscheinlich die Serles.

4. 8. 1920

Innsbrucker Mittelgebirgsbahn: Die sogenannte „Igler" wurde 1900 errichtet und bis 1935 mit Dampf betrieben. Sie führt vom Innsbrucker Stadtteil Wilten nach Igls.
Die Hohenburg: Die Hohenburg liegt am Ostende von Igls auf einem im 12. Jh. künstlich aufgeschütteten Hügel. 1356 erstmals urkundlich erwähnt, war sie von etwa 1400 bis 1649

in landesfürstlichem Besitz (1568–1580 gehörte sie Philippine Welser), galt aber schon um 1620 als unbewohnbar. 1877 wurde sie wieder aufgebaut und erhielt ihre heutige Form. 1898 erwarb Julius von Ficker die Hohenburg mit dem Erlös aus dem Verkauf von Feldhaus, einem der westfälischen Güter der Familie Ficker.

d e r B r u d e r : Rudolf von Ficker: geb. 11.6.1886, München; gest. 2.8.1954, Igls bei Innsbruck. Bruder Ludwig von Fickers. Gymnasium in Innsbruck, nebenbei Musikunterricht bei Josef Pembaur, studierte Komposition in München und Musikwissenschaft bei Guido Adler in Wien, 1913 promovierte er mit der Dissertation *Die Chromatik im italienischen Madrigal des 16. Jahrhunderts*. 1914–1918 Kriegsdienst. 1920 habilitiert *(Mehrstimmige Satztechnik der Musik in der ersten Hälfte des 15. Jh.s)* an der Universität Innsbruck; gründete hier das musikwissenschaftliche Seminar. Extraordinarius für Musikgeschichte: Aufbau der Musikbibliothek und des musikalischen Lehrapparates. 1927–1931 Mitvorstand des musikwissenschaftlichen Seminars in Wien. 1931 Ordinarius und Seminarvorstand in München. Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der schönen Künste in München. Werke u. a.: *Die frühen Messen der Trientiner Codices* (1924); *Formproblem der mittelalterlichen Musik* (1925); *Das Musikleben in Innsbruck seit dem 15. Jahrhundert* (1929); wissenschaftliche Herausgabe von Musikwerken. – Besitzer der Hohenburg in Igls, wo Trakl sich als Gast bei Rudolf und Paula von Ficker aufgehalten hatte. Vgl. das Gedicht „Hohenburg" (B IV, 15.12.1913, S. 278 f.).

m i t s e i n e r F r a u : Paula von Ficker geb. Schmid: geb. 1889, München; gest. 1966, Innsbruck; seit 1914 mit Rudolf von Ficker verheiratet.

P h i l i p p i n e W e l s e r : geb. 1527, Augsburg; gest. 24.4.1580, Schloß Ambras bei Innsbruck. Tochter des angesehenen Kaufmanns Franz Welser. 1557 Heirat mit Erzherzog Ferdinand II. auf Schloß Bresnic in Böhmen, dessen Statthalter Ferdinand war. 1559 erfuhr Ferdinands Vater, Kaiser Ferdinand I., von der morganatischen Ehe, die er unter der Bedingung der Geheimhaltung und des Ausschlusses der Kinder (Kardinal Andreas, Bischof von Konstanz und Brixen, und Karl, Markgraf von Burgau) von der Nachfolge hinnahm. Nachdem Ferdinand II. Landesfürst von Tirol wurde, schenkte er seiner Gattin Schloß Ambras und ließ es fürstlich herrichten. 1567 übersiedelte Philippine dorthin. Durch ihren karitativen Einsatz genoß sie in der Bevölkerung großes Ansehen. 1576 erfolgte die Aufhebung der Geheimhaltung der Ehe. Ihr Grabmal, das Ferdinand II. nach ihrem Tod errichten ließ, steht in der Innsbrucker Hofkirche.

d e r D o z e n t F i s c h e r : Wilhelm Fischer: geb. 19.4.1886, Wien; gest. 26.2.1962, Innsbruck. Studium der Geographie, Geschichte und Musikwissenschaft in Wien. Unterricht in Komposition von Hermann Grädener. 1912 Promotion. Bis 1928 Privatdozent am Musikhistorischen Institut der Wiener Universität. 1915 Habilitation mit einer *Studie Zur Entwicklungsgeschichte des Wiener klassischen Stils*. 1923 a. o. Professor. 1928 ging Fischer als a. o. Professor der Musikwissenschaft an die Universität Innsbruck, wurde nach dem „Anschluß" Österreichs 1938 entlassen und kehrte nach Wien zurück, wo er bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs u. a. als Metallschleifer in einer Fabrik arbeitete. 1945 Direktor der Musiklehranstalten in Wien. 1948 zweite Berufung nach Innsbruck. Lehrtätigkeit von 1951–1961. 1951 Präsident des Zentralinstituts für Mozartforschung am Mozarteum in Salzburg.

Holzer: Lebensdaten nicht ermittelt. Das Kriegstagebuch von Ficker fällt als Quelle aus, da es verschollen ist. Im Nachlaß finden sich lediglich Mannschaftslisten, in denen der Name Holzer nicht eingetragen ist. Angegeben sind ein Holzner Engelbert und ein Holzner Gottfried. Es könnte sein, daß Ebner den Namen nicht richtig verstanden hat und er einen von beiden meint, sofern ein „Putzer" überhaupt in einer Mannschaftsliste erwähnt wurde.
Nachricht aus Wels: Der Brief vom 2.8.1920 aus Wels stammt von Ebners Schwester Maria (Mitzi) und ist zusammen mit einer Karte der Nichte Johanna (Hansi) erhalten. Das Bild fehlt.
Johanna Moth: verh. Triska. Genannt Hansi. geb. 17.12.1911; gest. 1974. Einziges Kind von Ebners Schwester Maria (Mitzi) Moth. Lebte mit ihrer Mutter in Wels.

5. 8. 1920

Alles Fleisch...: Luk. 3, 6.
das Hochgebirge im Westen: Ebner meint wahrscheinlich die Sellrainer Berge im Westen von Innsbruck.
Embarras de richesses: frz.: vom Reichtum überwältigt.
Enzianhütte: Ebner hat den Wegweiser falsch verstanden. Es handelt sich nicht um die Enzianhütte, sondern um das Exlhaus in der Mühlauer Klamm.
Flegeljahre: *Flegeljahre. Eine Biographie*. Roman von Jean Paul.
mit der Zahnradbahn: Die Hungerburgbahn ist eine elektrisch betriebene Standseilbahn, die seit 1906 Innsbruck mit der Hungerburg verbindet.
Gastzimmer im ersten Stock: Der Gasthof „Giner" (heute: „Purner") am Dorfplatz in Thaur besaß eine Gaststube im ersten Stock.
Mit der Elektrischen: Die 1891 errichtete Lokalbahn fuhr vom Bergisel aus durch die Innenstadt von Innsbruck und den Saggen nach Mühlau und von dort aus weiter nach Hall. 1910 wurde die sogenannte „Haller Bahn" elektrifiziert. 1974 erfolgte die Einstellung.
Karte von der Lamel: nicht überliefert. Daisy Lamel: Lebensdaten nicht ermittelt. Vermutlich eine Lehrerkollegin von Ebner.
Baden: Kurstadt südlich von Wien.
Brief von der Anna: Der Brief vom 3.8.1920 aus Zürich ist erhalten.
Anna Waeger geb. Ebner: Lebensdaten nicht ermittelt. Schwester von Ebner. Anna Ebner kam gemeinsam mit ihrem Bruder Hans früh außer Haus und wuchs bei wohlhabenden Verwandten (Spieß) auf. Nach dem Tod der Tante Spieß übernahm Anna eine wichtige Rolle in Ebners Erziehung. Lebte mit ihrem Mann in Zürich.
Ebner erinnert sich in seinen *Notizen zu einer Geschichte meines geistigen Lebensganges* an folgendes: „Anna im Hause der Tante Spieß: fremd, wie ein Wesen aus einer höheren (vornehmeren) Welt. Ebenso der Bruder Hans entfremdet: lernte beim Onkel das Schankgewerbe. [...] Um die Zeit des Eintritts in die Schule bedeutsame Änderungen. Tod der Tante Spieß: Angst vor dem Leichenbegängnis, viel weinen müssen – dunkle Erinnerung an den üblichen Leichenprunk. An-

na nimmt die Mitzi zu sich (Entlastung des Elternhauses). Übernimmt meine Erziehung. Gute ‚Manieren' – später Violine, Klavier, Französisch. Zwischen zwei nicht immer ganz übereinstimmenden Stühlen der Autorität. Einfluß auf mein inneres Verhältnis zum Vater. Anna fühlte sich jedenfalls den Eltern sozial überlegen. [...] Tod des Onkels. Anna Erbin. Phantastische Vorstellung von ihrem ‚Reichtum' [...] Abermals Änderung in den äußeren Verhältnissen: Heirat der Anna. Die Eltern die Erzieherrolle längst aufgegeben. Innere Auflehnung gegen die erziehenden Schwestern. Nun der Mitzi überlassen u. bald ganz mir selbst."
Beethoven: Beethoven litt an einem Gehörleiden, das sich seit 1795 bemerkbar machte, bereits 1808 zu starker Schwerhörigkeit und gegen 1819 zu völliger Taubheit führte. Er zog sich mehr und mehr aus der Gesellschaft zurück und mußte auch das Konzertieren aufgeben. Ausdruck seines Leidens und seines Ethos ist das als Abschiedsbrief an seine Brüder 1802 niedergeschriebene „Heiligenstädter Testament". In den letzten Lebensjahren war, wie die *Konversationshefte* bezeugen, die Verständigung mit ihm nur mehr schriftlich möglich.

6. 8. 1920

Morgens Briefe: nicht überliefert.
R. Kassner: Rudolf Kassner: geb. 11.9.1873, Großpawlowitz; gest. 1.4.1959, Siders (Schweiz). Schriftsteller und Philosoph. Kassner studierte in Wien und Berlin Geschichte, Philosophie und Philologie, unternahm ausgedehnte Reisen u. a. nach Rußland, Nordafrika und Indien. Er lebte als Privatgelehrter in Berlin, Paris, London, München und Wien, seit 1945 in der Schweiz; befreundet mit H. von Hofmannsthal, R. M. Rilke, O. Wilde, P. Valéry und A. Gide. Werke u. a.: *Die Mystik, der Künstler und das Leben* (Essay, 1900); *Der ind. Idealismus* (1903); *Motive* (Essay, 1906); *Von den Elementen der menschlichen Größe* (1911); *Zahl und Gesicht* (1919); *Die Grundlagen der Physiognomik* (1922); *Das physiognomische Weltbild* (1930); *Buch der Erinnerung* (1938); *Die zweite Fahrt* (1946); *Umgang der Jahre* (1949); *Das inwendige Reich* (1953).
Frau Professor Gegenbauer: Lebensdaten nicht ermittelt. Vermutlich handelt es sich um Helene Gegenbauer, die in Zeitungen und Zeitschriften Artikel über die Geschichte Tirols publizierte, u. a. in der von der Wiener Urania herausgegebenen Zeitschrift *Urania*. Z. B.: „Feste in Alt-Innsbrugg" (*Innsbrucker Nachrichten*, Nr. 190, 1903), „Aus dem Leben eines Tiroler Freiheitskämpfers" (*Österreichische Rundschau*, Bd. 41, 1914), „Vom früheren Leben und Treiben in Ambras" (*Innsbrucker Nachrichten*, Nr. 176, 1913), „Aus den Memoiren eines originellen Tirolers (Peter Prosch)" (*Urania*, Nr. 27, 1912).
Uraniavorträge: Die am 16.4.1897 gegründete Urania in Wien war nach der Berliner (1889) und der Magdeburger Urania (1894) das dritte Institut der internationalen Urania-Bewegung. 1910 erhielt sie das von Max Fabiani, einem Otto-Wagner-Schüler, geplante Gebäude am Donaukanal. Die Urania-Bewegung, die vom deutschen Astronomen Max Wilhelm Meyer initiiert wurde, hatte das Ziel, die Erkenntnisse der Naturwissenschaften und ihre technische Anwendung der Bevölkerung zugänglich zu machen. Die Verbreitung stand im Zeichen des humanistischen Bildungsideals, das sich vom Erwerb wissenschaftlicher Erkenntnisse eine Verbesserung der

Lebensverhältnisse erwartete. Zur Präsentation der allgemeinverständlich gehaltenen Vorträge wurden die neuesten Darstellungsmittel angewendet. So führte die Wiener Urania als erste in der Erwachsenenbildung den Projektionsapparat, den Stummfilm und den Tonfilm ein. Im Unterschied zu den anderen Urania-Niederlassungen verband die Wiener Urania die wissenschaftliche Bildungstätigkeit mit kulturellen Aktivitäten und Angeboten der verschiedensten Art.

7. 8. 1920

Karten nach Wels: nicht überliefert.
Jagdschloß Maximilians: Die Weiherburg wurde um 1460 vom Schwazer Gewerken (= Bergwerksbetreiber) Christian Tänzl erbaut und erhielt ihren Namen von einem dazugehörenden künstlichen Fischweiher, der bis ins 19. Jh. bestand. Von Kaiser Maximilian I. wurde die Weiherburg zum adeligen Ansitz erhoben. Seit 1911 ist sie in Besitz der Stadt Innsbruck.
Dallagos Verhältnis zu Christus: Im Aufsatz „Weltbildung und Sündenfall" schreibt Dallago: „Hier [...] sehe ich Jesum als den Erfüller des Gesetzes dargetan. Als der Erfüllende in diesem Sinne brachte Jesus den Menschen zum Ausdruck, wie er von Gott gewollt ist. [...] Damit erweist sich aber die Wesensbeschaffenheit Jesu völlig übereinstimmend mit der Wesensbeschaffenheit des Reinen Menschen. Wenigstens in meiner Vorstellung. Denn der Taoteking als der Anschluß an das Gesetz läßt mich den Reinen Menschen also wahrnehmen: Es ist in ihm die Verbindung völlig hergestellt mit seinem ursprünglichen Herkommen aus dem Anfang, da das Wort war und das Wort noch bei Gott und Gott das Wort war, so daß in ihm, dem Reinen Menschen, die Verlautbarung Gottes als das Wort zum Gesetz und als Gesetz zur Tat geworden ist. Wer das Gesetz hat, muß demnach auch das Wort und damit Gott in sich haben. Jesus lebte das Wort, der Reine Mensch betätigt den Anschluß an das Gesetz. Ich gewahre da keinen Unterschied mehr" (B VI, H 6, S. 458 f.).
„[...] In meiner Vorstellung zeigt sich nun Jesus als der Reine Mensch, als der einzige wahrnehmbare, als der letzte, wenn man (wie ich) den fernöstlichen Berichten glaubt, daß Reine Menschen in der Vorzeit gelebt haben. [...] Alle vier Evangelien stimmen darin überein, daß sich Jesus niemals Gott gleichgestellt hat. Ja, er hat die Gleichstellung seiner Wesensbeschaffenheit mit der Gottes ausdrücklich verneint" (B VI, H 6, S. 460 f.).
Paul Kammerer: geb. 17.8.1880, Wien; gest. 23.9.1926, Puchberg am Schneeberg (Niederösterreich). Seit 1899 Studium der Zoologie in Wien, 1904 Promotion. 1910 Habilitation für experimentelle Morphologie der Tiere. Seit 1902 war er mit der Errichtung von Terrarien und Aquarien an der im Entstehen begriffenen Biologischen Versuchsanstalt in Wien betraut. 1923 Versetzung in den Ruhestand. Kammerer widmete sich einer Versuchsreihe, die den Beweis für die Vererbbarkeit einmal erworbener Eigenschaften und Fähigkeiten bringen sollte. Seine an Salamandern und Geburtshelferkröten angestellten Versuche wurden jedoch von der Fachwelt nicht anerkannt. Als 1926 der amerikanische Zoologe Nobel die angeblich von ihm entdeckten Brunstschwielen als Fälschung nachwies, beging Kammerer Selbstmord. Kurz zuvor war er zum Professor an der Universität Moskau ernannt worden.

8. 8. 1920

I n d e r S u m m a : Vgl. Ebners Abschrift aus dem Humboldt'schen Artikel in dieser Zeitschrift am Ende des Tagebuchs (S. 77). Dort findet sich auch das Argument, warum die Evolutionstheorien für Ebner die Sprache nicht vollständig erklären können.
z u m S c h l o ß : Schloß Ambras liegt im Südosten von Innsbruck oberhalb des Dorfes Ambras. Wann die erste Burg an diesem Ort errichtet wurde, ist nicht bekannt. Im 11. und 12. Jh. war sie Sitz der Grafen von Andechs. 1132 wurde sie von Heinrich dem Stolzen von Bayern erobert und zerstört. Nach ihrem Wiederaufbau und dem Aussterben der Andechser kam Ambras an die Grafen von Tirol, die sie an verschiedene Adelige zu Lehen gaben. Unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen wurde 1465 die Burgkapelle des Schlosses umgebaut und neu geweiht. Als Erzherzog Ferdinand II. Tiroler Landesfürst wurde, wählte er Ambras zu seiner Residenz. 1564 schenkte er die Burg seiner Gattin Philippine Welser und ließ sie in den nächsten Jahren zu einem prunkvollen Renaissanceschloß umbauen. Als Repräsentationsraum wurde unterhalb des Hochschlosses 1570/71 von Hans Lucchese der Spanische Saal errichtet, dessen Wände die Bildnisse von 26 Tiroler Landesfürsten zeigen. Die Kassettendecke stammt vom Hoftischler Konrad Gottlieb. Für seine weltberühmten Sammlungen errichtete Ferdinand das Unterschloß, in dem seine Bibliothek, das Antiquarium, die Rüstkammer und die Kunst- und Wunderkammer Platz fanden. Nach dem Tod Ferdinands 1595 blieb das Schloß zweieinhalb Jh.e lang baulich fast unverändert. Die bedeutendsten Teile der Sammlungen wurden nach Wien gebracht, der letzte Transport erfolgte 1806 vor dem Einmarsch der Bayern in Tirol. 1855 begann Erzherzog Karl Ludwig mit der neugotischen Umgestaltung des Schlosses.
i n s G a s t h a u s : Ebner hält sich wahrscheinlich im Gasthaus „Bretze" auf, das Gaststuben im ersten Stock besitzt.
P u r k e r s d o r f : Stadt in Niederösterreich, westlich an Wien anschließend.

9. 8. 1920

D e r G l a u b e a n d i e h e i l i g e T r i n i t ä t : Auszug aus dem Werk Newmans *Philosophie des Glaubens* (*Grammar of Assent*), V. Kapitel, § 2, erschienen im *Brenner*, November 1920 (B VI, H 7, S. 504–520).
Z u B e s u c h : Haecker war im Juni 1920 bei Ficker in Mühlau zu Gast.
I n d e r S u m m a : Pater Tyrrell: „Christus und das Christentum", in: *Summa*, Eine Vierteljahresschrift, Drittes Viertel, Hellerau 1918, S. 67–98.
George Tyrrell: geb. 6.2.1861, Dublin; gest. 15.7.1909, Storrington. Von Geburt Anglikaner, konvertierte Tyrrell 1879. 1881 Eintritt in den Jesuitenorden. 1891 Priester und 1894 Professor der Moraltheologie im Jesuitenkolleg von Stonyhurst. Vertrat einen strengen Thomismus und mußte deshalb die Professur 1896 niederlegen. Vom französischen Modernismus (Bergson, Blondel) beeinflußt, entwickelte Tyrrell eine mystizistische und antiintellektualistische Auffassung der katholischen Religion, die 1906 zu seinem Ausscheiden aus dem Jesuitenorden führ-

te. Seinem öffentlichen Protest gegen die Enzyklika *Pascendi dominici* folgte 1907 die Exkommunikation. Werke u. a.: *Nova et Vetera* (1879); *Through Scylla and Charybdis* (1907); *Christianity at the Crossroads* (1909); *Essays on Faith and Immortality* (1914).

Apologetik der Reue: Der Aufsatz „Zur Apologetik der Reue" erschien das erstemal in der Vierteljahresschrift *Summa*. Für den Sammelband *Vom Ewigen im Menschen* gab Scheler dem Aufsatz den neuen Titel „Reue und Wiedergeburt", unter dem er auch in der Gesamtausgabe von 1954 abgedruckt ist. Vgl. auch Ebners Abschrift im Tagebuch (S. 79).

von der Bahn aus: Die Stubaitalbahn war die erste mit Wechselstrom betriebene Bahn in Österreich und führt von Innsbruck bis nach Fulpmes im Stubaital.

Die Waldrast: Damit ist wieder die Serles gemeint und nicht der Wallfahrtsort Maria Waldrast, den man von dieser Stelle aus nicht sehen kann.

die „Tante Zenzi": Crescentia Sild geb. Ficker, genannt Cenzi: geb. 1.9.1878, Innsbruck; gest. 26.8.1956, Nürnberg. Schwester Ludwig von Fickers. 1903–13 alpine Expeditionen in den Kaukasus und den Pamir mit zahlreichen Erstbesteigungen, u. a. des mit ihrem Namen getauften „Tsentsi Tau". Im Kaukasus erhielt sie vom Fürsten Tatarchan Dadeschkeliani von Swanetien den Berg Uschba zum Geschenk. Eine weitere Pioniertat war die erstmalige Besteigung des Großvenedigers mit Skiern durch eine Frau. 1937 Tod ihres Sohnes Uli und ihres Mannes Hannes Sild. 1938 erstes weibliches Mitglied des Österreichischen Alpenklubs. Verlust der beiden anderen Söhne im Zweiten Weltkrieg (vgl. *Österreichische Alpenzeitung*, 74.Jg., Folge 1290, 1956, S. 157–161).

Rait: Da es eine Ortschaft ‚Rait' an dieser Stelle nicht gibt, hat Ebner sich wahrscheinlich verschrieben und meint ‚Raitis'.

10. 8. 1920

wie Max Scheler sagt: der Mensch...: Dem Sinn nach stammt dieses Zitat aus Schelers Aufsatz „Zur Idee des Menschen", der sich in Ebners Bibliothek befindet und im Gegensatz zu den anderen Aufsätzen in diesem Sammelband durch Unterstreichungen gekennzeichnet ist: „Mag auch historisch im allgemeinen die Sprache der Schrift vorangegangen sein; nicht erst die Sprache oder der Besitz der Sprachfähigkeit macht das Wort, sondern das Wort, der Besitz des Wortes, macht allererst die Sprache möglich. [...] Das Gesagte zeigt, daß Wesen und Besitz des Wortes bei allen Fragen der sog. Entstehung von Sprache und Schrift bereits vorausgesetzt ist. [...] Durch keinen noch so fein gesponnenen ‚Übergang' kann aus ‚Sprechen' das Wort, kann aus jenen Gepflogenheiten Sprache, d. h. im strengsten Sinne schon Äußerung in Worten, werden. Nur Worte lassen sich sprechen. Am Anfang der Sprache war das Wort!" (Scheler, *Abhandlungen und Aufsätze*, 2 Bde., Leipzig 1915, Bd. 1, S. 338 f.).

an die Mizera: Nicht überliefert. Maria Mizera: Geb. 20.10.1892, Unter Themenau (Lundenburg); gest. 15.11.1981, Wien. Lehrerkollegin von Ebner in Gablitz; spätere Gattin von Ebner.

in einem Bauerngasthaus: Ebners Beschreibung paßt auf das Gasthaus „Bierwirt" in Amras.

11. 8. 1920

Brief von der Mizera: nicht überliefert.
Otosklerose: Erkrankung des Mittelohrs, die die Beweglichkeit des Steigbügels aufhebt und so zu starker Schwerhörigkeit führt.
Schopenhauer, Nietzsche, Goethe: Bei Nietzsche gibt es Hinweise, daß er die Geschlechtskrankheit Lues oder Syphilis hatte. Der behandelnde Arzt Binswanger an der Klinik von Jena, in die Nietzsche nach seinem Zusammenbruch in Turin im Jänner 1889 gebracht wurde, trug ins Krankenblatt eine zweimalige luetische Erkrankung Nietzsches ein (vgl. Althaus, *Friedrich Nietzsche*, Frankfurt a. M. 1993, S. 585 f.). Bei Schopenhauer und Goethe ist ähnliches nicht bekannt.
Um die Jahrhundertwende war die Ansicht weit verbreitet, daß die Syphilis eine Krankheit schöpferischer und genialer Menschen sei.
Fritz Lampl: geb. 28.9.1892, Wien; gest. März 1955. Lyriker, Dramatiker. Lebte bis 1938 in Wien, wo er Leiter der Bimini-Werkstätte (Glasbläserei) war. Dann in London ansässig, Freund von Albert Ehrenstein und Oskar Kokoschka. Werke u. a.: „Jesus der Auferstandene" (in B III, H 4, S. 169, Gedicht).
der Fr. R. eine Karte: nicht überliefert. Vielleicht handelt es sich bei der Adressatin um die Handarbeitslehrerin Raisinger in Gablitz.
Hermann Swoboda: geb. 23.11.1873, Wien; gest. 15.6.1963, ebenda. Privatdozent für Psychologie und Geschichte der Psychologie an der Universität Wien. Versuch des Nachweises von periodischen Gesetzmäßigkeiten im menschlichen Organismus, der aber wegen des Fehlens einer sicheren empirischen Basis in der Fachwelt keine Anerkennung fand. Freund von Otto Weininger. Swoboda hatte Ebner in seinen philosophischen Anfängen mit seiner Lehre von der Periodizität stark beeinflußt. Ebner war mit ihm sogar in persönlichen Kontakt getreten und hatte ihm Beobachtungsmaterial über seine eigenen seelischen Zyklen zur Verfügung gestellt. Mit seiner „Wende" zur Pneumatologie erlosch Ebners Interesse für die Problematik Swobodas. Dessen Hauptwerke sind: *Die Perioden des menschlichen Organismus* (1904); *Studien zur Grundlegung der Psychologie* (1905); *Harmonia animae* (1906); *Die kritischen Tage des Menschen* (1909); *Otto Weiningers Tod* (1910); *Das Siebenjahr – Über die zeitliche Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens* (1917). Ebner kannte und besaß fast alle seine Schriften.
Ö. R. – „Feuilletons": *Österreichische Rundschau*, Bd. LXIV, Heft 1, 1920. Darin finden sich folgende drei Artikel von Hermann Swoboda:
– „Der Begriff des Proletariats", S. 14 ff.
– „Zur Psychologie der Arbeit", S. 132 ff.
– „Der Wissenschaftswahn des Sozialismus", S. 172 ff.
Röck: Karl Röck: geb. 20.3.1883, Imst; gest. 9.6.1954, Innsbruck. Sprachforscher und Dichter. Studierte 1902–1908 in Innsbruck, teilweise in München Medizin, Zoologie und Psychologie (ohne Abschluß). 1909/10 Supplentenstelle als Präfekt am Kufsteiner Gymnasium. 1910–1913 ohne feste Anstellung. Von 1913 bis 1926 Magistratsbeamter in Innsbruck. Röck gehört zu den

frühesten Mitarbeitern des *Brenner*, wo er unter seinem Namen, aber auch unter dem Pseudonym Guido Höld publizierte. Im Mai 1912 lernte er am *Brenner*-Tisch Georg Trakl kennen und war in der Folgezeit eng mit ihm befreundet. Seine Tagebücher, die er von 1891 bis 1946 fast lückenlos führte, bilden ein Schlüsseldokument für die *Brenner*- und die Trakl-Forschung.
Zwischen Ebner und Röck kam es außer während der Aufenthalte von Ebner in Mühlau 1920 und 1921 zu keinen Begegnungen.
Prof. Haas: August Haas: geb. 21.8.1886, Bischofshofen; gest. 29.7.1952, Salzburg. Gymnasium und Studium der Biologie in Innsbruck. Zeichenlehrer, zuerst in Kufstein, dann in Innsbruck. Teilnahme am Ersten Weltkrieg im Valsugana und am Isonzo. Nach dem Krieg Zeichenlehrer. Von 1927 bis zur Pensionierung am Gymnasium in Salzburg. Freund von Erich Lechleitner.

12. 8. 1920

Elfride Auer: Lebensdaten nicht ermittelt. Elfriede Auer führte gemeinsam mit ihrer Schwester Liselotte eine der vielen Tanzschulen, die es in der Zwischenkriegszeit in Wien gab. Im Tanzalmanach aus dem Jahr 1930, hrsg. von Carl Ivanitsch, findet sich in einem Artikel der Schwestern Auer, in dem sie ihre Gymnastikstunden zur körperlichen Ertüchtigung anbieten, folgende Annonce:

„Vom Wiener Stadtschulrat genehmigte Privatlehranstalt der
Schwestern Elfryd u. Liselotte Auer
Wien, I. Bez., Kohlenmarkt Nr. 8, Souterrain

f. künstlerischen Tanz, Ballett u. rhythmische Gymnastik mit besonderer Berücksichtigung berufstätiger Damen. Kinderkurse Montag und Donnerstag von 4 bis 5 Uhr nachm. Damenkurse Montag und Donnerstag von 8 bis 9 Uhr abends. Kurshonorarbeitrag pro Monat für 2 Stunden wöchentlich 15 Schilling. Einzelstunden nach Vereinbarung. Gut geheizte Garderoben, sowie warme und kalte Douchen."
Da die Inhaber der meisten Tanzschulen wie die Geschwister Auer jüdischer Herkunft waren, kam es nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1938 zu einem Zusammenbruch der Wiener Tanzszene. Über das genauere Schicksal von Elfride Auer und ihrer Schwester ist nichts bekannt.
In der Hofkirche: Das Bronzegrabmal Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche in Innsbruck ist das größte Grabmonument der abendländischen Kunst. Es wurde 1508 nach den Plänen des Humanisten Konrad Peutinger in Auftrag gegeben. Von den geplanten 40 Statuen, 34 Büsten und 100 Heiligenstatuetten wurde nur ein Teil ausgeführt. Zwei der 28 aufgestellten überlebensgroßen Bronzestatuen, die der Volksmund „Schwarze Mander" nennt, stammen aus der Werkstatt Peter Vischers d. Ä. (König Artus, König Theoderich d. Gr.). Das Grab selbst ist leer, denn der Kaiser wurde nicht hier, sondern in seinem Geburtsort Wiener Neustadt begraben.

Ausgabe der Dichtungen Georg Trakls: Karl Röck hatte nach einer laut eigener Aussage (vgl. „Über die Anordnung der Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen", in: *Erinnerung an Georg Trakl*, Innsbruck 1926, S. 179 ff.) teilweise von Georg Trakl autorisierten Zusammenstellung 1918 unter dem Titel *Die Dichtungen von Georg Trakl* eine erste Gesamtausgabe des Traklschen Werkes im Kurt Wolff Verlag herausgegeben.
das Buch von Dallago: Bis August 1920 war das einzige Buch, das von Dallago im Brenner-Verlag erschien, eine Sammlung von Essays mit dem Titel *Die böse Sieben* (1914).
890 K: Der Wert, den die österreichische Krone im Sommer 1920 hatte, wird aus den Preisen ersichtlich, die in Innsbruck damals für Grundnahrungsmittel bezahlt wurden: 1 kg Bohnen oder Erbsen 3 K; ½ kg Fettspeck 48 K; ¼ l Speiseöl 25 K; 50 g Butter 3,8 K.
Schloß Büchsenhausen: Das im Stadtteil St. Nikolaus liegende Schloß Büchsenhausen wurde 1539 vom Büchsenmeister und Gießer Gregor Löffler erbaut. Es gehörte ab 1641 zum Teil, ab 1648 zur Gänze dem Hofkanzler Wilhelm Biener, der hier eine Brauerei einrichten ließ. Ab 1683 war Büchsenhausen im Besitz der Witwe Anna de Lama, die es von Johann Martin Gumpp d. Ä. umbauen ließ. Das Altarbild der im Osttrakt gelegenen Kapelle stammt von Martin Knoller. 1837 wurde das Schloß in neugotischem Stil hergerichtet.
Kanzler Biener: Wilhelm Biener: geb. um 1590, Lauchheim (Ostschwaben); gest. 17.7.1651, Rattenberg (hingerichtet). Kanzler von Tirol. Von Erzherzog Leopold 1630 zum Kanzler bestellt, erwarb sich Biener den Ruf eines unbestechlichen und verläßlichen Ratgebers. Unter der Nachfolgerin Leopolds, seiner Frau Erzherzogin Claudia von Medici, kam es zu Hofintrigen, die nach dem Tod der Landesfürstin eskalierten und 1650 zur Amtsenthebung führten. Um seiner Verhaftung zu entgehen, flüchtete Biener in das Kloster Wilten. Nachdem der Bischof von Brixen, der ihm ebenfalls feindlich gesinnt war, das Asylrecht aufgehoben hatte, wurde Biener gefangengenommen und in der Festung Rattenberg inhaftiert. Nach einem Prozeß ohne Geschworene und Verteidiger erfolgte die Enthauptung im Schloßhof von Rattenberg.
Ramler: Ferdinand Ramler: geb. 6.5.1862; gest. 17.7.1930, Gablitz. Oberlehrer in der Volksschule Gablitz. Lehrerkollege Ebners.

13. 8. 1920

Jour fatidique: frz.: ein schicksalshafter Tag.
Esperantisten: Anhänger der Sprache Esperanto, die vom polnischen Arzt Ludwig Samenhof erfunden und 1887 erstmals unter dem Pseudonym Dr. Esperanto veröffentlicht wurde. Esperanto weist eine einfache phonetische, phonologische, morphologische und syntaktische Struktur auf. Der Lautbestand umfaßt 28 Buchstaben, der Wortschatz (rund 80.000 Wörter, die aus 7.866 Wurzeln gebildet werden) entstammt vor allem den romanischen Sprachen und dem Englischen. Die Grammatik beruht auf 16 Grundregeln. Das Motiv für die Entwicklung von Esperanto war die Überwindung der sprachlichen Barrieren zwischen den Nationen und Kulturen, die als Ursache ihrer kriegerischen Konflikte gesehen wurden. Um eine friedliche und gerechte Welt zu schaffen, sollte eine Einheitssprache geschaffen werden, die von

allen leicht zu lernen und hinreichend ausdrucksstark sein sollte. Trotz einiger Erfolge konnte sich Esperanto bis heute nicht durchsetzen.
Die Stellungnahmen Ebners zu dieser Sprache sind durchwegs ablehnend.
H a a g : Den Haag.
B r i e f v o n H a u e r : nicht überliefert.
K u l t u r u. C h r i s t e n t u m : B VI, H 2, 1919, S. 141–160.

14. 8. 1920

B r i e f e u. v o r a u s s i c h t l i c h e r L e b e n s l a u f : Jean Paul: *Briefe und bevorstehender Lebenslauf* (1931). Vgl. auch Ebners Abschrift aus Jean Pauls „Vorrede zu den Briefen" im Tagebuch (S. 83).
n ä c h s t e B r e n n e r h e f t : Jean Paul: „Aus der Vorrede zu den Briefen", B VI, H 6, S. 451–452.
d e s k l e i n e n G e d i c h t s : Im Nachlaß von Ficker findet sich unter den von Bruno Sander an Ficker geschickten Manuskripten das dreistrophige Gedicht „Abend". Als Entstehungsdatum wird „wahrscheinlich Herbst 1920" angegeben. Ob Ebner dieses Gedicht gemeint hat, muß daher offenbleiben.
e i n d i c k e s B u c h v o n H u g o M ü n s t e r b e r g : Gemeint ist das Buch *Philosophie der Werte* von Hugo Münsterberg. Vgl. auch RTB, Bd. 1, S. 331.
Hugo Münsterberg: geb. 1.6.1863, Danzig; gest. 16.12.1916, Cambridge (Mass.). Psychologe und Philosoph. Professor in Freiburg im Breisgau und an der Harvard University in Cambridge (Mass.). Werke u. a.: *Gründzüge der Psychologie*. Bd. 1. Allgemeiner Teil: *Die Prinzipien der Psychologie* (1908) (mehr nicht erschienen); *Philosophie der Werte. Grundzüge einer Weltanschauung* (1900).
D a s t e h t d r i n n e n : „Auch der christliche Erlösungsgedanke drängt über sich selbst hinaus oder richtiger drängt von der rein religiösen zu der philosophischen Betrachtung hinüber." (Hugo Münsterberg: *Philosophie der Werte*, Grundzüge einer Weltanschauung, Leipzig 1921, S. 433).
S e i n e D o k t o r a r b e i t : Röcks Dissertation in Psychologie bei Prof. Hillebrand in Innsbruck hatte das Thema „Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung". Laut Tagebuch arbeitete er daran zwischen 1906 und 1908 (RTB, Bd. 1, S. 320).
K r i t i k d e r G e g e n w a r t : Unter diesem Titel erschien in den *Brenner*-Heften B IV, H 19 u. B IV, H 20 ein von Theodor Haecker übersetzter Ausschnitt aus dem Originaltext Kierkegaards „Eine literarische Anzeige" (En literair Anmeldelse), den der Kopenhagener Buchhandel am 30.3.1846 herausgegeben hatte. Das Original ist in drei Abschnitte plus Einleitung eingeteilt, der von Haecker ausgesuchte Text ist ein Unterkapitel des dritten Teiles („Ausbeute an Beobachtungen über die zwei Zeitalter") und trägt den Titel „Die Gegenwart" (vgl. Søren Kierkegaard: *Gesammelte Werke*, 17. Abt., Düsseldorf 1954, S. 72–117).
Die „Kritik der Gegenwart" war die Startschrift des *Brenner* nach dem Ersten Weltkrieg. Sie sollte zeigen, daß der Krieg die Auffassungen, die im *Brenner* vertreten wurden, bestätigt hatte.

15. 8. 1920

F ü r s t i n   L i c h n o w s k y : Mechtilde Lichnowsky geb. Gräfin von und zu Arco-Zinneberg: geb. 8.3.1879, Schloß Schönburg/Niederbayern; gest. 4.6.1958, London. Schriftstellerin. Befreundet mit Max Reinhardt, Hugo von Hofmannsthal und vor allem Karl Kraus. 1904 Heirat mit Karl Max Fürst von Lichnowsky. 1911 Studienreise nach Ägypten. 1912–1914 mit ihrem Mann in London. Im Dritten Reich wechselte sie die Staatsbürgerschaft, nachdem sie den englischen Major Peto geheiratet hatte. Ab 1948 lebte sie in London. Werke u. a.: *Götter, Könige und Tiere in Ägypten* (1913); *Gott betet* (1918); *Der Kinderfreund* (Schauspiel, 1919); *Der Kampf mit dem Fachmann* (Essay, 1924); *Heute und vorgestern* (Gedichte und Prosa, 1958).
Die Bekanntschaft mit Ficker begann – über Vermittlung von Karl Kraus und dem Fall Thöny – im Sommer 1920.
n a c h   W e s t e n   h i n a u s   z u m   P r o f e s s o r   L e c h l e i t n e r : Erich Lechleitner wohnte in der Sonnenstraße 23, im Westen des Innsbrucker Stadtteils Hötting.
S e i n e   F r a u : Rosa Lechleitner geb. Höss: geb. 25.1.1882, Trient; gest. 3.11.1975, Innsbruck. Ausbildung zur Handarbeitslehrerin. 30.10.1905 Heirat mit Erich Lechleitner.
d e r   K ü n s t l e r   u.   s e i n   „P r o b l e m“ : Diese Stelle hat Walter Methlagl in seinem Buch über Erich Lechleitner genauer analysiert: „[...] Von daher erkannte er [Ebner] am Künstler Lechleitner und an dessen Arbeiten auch dessen ‚Problem‘, die Wirklichkeit doch immer aus ‚ästhetischer Distanz‘ zu sehen. Immerhin machte auf ihn aber den ‚stärksten Eindruck‘ ‚dieses aus irgendeinem Dunkel ins Licht hineinsehen‘. Ebner verband also die Wahrnehmung der ‚Jenseitigkeit‘ dieser Bilder mit dem in ihnen, wenn auch immer als ‚Problem‘ wirksamen Moment des Persönlichen, das sich ihm am deutlichsten in den ‚Lichtverhältnissen‘ erschloß. [...] Aus einem Moment der künstlerischen Anschauung hat es ihn pfeilgrad in sein ‚Problem‘ verwiesen, das darin bestand, alles Licht in der Welt vom Wort her begründen zu müssen. Nun fand er in Lechleitners Bildern nicht nur Motive vor, die stark zum Dialogischen hin drängten: ‚Die Rast auf der Wanderung‘, ‚Der Gang nach Emmaus‘. Er fand auch Qualitäten der zeichnerischen und malerischen Umsetzung vor, dazu geeignet, seine dialogische Deutung des Wirklichen eindringlich zu veranschaulichen, wo doch alle Kunst nach seiner Überzeugung monologisch in ‚Icheinsamkeit‘ befangen war. Dieser Widerspruch machte ihn stutzig, er stimulierte seine eigene ‚Bedenklichkeit‘ gegenüber der von ihm getroffenen Entscheidung hinsichtlich des Ästhetischen. Nie mehr, das kann vorweggenommen werden, sollte ihn eine daraus resultierende Unruhe mehr verlassen, immer wieder kam er auf Lechleitner zurück, und noch kurz vor seinem frühen Tod 1931 bestellte er bei Ficker das Buch ‚Bild- und Schnitzwerk‘“ (Walter Methlagl: *Erich Lechleitner (1879–1959). Künstler – Erzieher.* Unveröffentlichtes Typoskript).
H ö l d e r l i n l i e d e r   v o n   H a u e r : Im Werkverzeichnis Josef Matthias Hauers finden sich folgende Hölderlin-Lieder (vgl. Szmolyan: *Josef Matthias Hauer*, Wien 1965, S. 70 ff.): op. 6: Lieder von Friedrich Hölderlin für eine Singstimme und Klavier. Frau Anna Bahr-Mildenburg gewidmet. (Das Original befindet sich im Brenner-Archiv.) 1. Der Gute Glaube. 2. Hyperions Schicksalslied. 3. Lebenslauf. 4. Sonnenuntergang. 5. Vanini / op. 12: Hölderlin-Lieder für eine

Singstimme und Klavier. Frau Marianne Halle gewidmet. 1. Ehmals und jetzt. 2. Abbitte. 3. Die Heimat. / op. 21: Hölderlin-Lieder für eine mittlere Stimme und Klavier. 1. Liebe. 2. Hälfte des Lebens. 3. Der Frühling. 4. Aus der Antigonä. 5. Jugend. 6. Rückkehr in die Heimat. 7. An die Hoffnung. 8. An Diotima. / op. 23: Hölderlin-Lieder für eine mittlere Stimme und Klavier. 1. u. 2. Hugo Breuer, 3. u. 4. Frau Gertrud Köchert gewidmet. 1. Abendphantasie. 2. Der gefesselte Strom. 3. Des Morgens. 4. An die Parzen. / op. 24: Lied der Liebe von Friedrich Hölderlin für dreistimmigen Frauenchor, Klavier, Harmonium. / op. 32: Hölderlin-Lieder für eine mittlere Stimme und Klavier. Frau Gertrud Köchert zum Geburtstag. 1. Lebensgenuß. 2. An eine Rose. 3. Der Gott der Jugend. 4. An ihren Genius. 5. Am Abend. 6. Empedokles. 7. Gesang des Deutschen. / op. 40: Hölderlin-Lieder für eine mittlere Stimme und Klavier. Fritz Lampl gewidmet. 1. Vulkan. 2. Ihre Genesung. 3. Tränen. 4. Diotima. 5. An die Ruhe.
Für Hauers Auseinandersetzung mit Hölderlin war Ebner die entscheidende Antriebsfeder: „Es war Ebner, der Hauer auf Hölderlin aufmerksam gemacht hatte – in einem Brief von 1913, in dem er davon erzählt, wie wichtig Hölderlin nunmehr für ihn geworden sei, nennt er selbst diesen in seinen Gedichten ‚innerlich musikalisch'" (Jørgen Jensen: „Ferdinand Ebner und Josef Matthias Hauer", in: *Untersuchungen zum „Brenner"*. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag, hrsg. von Walter Methlagl, Eberhard Sauermann u. Sigurd Paul Scheichl, Salzburg 1981, S. 242–273, S. 246).
über die Flucht u. den Tod Tolstojs: Nach permanenten Auseinandersetzungen mit seiner Frau Sophia Andrejevna, die ihre Ursache u. a. in dem Konflikt zwischen Tolstojs theoretischem Bekenntnis zu einem asketisch aufgefaßten Christentum und seinem Leben als wohlhabender, weltberühmter Literat hatte, floh Tolstoj am 27. Oktober 1910 aus seinem Haus in Jásnaja Poljána, um als Eremit eine neue Existenz zu beginnen. Auf der Flucht holte sich Tolstoj während einer Zugfahrt eine Lungenentzündung, die ihn zum Abbruch seiner Reise zwang. Umgeben von Reportern aus der ganzen Welt und Schaulustigen starb Tolstoj im Bahnwärterhaus von Astápovo am 7.11.1910.

16. 8. 1920

Bildhauer Zeiler: Ottmar Zeiller: geb. 21.11.1868, St. Vigil/Enneberg (Südtirol); gest. 9.6.1921, Innsbruck. Tiroler Bildhauer und Holzschnitzer. Zeitweilig Leiter einer Zeichenschule in Berlin, wo er Lovis Corinth und Max Slevogt kennenlernte, die ihn zu künstlerischer Tätigkeit ermunterten. Zeiller lebte später in Heiligkreuz bei Hall. Trakl war mehrmals bei Zeiller, der ihn auch zeichnete (Original und Faksimile im Brenner-Archiv). Zeiller machte sich einen Namen als Schnitzer winziger Holzfiguren, darunter auch einer kleinen Porträtfigur von Egger-Lienz (vgl. Erika Wimmer [Hrsg.], *Ottmar Zeiller, Katalog zur Ausstellung*, Innsbruck 1996; *Haller Lokalanzeiger 1972*, Nr. 51/52, S. 10 f.).
Universitätsprofessor Brücke: Ernst Theodor Brücke: geb. 8.10.1880, Wien; gest. 12.6.1941, Boston. 1916–1938 Professor für Physiologie an der Universität Innsbruck.
In seinem sechsten Brief aus Mühlau an Luise Karpischek (20.8.1920) berichtet Ebner über den

Besuch von Brücke: „Einmal habe ich im Lauf dieser Woche Universitätsprofessoren unter sich gesehen. Es kam nämlich der Physiolog Brücke von der Innsbrucker Universität nach dem Abendessen – die gewöhnliche Besuchszeit hier – zu Herrn Ficker. Und später kam Seine Magnifizenz von der Wiener Universität (das ist der Schwager Fickers) nach Hause. Man fiel rührend über die Kollegen her. Herr Ficker verschwand u. übergab sich, wie er mir hinterher vor dem Schlafengehen gestand."

mit dem begutachtenden Philosophen: Adolf Stöhr: geb. 1855, St. Pölten; gest. 1921, Wien. Prof. für Philosophie in Wien. Stöhr erstellte im Auftrag des Braumüller Verlages 1919 ein Gutachten über die Fragmente, das zu einem vernichtenden Urteil kam und den Druck verhinderte. Werke u. a.: *Psychologie der Aussage* (1911); *Gehirn u. Vorstellungsreiz* (1912); *Umriß einer Theorie der Namen* (1889); *Die Vieldeutigkeit des Urteils* (1895); *Algebra der Grammatik* (1898); *Lehrbuch der Logik* (1910).

17. 8. 1920

wieder ein Brief: nicht überliefert.

Ferdinandeum: Das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum erhielt seinen Namen von Erzherzog Ferdinand Karl, unter dessen Protektorat 1823 der Museumsverein gegründet wurde. Das Museum selbst wurde 1842–1845 als zweigeschoßiger klassizistischer Bau errichtet. 1884–1886 erfolgte die Erhöhung um ein Stockwerk und die Neugestaltung der Fassade im Stil der Hochrenaissance. Das Museum besitzt wertvolle kunstgeschichtliche (Bildnis eines alten Mannes von Rembrandt, Gotiksammlung), prähistorische und naturwissenschaftliche Sammlungen.

die Rektoratsrede: Vgl. Ebners Abschrift eines Ausschnitts aus der Rektoratsrede von Ernst Diehl am Ende dieses Tagebuchs (S. 71).

Ernst Diehl: geb. 9.6.1874, Emmerich; gest. 2.2.1947, München. Klassischer Philologe. Studium der klassischen und romanischen Philologie in Bonn und Berlin. 1906 a. o. Professor der klassischen Philologie in Jena, 1911 in Innsbruck. Rektor an der Innsbrucker Universität. 1925–1937 Lehrtätigkeit an der Universität Halle. Werke u. a.: *Anthologia lyrica Graeca* (Hrsg., 1924 ff.); *Inscriptiones Latinae Christianae veteres* (1925 ff.).

des Staatssekretärs Glöckel: Otto Glöckel: geb. 8.2.1874, Pottendorf; gest. 23.7.1935, Wien. Pädagoge und Schulpolitiker. Nach dem Lehrerseminar in Wiener Neustadt wirkt Glöckel an Wiener Volksschulen, wird 1897 wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung entlassen. 1907 als Kandidat des Wahlbezirks Erzgebirge ins Abgeordnetenhaus entsandt. 1917 stellt er auf einer Versammlung des Vereins „Freie Schule" sein Schulreformprogramm vor, das er 1919/20 als Unterstaatssekretär f. Unterricht und, nach dem Regierungswechsel, ab 1920 als geschäftsführender Präsident des Stadtschulrates für Wien in die Praxis umwandelt. Als Unterstaatssekretär richtet er eine Abteilung für Schulreform ein. 1927 werden neue Schulgesetze (Hauptschulen- und Mittelschulengesetz) erlassen: Vereinheitlichung des Schulsystems; Bürgerschulen in Hauptschulen (Modell Allgemeine Mittelschulen) umgewandelt, Mittelschu-

len (Gym., Realgym. in 3 Formen, Realschule, Frauenoberschule) bleiben als Vollanstalten erhalten. Im Februar 1934 wird Glöckel, im Gefolge des Bürgerkriegs, ohne „Erhebung einer Anklage" im Anhaltelager Wöllersdorf interniert, hier zieht er sich ein Herzleiden zu, das nicht mehr auskuriert wird. Werke u. a.: *Die Reaktionären an der Arbeit* (1908); *Schule und Klerikalismus* (1911); *Schulreform und Volksbildung in der Republik* (1919); *Die österreichische Schulreform* (1922); *Die Wirksamkeit des Stadtschulrates* (1925); *Drillschule, Lernschule, Arbeitsschule* (1928). Vgl. zu seinem Wirken Richard Olechowski: „Schulpolitik", in: Erika Weinzierl/Kurt Skalnik: *Österreich 1918–1938. Geschichte der Ersten Republik.* 2 Bde., Graz, Wien, Köln, 1983, Band 2, S. 589–607.
B r a u m ü l l e r : Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung. Einen der größten Verlagserfolge brachte das 1903 herausgebrachte Werk Otto Weinigers *Geschlecht und Charakter*, das in alle Weltsprachen übersetzt wurde. 1918 brachte der Verlag Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* heraus. Auch Ludwig Wittgenstein bemühte sich um die Drucklegung seines *Tractatus* bei Braumüller, wozu es aber nicht kam.
h a t i h n a b o n n i e r t : Vgl. Fickers Brief an Haecker vom 18.8.1920 (Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 273).

18. 8. 1920

L u d w i g W i t t g e n s t e i n : geb. 26.4.1889, Wien; gest. 29.4.1951, Cambridge. Philosoph. Wittgenstein wuchs als jüngstes von acht Geschwistern in einer Großindustriellenfamilie auf und besuchte nach Privatunterricht in Wien ab 1903 die Oberrealschule in Linz. Ein Ingenieurstudium, zunächst zwei Jahre an der TH Berlin, ab 1908 am College of Technology in Manchester, wo er an der Konstruktion eines Flugzeugmotors mitwirkte, weckte sein Interesse für die Grundlagen der Wissenschaft, Mathematik und Logik. 1911 übersiedelte Wittgenstein nach Cambridge, um bei Bertrand Russell und George Edward Moore Philosophie zu studieren. Bereits im Herbst 1913 unterbrach er das Studium, um in Skjolden eigene Arbeiten zur Logik fortzusetzen. Während des Ersten Weltkriegs ging er als Freiwilliger zur Artillerie und schrieb in dieser Zeit seinen *Tractatus Logico-Philosophicus*. Nach neunmonatiger italienischer Kriegsgefangenschaft kehrte Wittgenstein nach Wien zurück, überließ sein Erbe seinen Geschwistern und begann seine Ausbildung zum Volksschullehrer. 1920 bis April 1926 war er Volksschullehrer in verschiedenen Orten Niederösterreichs, danach arbeitete er als Gärtner in einem Kloster, dann als Architekt am Bau eines Palais (1926–1928) für seine Schwester Margarete Stonborough in Wien. 1929 kehrte Wittgenstein nach Cambridge zurück, reichte seinen *Tractatus* als Doktorarbeit ein und wurde Fellow am Trinity College bis 1936. 1936 begann Wittgenstein in Norwegen mit seinem zweiten Hauptwerk, den *Philosophischen Untersuchungen*. 1939 wurde er Professor für Philosophie in Cambridge und erhielt die britische Staatsbürgerschaft. Während des Zweiten Weltkriegs war Wittgenstein am Guy's Hospital in London, später in Newcastle upon Tyne tätig. Seine Lehrtätigkeit in Cambridge wiederaufnehmend, arbeitete er weiter an den *Philosophischen Untersuchungen* und an den Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie. 1947 gab er seine Professur auf und widmete sich, ruhelos zwischen Irland, Großbritannien, Österreich und Norwegen wechselnd, der Arbeit an sei-

nem umfangreichen philosophischen Werk, von dem zu seinen Lebzeiten allerdings außer dem *Tractatus logico-philosophicus* nur ein *Wörterbuch für Volksschulen* und ein Aufsatz erschienen. Werke u. a.: *Logisch-philosophische Abhandlung* (1921, seit 1922 unter dem Titel *Tractatus logico-philosophicus*); *Wörterbuch für Volksschulen* (1926); *Philosophische Untersuchungen* (posthum 1953); *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* (hrsg. 1956); *Philosophische Grammatik* (hrsg. 1969); *Über Gewißheit* (hrsg. 1970); *Prototractatus* (hrsg. 1971).
Durch Karl Kraus' Äußerung über den *Brenner* – „Daß die einzige ehrliche Revue Österreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Österreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint." (*Fackel*, Nr. 368/369, 5.2.1913, S. 32) – kam es zum Kontakt mit Ludwig Wittgenstein und zu dessen Spende an Ficker. Die erste Begegnung Wittgensteins mit Ludwig von Ficker fand am 23.7.1914 in Wien statt. Am Abend des 23.7. war Ficker Gast in der Villa der Wittgensteins in Neuwaldegg. Nach dem Krieg wandte sich Wittgenstein wieder an Ficker, diesmal mit dem Anliegen, seinen *Tractatus Logico-Philosophicus* in Fickers Zeitschrift *Der Brenner* zu veröffentlichen, nachdem er bereits mehrere ergebnislose Publikationsversuche gestartet hatte. Es kam zur Korrespondenz zwischen Wittgenstein und Ficker in dieser Sache. Aber letztlich scheiterte die Herausgabe des *Tractatus* im *Brenner* an der damals sehr prekären finanziellen Situation Fickers und auch an seinem mangelnden Verständnis für den *Tractatus*.
a n b e d ü r f t i g e S c h r i f t s t e l l e r : Auf Grund einer Notiz Ludwig von Fickers dürfte das Geld nach folgendem Schlüssel verteilt worden sein (vgl. G. H. von Wright, *Ludwig Wittgenstein, Briefe an Ludwig von Ficker*, Salzburg 1969, S. 45 f.): Georg Trakl: 20 000 Kronen, Rainer Maria Rilke: 20 000 Kronen, Carl Dallago: 20 000 Kronen, Redaktion *Der Brenner*: 10.000 Kronen, Oskar Kokoschka: 5 000 Kronen, Else Lasker-Schüler: 4 000 Kronen, Adolf Loos: 2 000 Kronen, Karl Borromäus Heinrich: 1 000 Kronen, Hermann Wagner: 1 000 Kronen, Josef Georg Oberkofler: 1 000 Kronen, Theodor Haecker: 2 000 Kronen, Theodor Däubler: 2 000 Kronen, Ludwig Erik Tesar: 2 000 Kronen, Richard Weiss: 2 000 Kronen, Karl Hauer: 5 000 Kronen, Franz Kranewitter: 2 000 Kronen, Hugo Neugebauer: 1 000 Kronen.
V e r m ö g e n a r m e n F a m i l i e n : Ludwig Wittgenstein schenkte sein Vermögen nicht armen Familien, sondern seinen Geschwistern, mit Ausnahme von Margarete Stonborough.
B r i e f a n d i e M i z e r a : nicht überliefert.

19. 8. 1920

E r f a h r u n g i s t n i c h t m i t t e i l b a r : Vollständig lautet die Stelle: „Erfahrung ist eben nicht mitteilbar, wenigstens nicht im tieferen Sinne" (Gerhard Hauptmann: *Michael Kramer*, in: *Gesammelte Werke in sechs Bänden*, 3. Bde., Berlin 1906, S. 423).
G i o r d a n o B r u n o : Eigentlich Filippo Bruno: geb. 1548, Nola bei Neapel; gest. 17.2.1600, Rom. Italienischer Naturphilosoph. 1563 Dominikaner in Neapel. Fiel 1592 durch Verrat in die Hände der Inquisition, die ihm vor allem wegen seiner Lehren von der Unendlichkeit des Universums und der Vielheit und Gleichwertigkeit der Weltsysteme den Prozeß machte. Er wurde

nach siebenjähriger Haft am Campo de' Fiori in Rom verbrannt. Werke u. a.: *Il candeleio* (Komödie, 1582); *De la causa, principio, et uno* (1584); *La cena de le ceneri* (1584).
H u ß : Johannes Hus: geb. um 1370, Husinec; gest. 6.7.1415, Konstanz (verbrannt). Tschechischer Reformator. 1400 Priesterweihe. 1401 Dekan der Artistenfakultät in Prag. 1405–1408 Synodalprediger. Anhänger der Gedanken John Wycliffes (Autorität des Gewissens, Ablehnung des weltlichen Besitzes der Kirche). Durch eine Bulle Papst Alexanders V. (1410) kam es in Prag zum Kampf gegen die Anhänger Wycliffes, zu Bücherverbrennung, Predigtverbot und Bann über Hus. Unterstützt von König und Volk konnte er jedoch bis 1412 seine gegen die Ablaß- und Kreuzzugsbulle Papst Johannes XXIII. gerichtete Predigttätigkeit fortsetzen. 1414 stellte er sich gegen Zusicherung freien Geleites dem Konstanzer Konzil. Dennoch wurde er wegen seiner Weigerung, die Lehre Wycliffes zu widerrufen, verbrannt. Werke u. a.: *De ecclesia* (1413).
S a v a n a r o l l a : Girolamo Savonarola: geb. 21.9.1452, Ferrara; gest. 23.5.1498, Florenz (hingerichtet). 1476 in Bologna Dominikanermönch. 1482 Bibelvorleser und -ausleger am Kloster San Marco in Florenz. Nach visionären Erlebnissen 1484 verbanden sich seine Bußpredigten mehr und mehr mit apokalyptischen Prophezeiungen für Italien und die Kirche. Als 1494 Karl VIII. von Frankreich die Medici aus Florenz vertrieb, schienen sich Savonarolas Vorhersagen zu bestätigen. Seinen dadurch erfolgten politischen Aufstieg nutzte er zur Errichtung einer demokratischen Verfassung und zum Erlaß strenger Sittengesetze auf theokratischer Basis. Als Reaktion darauf verhängte Papst Alexander VI. ein Predigtverbot, das Savonarola nicht einhielt. Als er auch die 1497 ausgesprochene Exkommunikation für ungültig erklärte und seine politischen Gegner die Macht in Florenz übernahmen, wurde er 1498 verhaftet, gefoltert und als Schismatiker und Häretiker gehängt und verbrannt.

20. 8. 1920

v o n m e i n e m B r u d e r : Hans Ebner: Lebensdaten nicht ermittelt. Bruder von Ferdinand Ebner. Hans Ebner kam gemeinsam mit seiner Schwester Anna früh außer Haus und wuchs bei wohlhabenden Verwandten (Spieß) auf. Wanderte nach Australien aus und gelangte dort zu einigem Vermögen, das er aber nach dem Ersten Weltkrieg wieder verlor. Eines seiner zwei Kinder ist die Schriftstellerin Jeannie Ebner.
In einem Brief an Luise Karpischek vom 10.10.1920 heißt es dazu: „Am Donnerstag war ich in Baden beim Hans. Mein Bruder und ich – wir leben und reden faktisch total aneinander vorbei. Den Gedanken, ihn für die Finanzierung des Brenner-Verlags gewinnen zu wollen, mußte ich wirklich fallen lassen. Was für eine Unmöglichkeit wäre es doch, ihn mit Ludwig von Ficker in Berührung zu bringen. Es war Phantasterei von mir, auf diesen Gedanken überhaupt zu verfallen."
In seinen „Notizen zu einer Geschichte meines geistigen Lebensganges" schildert Ebner seinen Bruder Hans folgendermaßen: „Hans gehörte dem Turnverein, der Pflegestätte des deutschnationalen Gedankens, an, war natürlich Schönerianer, Übertritt zum Protestantismus (samt Ernestine). (Kaufmannsstand – reich werden – im unheilvollen Bann des Geldes, – Australien – Rückkehr nach dem Krieg – Einbuße des Vermögens.)"

„a n d e r e G e s i c h t": Der frühe, aus der Sicht Ebners hier „andere" *Brenner* (1910–1913) war vor allem von „Dallagos nietzscheanischem Weltbild, vom Entwurf einer Rückkehr des Individuums zum Ursprung geprägt" (Sieglinde Klettenhammer u. Erika Wimmer, *Aufbruch in die Moderne. Die Zeitschrift „Der Brenner" 1910–1915*, Innsbruck 1990, S. 12). Ficker hatte seine Zeitschrift letztlich wegen Dallago und seiner „Naturreligion", die sich zwangsläufig gegen die offizielle Kirche wandte, gegründet. Im Laufe der Jahre 1913 und 1914 erfolgte aber im *Brenner* – vor allem durch Theodor Haecker – „eine verstärkte Hinwendung zum Christentum und zu Fragen der christlichen Existenz" (ebd., S. 13), wodurch der *Brenner* ein neues Gesicht bekam. Diese Richtung setzte Ebner mit seinen Beiträgen für den *Brenner* fort.
S c h r i f t H a e c k e r s ü b e r K i e r k e g a a r d : Gemeint ist Haeckers Buch *Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit*, erschienen 1913.
B r i e f w e c h s e l m i t d e m „D i c h t e r" u. B a n k d i r e k t o r E. K. H i r t : Im Nachlaß Ludwig von Fickers befinden sich sechs Briefe von Ficker an Karl Emerich Hirt (20.11.1914, 23.1.1919, 3.2.1919, [ca. 16.2.1919], 16.2.1919, 26.2.1919) und zehn Briefe von Hirt an Ficker (19.1.1914, 21.3.1914, 24.3.1914, 19.11.1914, 25.11.1914, 26.1.1919, 24.2.1919, 3.4.1919, 8.2.1920, 12.11.1932). Davon sind publiziert Hirts Briefe vom 19.11.1914 (Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 49) und vom 26.1.1919 (Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 148–150) und Fickers Briefe vom 20.11.1914 (Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 50 f.), vom 23.1.1919 (Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 147) und vom 16.2.1919 (Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 150 bis 156). Vermutlich geht es hier aber vor allem um jene Briefe, die sich auf die Auseinandersetzung mit Karl Kraus beziehen, d. h. Fickers Briefe vom 23.1. und 16.2.1919 und Hirts Briefe vom 26.1. und 24.2.1919. Vgl. auch Ebners Abschrift aus dem Brief Fickers an Karl Emerich Hirt vom 16.2.1919 am Ende dieses Tagebuchs (S. 72)
Karl Emerich Hirt: geb. 19.12.1866, Troppau; gest. 21.1.1963, Innsbruck. Schriftsteller, Bankangestellter. Nach dem Besuch verschiedener Gymnasien (ohne Abschluß) trat er 1890 in die Österreichisch-Ungarische Bank ein. 1895 wurde er in die Filiale nach Innsbruck versetzt. Nach kurzen Arbeitsaufenthalten in Wien und Troppau begann er seine endgültige Banklaufbahn in Innsbruck, 1913 wurde er zum Vorstand der Filiale gewählt, welchen Posten er bis zu seiner Pensionierung innehatte. Aus dem Briefwechsel Ficker–Hirt geht hervor, daß Hirt im März 1914 vergeblich versuchte, Mitarbeiter am *Brenner* zu werden. Werke u. a.: *Der Heereszug Gottes. Das Bekenntnis eines Deutschen* (1914; 1921 erschien es bereits in 4. Auflage mit einem Umschlagbild von Albin Egger-Lienz, mit dem Hirt nach dem Ersten Weltkrieg in Beziehung stand); *Gott bleibt Sieger. Das Kriegstagebuch eines Deutschen* (1919); eines der beiden im Brenner-Archiv befindlichen Exemplare dieses Gedichtbandes ist Karl Röck gewidmet (Röck hat seinerseits Hirt ein Exemplar seiner Trakl-Ausgabe gewidmet, vgl. RTB, Bd. 1, S. 299). Gedichte sind Anton Wildgans (S. 15), Arthur von Wallpach (S. 24, 42 u. 63), Bruder Willram (S. 37) und Josef Georg Oberkofler (S. 50 u. 64) gewidmet.
d a s I n n s b r u c k e r H e f t d e r F a c k e l : F 531–543, April 1920 mit dem Titel *Innsbruck und Anderes*. Dieses rund 200 Seiten starke Heft der *Fackel* enthält sämtliche Stellungnahmen der Presse, die sich mit der von Karl Kraus am 4. Februar 1919 unter Protesten gehaltenen

Lesung in Innsbruck befassen. Darunter befindet sich auch der von Karl Emerich Hirt verfaßte Artikel in den *Innsbrucker Nachrichten* mit dem Titel „An Karl Kraus, den Ankläger des deutschen Volkes und unberufenen Richter seiner Schuld!“. In seiner Auseinandersetzung mit Hirt stellt Kraus Hirts Satz, er habe gegen die idiotische und verruchte „Kanaillität“ des Krieges protestiert, den pathetischen Aufruf Hirts zur sechsten Kriegsanleihe gegenüber (vgl. F 531–543, S. 60–79).

B r i e f d e r R o s a L u x e m b u r g : Es ist unklar, um welchen Brief es sich dabei handelt; vermutlich um einen aus der Zeit ihrer Haft von 1916 bis 1918 in der Festung Wronke und im Gefängnis von Breslau (ab Juli 1917). Ein Beispiel, auf das die Charakterisierung Ebners zutreffen könnte, ist ein Brief an Hans Diefenbach vom 13.8.1917: „[...] daß ich allein soviel Schönheit genießen soll. Ich möchte laut über die Mauer hinausrufen: O, bitte beachten Sie doch diesen herrlichen Tag! Vergessen Sie nicht, wenn Sie noch so beschäftigt sind, wenn Sie auch nur in dringendem Tagewerk über den Hof eilen, vergessen Sie nicht den Kopf zu heben und einen Blick auf diese silbernen Wolken zu werfen und auf den stillen blauen Ozean, in dem sie schwimmen. Beachten Sie doch die Luft, die von leidenschaftlichem Atem der letzten Lindenblüten schwer ist, und den Glanz und die Herrlichkeit, die auf diesem Tage liegen, denn dieser Tag kommt nie, nie wieder! Er ist Ihnen geschenkt wie eine vollaufgeblühte Rose, die zu Ihren Füßen liegt und darauf wartet, daß Sie sie aufheben und an Ihre Lippen drücken“ (Rosa Luxemburg: *In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, dargestellt von Helmut Hirsch, 1969, S. 95).

Rosa Luxemburg: geb. 5.3.1870, Zamosc; gest. 15.1.1919, Berlin (ermordet). Politikerin. 1873 Übersiedlung der Familie nach Warschau. 1887 Beginn des politischen Engagements, Eintritt in eine Gruppe der Partei „Proletariat“ in Warschau. 1889 Schweizer Exil, um der Verhaftung zu entgehen. 1890 Beginn von Studien an der Universität Zürich. 1894 mit Leo Jogiches Gründung der Sozialdemokratie des Königreiches Polen. 1897 deutsche Staatsbürgerschaft und ein Jahr später Übersiedlung nach Berlin und Mitglied der SPD. 1901 Redakteurin der *Leipziger Volkszeitung*. 1905 Teilnahme an der Revolution in Warschau, Verhaftung. 1907 zwei Monate im Gefängnis Moabit. 1909 Teilnahme an zahlreichen Versammlungen in Deutschland. 1913 Veröffentlichung des Hauptwerkes *Die Akkumulation des Kapitals*. Mit Franz Mehring Gründung der *Sozialdemokratischen Korrespondenz*. Von 1915 bis 1918 zweimalige Inhaftierung im Berliner Frauengefängnis Barnimstraße, in der Festung Wronke und im Gefängnis von Breslau. 1918 Teilnahme an der Versammlung der Arbeiter und Soldatenräte, ohne sich durchsetzen zu können. Jänner 1919 Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.

e i n e n z w e i t e n B r i e f d e r M a r t i n a W i e d : In einem Brief vom 6. August 1920 an Ficker berichtet Wied, sie habe mit Entsetzen festgestellt, welche Ähnlichkeit ihr Gedicht „Reminiscere“ mit Trakls „Psalm“, abgedruckt in derselben Anthologie *Die Botschaft. Neue Gedichte aus Österreich*, aufweist. Auf das beruhigende Schreiben von Ficker antwortete sie mit einem Brief vom 18. August 1920, in dem sie noch einmal ihr Bedauern ausdrückt.

Martina Wied: eigentlich Alexandrine Martina Augusta Weisl, geb. Schnabel: geb. 10.12.1882, Wien; gest. 25.1.1957, ebenda. Romanschriftstellerin, Lyrikerin. Tochter eines Juristen. Kam in ihrem Elternhaus frühzeitig mit Literatur in Berührung. Studium der deutschen Philologie, der

Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte. Aufenthalte in Polen, Frankreich, England und Italien. 1910 Heirat mit dem Fabrikanten Sigmund Weisl, der 1930 starb. Mitarbeiterin am *Brenner* (1913). 1938 Emigration nach Großbritannien. Lehrerin in Schottland, wo ihre bekanntesten Werke entstanden. 1947 Rückkehr nach Österreich. Werke u. a.: *Bewegung* (Gedichte, 1919); *Brücken ins Sichtbare* (Gedichte, 1912–1952); *Rauch über St. Florian* (Roman, 1936); *Das Einhorn. Aus dem Tagebuch eines schottischen Malers* (1948).

21. 8. 1920

Pastor Dymock: Lebensdaten nicht ermittelt. Ebner läßt hier folgende drei Sätze des Artikels „Der Film in der Kirche“, erschienen am Samstag, den 21.8.1920 in den *Innsbrucker Nachrichten*, aus: „Mit Hilfe von einigen Freunden brachte er ein kleines Kapital zusammen. Ein Reisewagen, vollständige Kinoeinrichtung und einige geeignete Filme wurden angeschafft, und dann begab man sich hinaus aufs Land, vorerst in die Umgegend von Bristol. Aber das Gerücht von dem Wanderkino verbreitete sich schnell, und bald liefen zahlreiche Anfragen von Gemeinden in verschiedenen Orten ein. Überall wollte man einen Besuch haben.“
Ulla Ficker: Gudula Ficker: verh. Wiesmann, genannt Ulla: geb. 1.6.1916. Tochter Ludwig von Fickers. Lebt in Innsbruck.
den Rauch: 1920 wohnte im ersten Stock Anton Rauch (1865–1938), der Sohn von Leopold Rauch, dem Erbauer der Rauch-Villa, mit seiner Frau Rosa (geb. Wild, 1871–1940) und seinen Kindern. Er stammte aus der Rauch-Dynastie, die seit 1831 die Rauch-Mühle in Mühlau betrieb, und war zu dieser Zeit Bürgermeister von Mühlau.
Dr. Ostheimer: geb. 24.4.1891, Innsbruck; gest. 4.11.1949, Innsbruck. Arzt, Schriftsteller. 1913 Promotion, 1914 Kriegsdienst. 1917 zur Errichtung eines Militärspitals nach Innsbruck abberufen. Nach dem Krieg in Innsbruck Neurologe und Psychiater. Lyriker, Theaterrezensent der *Innsbrucker Nachrichten*. Mitherausgeber des *Widerhall*. Entdecker von Josef Leitgeb. Werke u. a.: *Lieder eines Arztes*; *Zwischen Zeit und Ewigkeit*; *Die heilige Agnes* (Lustspiel); *Der Schatz in Dir* (Lustspiel); *Tage im Herbst*.
in der Fackel, Innsbrucker Heft: Anläßlich der von Karl Kraus am 4. Februar 1919 unter Protesten gehaltenen Lesung in Innsbruck schrieb Ostheimer für die Tiroler Presse eine „Abrechnung“ mit Karl Kraus, die Kraus in der *Fackel* mit dem Titel *Innsbruck und Anderes* abdruckte (F 531–543, S. 82–85).
de' ja vu: Ein Déjà-vu-Erlebnis (frz. „schon gesehen“) ist eine Form der Erinnerungstäuschung, bei der der Eindruck entsteht, man habe das in einer an sich völlig neuen Situation Gesehene und Erlebte in gleicher Weise und in allen Einzelheiten schon einmal gesehen und erlebt.
Schon seid ihr rein: Joh. 15, 3.

22. 8. 1920

den Brief der Anna beantwortet: nicht überliefert.

Frau Hitt: Felsformation auf der Nordkette, oberhalb von Innsbruck, die einer Frau auf einem Pferd gleicht.
General Dankl: Viktor Dankl: geb. 18.9.1854, Udine; gest. 7.1.1941, Innsbruck. Absolvent der Theresianischen Militärakademie. 1912 General der Kavallerie und Korpskommandant in Innsbruck. Im Ersten Weltkrieg siegte er 1914 bei Krasnik über die 4. russische Armee und drang bis nach Lublin vor. 1915 kam er als Landesverteidigungskommandant nach Tirol zurück und leitete nach der Kriegserklärung Italiens bis 1917 die Operationen an der Südtiroler Front. Verleihung des Ehrenzeichens der Universität Innsbruck. 1917 Erhebung in den Freiherrenstand, 1918 in den Grafenstand. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte er sich für den Heldendenkmalbau in Wien ein.

23. 8. 1920

seines Freundes Lechner: Kurt Lechner: Lebensdaten nicht ermittelt. Ficker hatte Lechner während seiner Ausbildung in Brixen im Jahre 1915 kennengelernt. Der Vater von Kurt, Felix Lechner, Besitzer einer Holzindustrie in Prag, hat dem Brenner-Verlag großzügig eine Summe von ca. 1 000 000 000 Kronen zu günstigen Bedingungen überlassen. Nach seinem Ausscheiden aus dem Verlag lebte Lechner mit seiner Frau Alwi großteils in Berlin, ohne geregelte Erwerbstätigkeit und unterstützt von seinem Vater; versuchte sich als Schriftsteller, gab Privatstunden für Literatur, Kunstgeschichte und Ästhetik. 1921 hat ihn Bruno Cassirer aufgefordert, bei ihm als Teilhaber einzutreten (vgl. Alwi Lechner an Ficker, 8.2.1921). 1932 Zusammenbruch der väterlichen Firma. Schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten (Koch, Innenarchitekt, Reisebegleiter) nach Berlin durch und lebte dort zeitweise in größter Armut (fand als Jude keine Arbeit mehr). (Vgl. Brief Lechners an Ficker vom 3.5.1933.) Meldete sich ein letztes Mal 1935 aus Berlin, wo es ihm inzwischen wieder etwas besser zu gehen schien.
Lichtenbergs Korrektur des „Ich denke" in „Es denkt": „Wir werden uns gewisser Vorstellungen bewußt, die nicht von uns abhängen; andre, glauben wir wenigstens, hingen von uns ab; wo ist die Grenze? Wir kennen nur allein die *Existenz* unsrer Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken. *Es denkt*, sollte man sagen, so wie man sagt: *es blitzt*. Zu sagen ‚*cogito*' ist schon zu viel, sobald man es durch ‚*ich denke*' übersetzt. Das Ich anzunehmen, zu postulieren, ist *praktisches Bedürfnis*" (Georg Christoph Lichtenberg: *Ausgewählte Schriften*, hrsg. und eingeleitet von Adolf Wilbrandt, Stuttgart 1893, S. 101).
Georg Christoph Lichtenberg: geb. 1.7.1742, Oberramstadt bei Darmstadt; gest. 24.2.1799, Göttingen. Physiker und Schriftsteller. Sein Ruf als Schriftsteller beruht auf naturwissenschaftlichen und philosophisch-psychologischen Aufsätzen, besonders aber auf seinen ironisch-geistvollen Aphorismen (hrsg. 1902–1908).
die Bruchstücke: Anton Santer veröffentlichte im *Brenner* des öfteren fragmentarische Werke verschiedener Art unter dem Titel „Bruchstücke". Seine erste Veröffentlichung von „Bruchstücken" im *Brenner* vom Dezember 1919 enthält eine „Ankündigung für einen Autor ohne Werke", worin Santer schreibt: „Ich sammle hier die Meinungen des Patienten, dem mein

Nachruf galt. Es sind von mir nebeneinander gestellte Bruchstücke: aus Vorworten zu ungeschriebenen Büchern, aus Briefen ohne Adresse, aus Tagebüchern ohne Datum; kurz gesagt, ich sammle Schritte aus unterbrochenen Anläufen. Wenn diese Schritte nichts als einerlei Richtung haben, so sind sie vielleicht mehr Weg als ein Tanz um Bilder" (B VI, H 2, S. 107). Neben der „Ankündigung für einen Autor ohne Werke" enthalten diese Bruchstücke „Vorworte" und Gedanken über das Verhältnis des Mannes zur Frau mit dem Titel „Vor einer Madonna mit dem Kinde". Auch im Februar 1920 veröffentliche Santer im *Brenner* „Bruchstücke", und zwar „Aus Briefen eines Zweiflers an schönen Künsten". Auf welche „Bruchstücke" sich Ebner hier bezieht bzw. ob er hier überhaupt auf bestimmte „Bruchstücke" Santers anspielt, ist unklar. Santer publizierte auch in späteren *Brenner*-Heften unter dem Titel „Bruchstücke", und zwar im Frühling 1922 (B VII, H 1, S. 152–170), im Herbst 1923 (B VIII, S. 80–106) und im Herbst 1925 (B IX, S. 131–164).

Kirche mit einem Stück des Friedhofs: Vom Arbeitszimmer Ludwig von Fickers aus konnte man die Mühlauer Kirche mit dem Friedhof sehen.

der bolschewistischen Bewegung: Die Bezeichnung „Bolschewismus" war im kommunistischen Sprachgebrauch bis zu Stalins Tod (1953) üblich; seither ein seltener benutzter Sammelname für Theorie und Praxis des Sowjetkommunismus (einschließlich Marxismus-Leninismus, Stalinismus) und der von ihm beeinflußten kommunistischen Parteien und sonstigen Organisationen des Weltkommunismus.

Georg Trakl gern gesessen: Trakl hielt sich 1913/14 häufig in Innsbruck bei Ludwig von Ficker und auf der Hohenburg in Igls bei Fickers Bruder Rudolf auf.

der „Dichter" Walther Zeidlitz: Hier hat sich Ebner wahrscheinlich verschrieben. Statt ‚Zeidlitz' müßte es ‚Eidlitz' heißen, wie auch aus dem Brief vom 26.8.1920 an Luise Karpischek hervorgeht: „Nun weiß ich auch, wie ein ‚Dichter' aus allernächster Nähe ausschaut. Ein ‚Dichter' das ist heutzutage ein dichtender Judenbub. In meinem Fall heißt er Walter Eidlitz. Wird von Reinhardt aufgeführt, ist gedruckt (nicht zu lesen für mich) u. hat jeden Augenblick seines Lebens eine Arbeit unter den Händen. Es ist doch herrlich, wie solche Kerle von ihrer literarischen Sendung überzeugt sind. Aber deprimiert hat es ihn doch, wie Herr Ficker mit ihm sprach. Da hättest Du Ficker sehen u. hören müssen. Einen Augenblick war ich mit dem ‚Dichter' allein. Er versicherte mir, zu wissen wem er gegenüber sitze – u. verwechselte mich mit Dallago. Ich fragte ihn, ob nicht der Hermann Bahr im Tagebuch über ihn geschrieben habe. Das war ihm, angesichts eines Brennermitarbeiters, peinlich u. er sagte, er sei ganz unschuldig dazugekommen. Unschuldig, d. h. er besuchte den Bahr u. präsentierte seine Gedichte. Und das wagt es, wenn auch nur eine Viertelstunde lang die Luft einzuatmen, in der Georg Trakl geatmet hat (an den Trakl, liebe Luise, mußt Du mir noch ordentlich heran), das fühlt nicht, daß man unter solchen Umständen vor dem Herausgeber des Brenner überhaupt nicht zu erscheinen hat, es wäre denn mit dem Entschluß zu verstummen."

Walther Eidlitz: geb. 28.8.1892, Wien; gest. 28.8.1978, Uppsala. Schriftsteller. Studierte an der Technischen Hochschule Wien. Schickte 1913 seine ersten Gedichte an Richard Dehmel. Teilnahme am Ersten Weltkrieg und danach freier Schriftsteller in Wien. 1924 Literaturpreis der

Stadt Wien. 1938 nach Indien, im Krieg interniert. Ging 1946 nach Schweden und lebte in Uppsala. Werke u. a.: *Der junge Gina* (Geschichten, 1918); *Der goldene Wind* (Gedichte, 1918); *Die Herbstvögel* (Schauspiel, 1921); *Der Berg in der Wüste* (Drama, 1923); *Die Laufbahn der jungen Clothilde* (Drama, 1924); *Die indische Gottesliebe* (1955).

das seltsame Urteil Tolstojs über Dostojewsky: Gorki schreibt in seinen *Erinnerungen an Tolstoi*: „Von Dostojewski sprach er [Tolstoi] nur widerstrebend und gezwungen, so als umgehe oder unterdrücke er etwas: Er [Dostojewski] hätte sich mit den Lehren des Konfuzius oder der Buddhisten vertraut machen sollen; das würde ihn beruhigt haben. Das ist die Hauptsache, die jeder von ihm wissen sollte. Er war ein Mann von rebellischem Blut; war er zornig, so erhoben sich plötzlich Höcker von seinem kahlen Schädel, und seine Ohren bewegten sich. Er hat stark gefühlt, aber armselig gedacht; es waren die Fourieristen, Butashewitsch und ähnliche Leute, von denen er zu denken gelernt hat. Und später dann hat er sie sein ganzes Leben dafür gehaßt. Es war etwas Jüdisches in seinem Blut. Er war ohne Grund mißtrauisch, ehrgeizig, schwer und glücklos. Es ist sonderbar, daß er so viel gelesen wird. Ich begreife nicht warum. Es ist alles peinlich und unnütz, denn alle diese Idioten, Jünglinge, Raskolnikows und die übrigen, sie sind nicht wirklich; es ist alles viel einfacher, viel verständlicher [...]" (Maxim Gorki: „Erinnerungen an Tolstoi", in: *Der neue Merkur*, 4. Jg., H V, April–Sept. 1920, S. 279–295, S. 288 f.).

Taoteking: Hauptwerk des chinesischen Taoismus; eine Laotse zugeschriebene philosophische Aphorismensammlung („Buch von Tao und Te"), die teilweise auf das 3. Jh. v. Chr. zurückgeht.

24. 8. 1920

Nachruf an Weininger von Oskar Ewald: In: *Der neue Merkur*, 4. Jg., H V, April–Sept. 1920, S. 326–334.

Oscar Ewald, eigentlich Friedländer: geb. 2.9.1881, Bur-St. Georgen (Slowakei); gest. 25.9.1940, bei Oxford. Sohn des Religionshistorikers Moritz Friedländer. Begann zunächst ein rechtswissenschaftliches Studium an der Wiener Universität, wandte sich dann jedoch der Philosophie zu. 1903 Promotion. 1909 Habilitation für theoretische Philosophie. Bis 1928 Lehrtätigkeit als Privatdozent an der Universität Wien. Seit 1926 zahlreiche Vortragsreisen in die Schweiz, nach Deutschland und Schweden. 1938 von den Nationalsozialisten verhaftet, Internierung im Konzentrationslager Dachau. 1939 nach einer Intervention des Physikers Alexander von Muralt freigelassen. Rückkehr nach Wien und Emigration über die Schweiz nach Großbritannien. Werke u. a.: *Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen* (1904); *Die Religion des Lebens* (1925).

Eidlitz ins Tagebuch des Hermann Bahr: Am 6. November 1918 schrieb Bahr in sein Tagebuch: „Der junge Dichter Walter Eidlitz war bei mir, förmlich überfließend von Jugend, die da gleichsam unter meinen Augen aufzuspringen und in Blüten auszubrechen scheint: wie der Frühling sitzt er vor mir im Abglanz seiner inneren Glut, mädchenhaft erregt, ein bischen verlegen und voll Glauben an das Leben, an das große, starke, herrliche Leben! [...]" (Hermann Bahr: *Tagebücher 2*, Innsbruck, Wien, München 1919, S. 270).

Hermann Bahr: geb. 19.7.1863, Linz; gest. 15.1.1934, München. Dramatiker, Erzähler, Essayist, Theaterkritiker, Dramaturg, Philosoph, Journalist. Studium der Nationalökonomie, der Rechtswissenschaften und der klassischen Philologie. Lektor des S. Fischer Verlages. 1890 Redakteur der *Freien Bühne*. Ab 1892 Kritiker in Wien. 1894–1899 Mitherausgeber der liberalen Zeitschrift *Die Zeit*. Seit 1899 Theaterkritiker des *Neuen Wiener Tagblattes*, 1906–1907 Regisseur am Deutschen Theater in Berlin (Max Reinhardt). Ab 1908 Theaterkritiker vor allem im *Neuen Wiener Journal*, lebte seit 1912 in Salzburg, ab 1922 in München. Bahr machte vielfältige Wandlungen durch: Deutschnationaler – strenger Marxist – reuiger katholischer Konvertit. Literarisch gesehen machte er sich mehrfach zum Stimmführer der jeweils jungen Generation. In Wien bildete sich um ihn (im Café „Griensteidl") der sogenannte Jungwiener Kreis (Hofmannsthal, Schnitzler, Beer-Hofmann, Felix Salten); trat für Klimt und die Secession ein, für die Dichter der Décadence und des Symbolismus, später auch für den Expressionismus (*Expressionismus*, 1916) und für eine elitäre „Nervenkunst", deren expressionistische Spielart die Herausgeber des *Ruf* versuchten. In seinen Büchern *Zur Kritik der Moderne* (1890), *Die Überwindung des Naturalismus* (1891), *Studien zur Kritik der Moderne* (1894), *Renaissance* (1897) versuchte er, einer neuen impressionistischen Kunst den Weg zu ebnen.
Bahr wurde von Kraus, Haecker, Dallago und auch Ebner angegriffen. Ebner über Bahr: „Daß ein Mensch wie der Bahr einmal in seinem Leben auch gläubiger und überzeugungstreuer Katholik werden müsse, das ist ja schließlich ganz natürlich. Wenn man schon bei so vielerlei dabeigewesen ist, warum soll man nicht auch beim Katholizismus mittun? Selbstverständlich, da man ja Schriftsteller ist, mit einem Roman. Dazu wird man freilich auch bei offiziellen Anlässen in die Kirche gehen, die Messe anhören – als nicht zu umgehenden ‚Regiebeitrag'. Der Bahr ist doch ein gescheiter Kopf, hat die Literatur- und Kulturgeschichte studiert und daher weiß er es wohl auch, was für ein Wind gewöhnlich nach derartigen von Kriegen erschütterten Epochen zu wehen beginnt" (Tagebuch, 15.5.1916).
Hauer sandte eine Auswahl aus Ebners Aphorismen „Aus dem Tagebuche 1916/17" an Bahr und wollte auch die *Fragmente* an Bahr senden. Ebner reagiert so: „Der Hauer – das ist aber nicht Naivität, sondern Dummheit – redete das letztemal davon, das Mskr. dann einmal dem H. Bahr zu zeigen. Da bin ich grob geworden. Das könnt ich brauchen, daß dieser literarische Kulturhanswurst, der seine Nase – Du mußt mir, liebe Luise, diesen kräftigen Ausdruck erlauben – in jeden Dreck steckt und begeistert zu jedem Kulturdreck ja sagt, damit man nur ja nicht einmal in der Literatur- und Kulturgeschichte von ihm sagen könne, er habe vor einem geistigen Phänomen versagt; das könnt ich brauchen, daß dieser Schwindler in seinem Neuen Wiener Journal-Tagebuch meine Fragmente über das Wort – und in ihnen ist das Tiefste über die Sprache gesagt, das bisher gesagt wurde – ‚prachtvoll' findet" (Brief an Karpischek, 21.3.1919).
d a s W e i n i n g e r p r o b l e m : Ebner kritisiert Weininger vor dem Hintergrund seines dialogischen Grundgedankens und der damit verbundenen Idealismuskritik, auf die Ewald in seinem Artikel nicht eingeht (vgl. Ferdinand Ebner: *Das Wort und die geistigen Realitäten*, Fragment 16).

e i n e K a r t e v o m L a n y i : Richard Lányi: geb. 9.12.1884, Wien; ermordet wahrscheinlich zwischen 1939 und 1943 in einem KZ des Dritten Reiches. Buchhändler, Verleger. Seit Ende 1915 mit Karl Kraus in Kontakt. Verlegte von ihm und über ihn mehrere kleinere Schriften, u. a.: Leopold Liegler: *Karl Kraus und die Sprache*, 1918; derselbe: *Karl Kraus und sein Werk*, 1920; Kraus-Bearbeitungen (Nestroy, Shakespeare), Kraus-Reden (Altenberg, 1919, Loos, 1933). Die Buchhandlung war auch Kartenbüro für die Kraus-Lesungen.
u . i h r M a n n : Hannes Sild: geb. 1880, Wien; gest. 15.11.1937, Innsbruck. 1908 Heirat mit Crescentia von Ficker, Rechtsanwalt in Wien. Wie seine Frau war Sild sportbegeistert und ein leidenschaftlicher Bergsteiger. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er als Offizier im 1. Kaiserjägerregiment in Galizien und an der Südfront und erhielt die Goldene Tapferkeitsmedaille.
e i n G i p f e l s e i n a c h i h r b e n a n n t : In den Jahren 1903–1913 unternahm Fickers Schwester Crescentia zusammen mit ihrem Bruder Heinrich von Ficker und dem Bergsteiger Willy Rickmer Rickmers damals für eine Frau noch recht ungewöhnliche alpinistische Expeditionen in den Kaukasus und zum Pamir. 1903 war der Berg Uschba im Kaukasus eines der Ziele der Expedition. Der Fürst von Swanetien, Tatarchan Dadeschkeliani, war von der mit großen Schwierigkeiten verbundenen Erstbesteigung so begeistert, daß er Cenzi von Ficker den Berg schenkte. Seither hieß Crescentia in den Kreisen der Alpinisten das „Uschbamädel". Auf derselben Expedition gelangen weitere Erstbesteigungen, u. a. des mit ihrem Namen getauften „Tsentsi Tau" (Vgl. *Österreichische Alpenzeitung*, 74.Jhg., Folge 1290, 1956, S. 157–161).

25. 8. 1920

J e n e l e t z t e F r e i h e i t d e s G e i s t e s : vgl. Mt. 18, 18.
d i e M ä c h t e d e s V e r f a l l s : Ebner, der vor 1914 deutschnationale Sympathien hatte, wandelte sich unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs zu einem scharfen Kritiker nationalen Denkens. Eine Ursache für die Entstehung des Krieges sieht Ebner in der im 19. Jh. stattgefundenen Entwicklung Deutschlands zu einem Nationalstaat, die für ihn eine Verfallsgeschichte ist. Die am Beginn des Jahrhunderts stehende „Weimarer Klassik" mit Goethe und Schiller, die Philosophie des deutschen Idealismus (vor allem Schelling) und der Befreiuungskampf gegen die Napoleonische Vorherrschaft waren geistige bzw. politische Ereignisse, die für Ebner trotz seiner grundsätzlichen Einwände gegen die abendländische Kultur insgesamt ihre Berechtigung hatten. Zu den Entwicklungen, die nach Auffassung Ebners die positiven Ansätze dieser Ereignisse zunehmend in ihr Gegenteil verkehrten, gehören der wirtschaftliche Aufschwung Preußens und die damit verbundene politische Vorrangstellung, die den Gedanken förderten, daß Deutschland innerhalb Europas eine ausgezeichnete Rolle zukomme. Ebenso verfehlt war es nach Ebner, weltanschauliche Positionen mit Hilfe der stark im Aufschwung befindlichen Naturwissenschaften abzustützen. Die Tendenz zu einem materialistischen Denken, das die Verschiedenheit von Geist und Körper bestritt und die gesamte Wirklichkeit mit einer einzigen naturwissenschaftlich erfaßbaren Substanz identifizierte, ist für Ebner Ausdruck einer falschen Wissenschaftsgläubigkeit, die er vor allem dem sogenannten deutschen Monistenbund und sei-

nem Gründer Ernst Haeckel vorwirft. Zur Zeit Ebners häuften sich auch die Versuche, mit Hilfe der in der Mitte des 19. Jh.s aufgetretenen Evolutionstheorie Darwins die Überlegenheit einer Rasse oder eines Geschlechts mit biologischen Mitteln zu beweisen.
an dem schönen Sprüchlein: „Das viel mißdeutete Wort ‚Am deutschen Wesen soll die Welt genesen' wird unrichtig zitiert nach Geibels Gedicht ‚Deutschlands Beruf' aus dem Jahr 1861 (in den ‚Heroldsrufen', Stuttgart 1871), dessen letzte Strophe lautet: ‚Macht und Freiheit, Recht und Sitte, / Klarer Geist und scharfer Hieb / Zügeln dann aus starker Mitte / Jeder Selbstsucht wilden Trieb, / Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen ...'" (Büchmann: *Geflügelte Worte*, Der klassische Zitatenschatz, Berlin 1995, S. 206).
Frankreich im Siebziger Jahr: Die Ursache des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 waren die durch den preußischen Sieg im Deutschen Krieg von 1866 zu Frankreichs Ungunsten verschobenen Machtverhältnisse in Europa und innenpolitische Schwierigkeiten in Preußen und Frankreich. Den äußeren Anlaß gab die Frage der spanischen Thronkanditatur eines Hohenzollern (Emser Depesche). Am 19.7.1870 erklärte Frankreich den Krieg. Nach dem deutschen Sieg von Sedan (2.9.1870) und der Beschießung des eingeschlossenen Paris (Jänner 1871) wurde am 28.1.1871 ein Waffenstillstand und am 26.2.1871 der Vorfriede von Versailles geschlossen. Am 10.5.1871 folgte der Frankfurter Friedensvertrag: französische Kriegsentschädigung von 5 Mrd. Francs, Abtretung von Elsaß und Lothringen. Die deutsche Reichsgründung unter preußischer Führung ging unmittelbar aus dem zum Nationalkrieg gewordenen Kampf hervor.
Bismarcks deutscher Staatskunst: Otto von Bismarck: geb. 1.4.1815, Schönhausen (Altmark); gest. 30.7.1898, Friedrichsruh. Seit 1865 Graf, 1871 Fürst, 1890 Herzog von Lauenburg; 1862 von König Wilhelm I. zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt. 1866 Krieg mit Österreich (Schlacht von Königgrätz), der die preußische Vorherrschaft in Norddeutschland zur Folge hatte. 1870/71 Deutsch-Französischer Krieg mit der Ausrufung König Wilhelms I. in Versailles zum deutschen Kaiser (1871). Seit 1871 verfolgte Bismarck durch Abschluß von Bündnissen eine defensive und auf Stabilität hin orientierte Außenpolitik. Die von ihm bestimmte Reichsverfassung stellte einen Kompromiß zwischen den alten monarchisch-föderalistischen Ordnungsprinzipien und den neuen nationalen, liberalen und unitarischen Kräften dar. 1881–1889 sozialpolitisches Reformwerk zur Integration der Arbeiterschaft in die bestehende Sozial- und Gesellschaftsordnung. 1878 Sozialistengesetz, um die sozialdemokratische Parteiorganisation aufzulösen. 1871–1878 Kulturkampf gegen die katholische Kirche und für eine stärkere Trennung zwischen Kirche und Staat. 1890 von Kaiser Wilhelm II. wegen persönlicher und sachlicher Differenzen entlassen.
„Pneumatologie": Ebner verwendet den Begriff „Pneumatologie" seit 1917 in seinen Tagebüchern und Briefen, wobei er – so wie auch an dieser Stelle – immer wieder deutlich macht, daß für ihn die Möglichkeit zu einer geistigen Existenz des Menschen im Wort liegt. Mit diesem Begriff bezeichnet Ebner daher seine dialogische Sprachauffassung, wie dies auch im Untertitel seines Hauptwerks *Pneumatologische Fragmente* zum Ausdruck kommt.
das Nietzschewort: „Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken: – er starb zwar nicht daran, aber entartete, zum Laster" (Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse, Zur Genealogie der Moral*, Leipzig 1905, S. 108).

den letzten Brief des H. Spielberg: Lebensdaten nicht ermittelt. In der Rückschau „Die Geschichte der Fragmente" schreibt Ebner über die Begegnung mit Spielberg: „Durch mein Buch wurde ich schließlich auch mit einigen Menschen bekannt, die nicht ganz uninteressant waren. Schon als im *Brenner* einige Beiträge von mir erschienen waren, wurde ein jüdischer Hörer der Handelshochschule auf mich neugierig und suchte mich beim Hauer in Wien auf. Daß dieser Mensch eigentlich nichts als hysterisch war, erkannte ich nicht sofort. Als er jedoch im Gespräch durchleuchten ließ, daß er sich für eine besondere Aufgabe im Christentum – im Sinne Kierkegaards! – gewachsen fühle, mißfiel mir das natürlich und noch mehr mißfiel mir ein Brief in dem er darin schwelgte, sich verbrecherische Gedanken und Selbstmordideen vorzuwerfen. Er sprach von seiner Bekanntschaft mit Rudolf Kassner und Theodor Tagger und vielleicht war er von diesen geschickt worden, mich auszuforschen."

Identitätssatz: Ebner begreift den Identitätssatz „A = A" als abstrakte Formulierung der Selbstbehauptung „Ich bin Ich" und damit als Ausdruck der Icheinsamkeit und Abschließung des Ichs vor dem Du. Die Auffassung, daß die Existenz des Ich nur von sich selbst abhängig ist, ist für Ebner das Kennzeichen des Idealismus, den er für den Mittelpunkt jeder Philosophie hält (Vgl. Ebner: *Das Wort und die geistigen Realitäten*, Fragment 1 u. 12).

einen Band Swedenborg: vgl. Ebners Abschrift aus Swedenborgs *Göttlichen Offenbarungen* in diesem Tagebuch (S. 70).

Emanuel von Swedenborg: eigentlich Emanuel Svedberg: geb. 29.1.1688, Stockholm; gest. 29.3.1772, London. Naturforscher und Theosoph. 1716–1747 Bergbauassessor in Stockholm. Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Tätigkeit lagen bei technischen Konstruktionen (u.a. eines Tauchbootes), Studien zur Kristallographie und Kosmogonie (stellte 21 Jahre vor Laplace und Kant die Nebularhypothese auf); anatomisch-physiologische Arbeiten (z. B. Entdeckung der Lokalisation von Gehirnfunktionen). Visionäre Erlebnisse trieben ihn in eine religiöse Krise. Nach zwei Christusvisionen (1744/45) gab er seine berufliche und wissenschaftliche Tätigkeit auf, um sich einer visionären Theorie der spirituellen Welt zuzuwenden. Umfangreiche Bibelkommentare dienten dem Entwurf einer universalen Religion, der ab 1782 zur Bildung zahlreicher Gemeinden der „Neuen Kirche" (u. a. in England, Deutschland, den USA) führte. In seiner religiösen Lehre weicht Swedenborg in vielen Punkten von der katholischen und evangelischen Theologie ab. So leugnet er die leibliche Auferstehung des Menschen, lehnt dessen Passivität im Erlösungsgeschehen ab und versteht die Trinität nicht als drei Personen Gottes, sondern als drei Wesensseiten der Gottheit. Anregungen von Swedenborg erfuhren: z.B. J. K. Lavater, I. Kant (*Träume eines Geistersehers*, 1766), J.W. v. Goethe, A. Schopenhauer, M. Claudius und F. W. J. Schelling. Werke u. a.: *Opera philosophica et mineralia* (1734); *Arcana coelestia* (8 Bde., 1749–1756); *Die wahre christliche Religion* (1771).

Lorenz Luguber: Pseudonym von Ludwig von Ficker. Er hat unter diesem Pseudonym das Gedicht „Rückblick auf Galizien" im *Brenner* (B VI, H 1, S. 60 f.) veröffentlicht.

aus den Briefen von Th. Haecker: Es dürfte sich hierbei insbesondere um Haeckers Briefe vom 25.7.1919 und vom 12.9.1919 handeln. Am 25. Juli schreibt Haecker an Ficker: „Vor einigen Tagen hat mir ein H. Ferdinand Ebner aus Wien ein längeres Manuskript ‚Das Wort und

die geistigen Realitäten' zugeschickt, das auf Grund hauptsächlich Kgd'scher Studien auf das Wesen der Person und der Sprache eingeht. So viel ich bis jetzt beurteilen kann, ist vieles bedeutend. Vielleicht eignet sich auch dieses für den ,Brenner' und für den Verlag" (Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 179). Und am 12. September schreibt Haecker an Ficker: „Ich schicke Ihnen nun der Einfachheit halber einen Brief des H. Ebner an mich. Ich habe ihm vorgeschlagen, Ihr Einverständnis vorausgesetzt, das Weininger Kapitel im Brenner erscheinen zu lassen, womit er, wie Sie lesen werden, einverstanden wäre. Es freut mich, daß Sie das Manuskript auch schätzen; ich halte es in der Hauptsache für sehr wertvoll. Das Problem der ,Person' das so einzig wichtige für das geistige Leben, ist zwar etwas abstrakt aber richtig und mit der nötigen Wachsamkeit erfaßt und dargestellt. Es gäbe ein schönes Buch, das Ihrem Verlage durchaus Ehre machen würde" (ebd., S. 180). Ficker zeigt sich in seinem Brief an Haecker vom 13.9.1919 und in seinem Brief an Ebner vom 17.9.1919 sehr beeindruckt von den Fragmenten (ebd., S. 182ff.).

26. 8. 1920

ein blinder Bildschnitzer: Im Buch *Kunst in Schwaz* von Erich Egg (Innsbruck, 1974), in dem die in und um Schwaz tätigen Künstler bis in die Gegenwart herein behandelt werden, findet sich keine Person, auf die Ebners Beschreibung zutreffen würde. Wahrscheinlich handelt es sich um den blinden Bildhauer Josef Kleinhans aus Nauders (1774–1853), dessen Können nicht nur in Tirol, sondern international Aufsehen erregte (z. B. erwähnt ihn Arthur Schopenhauer in seiner Schrift *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*). Von einem längeren Aufenthalt Kleinhans' in Schwaz ist aber nichts bekannt.
jenem üblen Journalisten: Otto König hatte im *Widerhall* vom 15.2. „Anmerkungen zur Karl Kraus-Vorlesung" verfaßt. Er bezeichnet darin den *Brenner*-Kreis als entartet und zitiert einen jüdischen Innsbrucker Kaufmann: „Wenn mir nur ein anderer Ausdruck für ,Saujud' eingefallen wäre!" Karl Kraus wirft er Geschmacklosigkeit vor und bedauert den Verlust eines der hervorragendsten Satiriker und Stilisten, der Kraus zweifellos gewesen sei, zugleich beklagt er sich besonders, daß Kraus kein Wort über die harten Friedensbedingungen und über die damalige schwierige Situation verloren habe. Im Zuge seiner Ausführungen gesteht König: „Ich schäme mich nicht, zu denen gehört zu haben, die das, was sie draußen im Felde an menschlicher Aufopferung, an heldenhaftem Ertragen, an aufflammender Begeisterung miterlebten, niederzuschreiben, zu beschreiben, zu preisen versucht haben." Im dritten Kriegsjahre will König allerdings den Irrweg erkannt haben. Vgl. Kraus' Stellungnahme in F 531–543, S. 165–173 (auf den Seiten davor, S. 158–163, hatte Kraus mit Bruder Willram, dem „gräßlichen Kriegslyriker", abgerechnet). Otto König: geb. 13.1.1882, Wien; gest. 10.11.1932, Wien. Schriftsteller, Fabrikarbeiter, Lektor bei S. Fischer und Ullstein, Kriegsberichterstatter in deutschen Diensten, seit 1919 Herausgeber des *Widerhall* in Innsbruck. Redakteur des *Neuen Wiener Journal*. Vgl. dazu Eberhard Sauermann: „,Tiroler Kriegsdichter' oder ,Deutscher Heiland'?", in: *Kraus Hefte*, H 21, 1982, S. 6–12, hier S. 9 f.: „Auch für König ist Krieg ,ein fröhlicher Sport'. In seinem Gedichtband *Heimat in Not* (hrsg. vom k. k. österr. Militär-, Witwen- und Waisen-Fond, Innsbruck 1918) hält

er für den ‚welschen Mist' Mistgabeln bereit (S. 19), zitiert General Dankls Feldruf ‚Die Welschen verhaun!' (S. 55) und läßt Tiroler Kaiserschützen unnachahmlich sterben und raufen (S. 64), wozu er den Auftrag als ‚von oben' gegeben sieht: ‚Der Kaiser hat ihms [= General Boroevic] anvertraut, / Daß er die Katzolani haut, / So wie er's mit den Russen tat, / Der eiserne Kroat' (S. 41). In einem ‚Ausklang' rechtfertigt er sich und seine Mitstreiter und ruft zur Fortführung des ‚hehren Turniers' auf: ‚Schuld / Hat keiner von uns an den tausend Toden / Auf Flanderns Feldern, auf Welschlands Boden – / Aber wir dürfen die Schwerter nicht früher zur Erde senken. / Ehe die letzte Feindfackel zu Boden gebrannt' (S. 100)." Vgl. auch Otto König: *Glocken im Sturm. Gedichte aus dem Kriege*. Stuttgart: J. G. Cottasche Buchhandlung 1916; *Kameraden vom Isonzo*. Berlin [1917].

Innsbrucker Krausaffaire: Die von Karl Kraus am 4. Februar 1920 unter Protesten gehaltene Lesung in Innsbruck (vgl. Gerald Stieg, *Der Brenner und die Fackel*, Salzburg 1976, S. 344).

Gedanke eines Aufsatzes: Um die für den europäischen Menschen notwendige Stellungnahme zu Christus geht es Ebner in seinem Aufsatz „Die Christusfrage", welcher im Spätherbst 1922 im *Brenner* erschien. Allerdings wird diese Thematik auch in anderen *Brenner*-Aufsätzen wie z. B. in „Das Wissen um Gott und der Glaube" und in „Die Wirklichkeit Christi" berührt.

Hardenheftes: Kraus Auseinandersetzung mit Maximilian Harden beginnt in der Fackel Nr. 234 vom 31.10.1907 mit dem Titel „Maximilian Harden. Eine Erledigung".

Maximilian Harden, ursprünglich Felix Ernst Witkowski: geb. 20.10.1861, Berlin; gest. 30.10.1927, Montana (Wallis). Publizist, Schauspieler, Journalist. 1889 Mitbegründer der *Freien Bühne* und zeitweise Berater von Max Reinhardt, 1892 gründete er eine eigene politische Wochenschrift, *Die Zukunft*, für die er zahlreiche Essays schrieb. Werke u. a.: *Apostata* (2 Bde., 1892); *Literatur und Theater* (1896); *Köpfe* (4 Bde., 1910–24); *Krieg und Friede* (2 Bde., 1918); *Deutschland, Frankreich, England* (1923); *Von Versailles nach Versailles* (1927).

Krausvorlesung im November 1918: Kraus hielt im November 1918 in Wien im kleinen Konzerthaussaal (III., Lothringerstr. 20) vier Vorlesungen: am 1., 10., 17. u. 24. 11. (Ankündigung in der *Fackel* Nr. 484–498). Es ist nicht klar, auf welche Vorlesung sich Ebner hier bezieht. In seinen *Lebenserinnerungen* an Josef Matthias Hauer erinnert sich Ebner auch an diese Vorlesung von Kraus: „In den bewegten Tagen des November 1918 hörte ich zum erstenmal eine Kraus-Vorlesung. [...] Wir hatten vortreffliche Sitze, ganz knapp vor dem Podium. Zunächst unterhielten wir uns mit Loos. Dann kam Kraus – und ich war sehr enttäuscht, nicht nur von seinem Äußeren. Den Hauer durfte ich dies nicht merken lassen. Mir mißfiel die Stimme und das Pathos des Kraus und vor allem das Pathos, mit dem er seine Gedichte las. Freilich, von der Satire ‚Wir sind ja eh' die reinen Lamperl', bei deren Vortrag er stellenweise unmerklich in den Ton des Coupletsingens hinüberglitt, diesen ein paar Zeilen festhaltend, um dann plötzlich abzubrechen und im Sprechton fortzufahren – was eine kaum glaubliche Wirkung ausübte –, von allem dem war auch ich rückhaltlos mitgerissen worden. Unangenehm berührte es mich auch, wie nach Schluß der Vorlesung einige Frauenzimmer, die sich ans Podium herangedrängt hatten, in buchstäblich hysterische Schreie ausbrachen und Kraus vor diesem Wahnwitz nicht sofort die Flucht ergriff."

seine Theorie der atonalen Melodie: In einem Artikel für die Zeitschrift *Musikalischer Kurier* faßt Hauer seine Theorie der atonalen Musik folgendermaßen zusammen: „Die atonale Musik unterscheidet sich von der tonalen dadurch, daß sie keinen ‚dominierenden' Grundton (Tonika mit ihrer Dominante und Subdominante) kennt, daß sie sich also nicht an die ‚natürlichen' Verhältnisse der Obertonreihe, an die Schwingungsgesetze des Tons, an das ‚Tonale' hält, wie die diatonische Musik in Dur und Moll, sondern an das Intervall an und für sich, losgelöst von seinen natürlichen Beziehungen zum Grundton (Stufenbedeutungen etc.). In der atonalen Musik gibt es daher keine Konsonanzen und Dissonanzen (mit ihren ‚Auflösungen') mehr wie in der tonalen. Die Intervalle, aus denen sich ihre Melodien – und die atonale Musik ist ganz zur ‚Melodie' geworden – zusammensetzen, dürfen nicht mehr sinnlich, natürlich (der Struktur der Obertonreihe entsprechend) gehört werden, sondern rein musikalisch, intuitiv, d. h. unmittelbar innerlich geistig empfindend. Jedes Intervall an und für sich ist eine bestimmte Klangfarbe mit ihrem eigenen musikalischen Wert und ganz unabhängig von den anderen. [...] Die atonale Melodie ist die Melodie kat exochen, die Melodie in ihrer absoluten musikalischen Sachlichkeit. Aus der atonalen Musik ist eben alles Dichterische, Malerische, Ideologische, Metaphysische, kurz alles Musikfremde ausgeschaltet, sie ist absoluteste Musik ohne Ideengrundlage, ohne Programm, ohne Formschema (Sonaten-, Fugenform), ohne Grundstimmung wie bei den Romantikern, ja sogar ohne den ‚inneren Gegenstand' des Persönlichen wie bei Bach, Haydn, Mozart" (Josef Matthias Hauer: „Atonale Musik", in: *Musikalischer Kurier*, Jg. II, Nr. 15, 9. April 1920, S. 175–176).

27. 8. 1920

„Spatzen" : Speise aus einem mit Mehl, Wasser und Salz zubereiteten Teig, aus dem löffelgroße Stücke in kochendes Wasser gegeben werden. Meistens mit Käse und Butter zusammen garniert.
Perron: Bahnsteig.

Aus den Tagebüchern Baudelaires: Nach der letzten Tagebucheintragung vom 27.8.1920 folgen eine Reihe von Abschriften bzw. Kommentare zu Werken, die Ebner während seines Aufenthaltes gelesen hat. Weiters gibt es Ergänzungen zu einzelnen Tagebuchstellen.
Was den: Charles Baudelaire: *Intime Tagebücher und Essays*, München 1978, S. 17.
Als neues: ebd., S. 28 f.
Und ich will die Wahrheit: Maxim Gorki: „Erinnerungen an Tolstoi", in: *Der neue Merkur*, 4. Jg., H V, April–Sept. 1920, S. 290.
Reim' mich oder ich friß Dich: Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 151, Brief vom 16.2.1919.
Ich bin ein Spuck: Gerhard Hauptmann: *Und Pippa tanzt*, in: *Gesammelte Werke* in sechs Bänden, 6. Bd., Berlin 1906., S. 235 f.
Auf was der Mensch: ebd., S. 251.
Toll, wie einem hier: ebd., S. 256.

Daher kommt es: Emanuel von Swedenborg: *Göttliche Offenbarungen*, 2. Bd., Tübingen 1824, S. 1.

Vor diesem Wort: ebd., S. 112.

Wenn das Wort nicht wäre: ebd., S. 123.

Aus einer Rektoratsrede: Rede von Ernst Diehl anläßlich des Rektortages der Innsbrucker Universität, 27.1.1920.

Ich wurde nämlich bald ein rechter Sophist: Hermann Bahr: *Inventur*, Berlin 1912, S. 40.

Vortrag von Friedrich Gundolf: Friedrich Gundolf: eigentl. F. Leopold Gundelfinger: geb. 20.6.1880, Darmstadt; gest. 12.7.1931, Heidelberg. Literarhistoriker. Werke u. a.: *Shakespeare und der deutsche Geist* (1911); *Goethe* (1916); *George* (1920); *Shakespeare* (1928); *Romantiker* (1930/31).

Was jedoch die Frage betrifft: Ficker Briefwechsel 1914–1925, S. 154 ff., Brief vom 16.2.1919.

„Daß Natur niemals im Gegensatz zum Geist sein kann": Carl Dallago: *Weltbildung und Sündenfall*, B VI, H 6, S. 453.

Auch die: Wilhelm von Humboldt: „Über das vergleichende Sprachstudium", in: *Summa*, Eine Vierteljahresschrift, Zweites Viertel, Hellerau 1917, Zweites Viertel, S. 181.

Die Sprache muß zwar: ebd., S. 186.

Wo aber der Stoff: ebd., S. 189 ff.

In den Regungen: Max Scheler: „Zur Apologetik der Reue", in: *Summa*, Eine Vierteljahresschrift, Erstes Viertel, Hellerau 1917, S. 53.

Die Reue ist: ebd., S. 57.

Unsere Natur: ebd., S. 54.

Zwar nicht die Wirklichkeit: ebd., S. 58 ff.

Jenes restlose Alleinsein: ebd., S. 69.

Irgend ein Fühlen von Schuld: ebd., S. 74.

Wenn es nichts anderes: ebd., S. 80 f.

Das Nationalitätsprinzip wirkt: Constantin Frantz: „Das Nationalitätsprinzip und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation", in: *Summa*, Eine Vierteljahresschrift, Zweites Viertel, Hellerau 1917, S. 8.

Das Nationalitätsprinzip endet: ebd., S. 10.

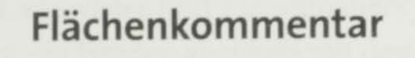
Vor Gott: ebd., S. 12.

„Dèsordre du coeur der Gegenwart": Nicht ermittelt. Verballhornung von Blaise Pasquals „ordre du cœur".

Der Teufel: Jean Paul: *Briefe und bevorstehender Lebenslauf*, in: *Jean Pauls sämtliche Werke*, 7. Bd., Weimar 1931., S. 357 f.

Weininger: Oscar Ewald: „Nachruf an Weininger", in: *Der neue Merkur*, 4. Jg., H V, April–Sept. 1920, S. 330 ff.

Mahnung: Karl Kraus (Hrsg.): *Die Fackel*. Mahnung, Nr. 551, August 1920, XXII. Jahr, S. 5.



Flächenkommentar

Ferdinand Ebner

von

Monika Seekircher

Ferdinand Ebner wurde am 31. Jänner 1882 in Wiener Neustadt als siebentes Kind der Anna und des Landwirtes und Fleischhauers Johann Ebner geboren. Zwei Geschwister Ebners, ein Bruder, ebenfalls mit dem Namen Ferdinand und die Schwester Susanne, waren schon vor seiner Geburt gestorben. Die übrigen vier Geschwister, Anna, Maria (genannt Mitzi), Hans und Josefine, waren alle wesentlich älter. Zudem waren Anna und Hans früh außer Haus zu wohlhabenden Verwandten gekommen, so daß Ebner fast als Einzelkind aufwuchs. Nach der Volksschule besuchte er das Lehrerbildungsseminar in Wiener Neustadt, das er jedoch 1900/01 wegen der Erkrankung an einem Lungenspitzenkatarrh für ein Jahr unterbrechen mußte. Er verbrachte vier Wochen in der Heilanstalt Gleichenberg und fünf Monate in der Heilanstalt Alland. 1902 schloß er die Lehrerausbildung mit Auszeichnung ab und trat im Herbst 1902 seine erste Stelle als Volksschullehrer in Waldegg an. Im Oktober 1912 wurde er nach Gablitz versetzt. Vom Kriegsdienst blieb Ebner verschont, da er für untauglich erklärt wurde. Er betätigte sich aber als Sammler für die Kriegsfürsorgekommission und für das Rote Kreuz und übernahm vom März 1915 bis zum Kriegsende als „Brotkartenverteiler" die gemeindeamtliche Mehlversorgung. Das Jahr 1923 war für Ebner ein sehr ereignisreiches und schwieriges Jahr: Im Jänner 1923 mußte er die provisorische Leitung der Volksschule Gablitz übernehmen. Bald darauf wurde Ebner wieder von seiner Depression befallen, die diesmal im März und im Mai zu zwei Selbstmordversuchen führte. In der Folge wurde er beurlaubt und verbrachte sieben Wochen im Sanatorium Hartenstein. Am 7. Oktober heiratete er seine Lehrerkollegin Maria Mizera und kurz darauf, am 1. November, schied Ebner krankheitshalber frühzeitig aus dem Schuldienst aus. Im August 1924 wurde sein Sohn Walther – sein einziges Kind – geboren. Am 17. Oktober 1931 starb Ferdinand Ebner in Gablitz.

Ebners Leben verlief äußerlich relativ unbewegt. Seine weitesten Reisen führten ihn nach Innsbruck zu seinem Verleger Ludwig von Ficker, wo er sich viermal aufhielt: im Sommer der Jahre 1920, 1921 und 1922 und unmittelbar

nach seiner Hochzeit im Oktober 1923. Neben Ludwig von Ficker und seiner eigenen Familie spielten einige andere Menschen in Ebners Leben, insbesondere für seine geistige Entwicklung, eine bedeutende Rolle.

Zunächst ist einmal Luise Karpischek zu nennen, die Ebner am 18. März 1900 über seine Schwester Maria kennenlernte und mit der er fast ein Vierteljahrhundert lang in intensivem Briefkontakt stand. Erst die Hochzeit Ebners mit Maria Mizera ließ diesen regen Briefwechsel erlahmen. Im Mai 1931, kurz vor seinem Tod, kam es noch einmal zu einer Annäherung an seine langjährige Lebensfreundin.

Eine weitere wichtige Figur in Ebners Leben war der Komponist Josef Matthias Hauer. Obwohl Ebner und Hauer gemeinsam das Lehrerbildungsseminar in Wiener Neustadt besuchten, wurden sie erst ab dem Jahr 1907 besser bekannt, als sie beide an Wochenenden an den Kaffeehausdiskussionen in Wiener Neustadt teilnahmen. Ihr gemeinsames Interesse für die Musik verband sie und inspirierte sie gegenseitig. Ebner machte z. B. Hauer auf Hölderlin aufmerksam, was diesen animierte, Hölderlinlieder zu komponieren. Daraufhin war es Ebner jahrelang nicht möglich, bestimmte Gedichte Hölderlins zu lesen, ohne Hauers Melodien mitzuhören. Ein weiteres Ergebnis ihrer Beziehung, die zunehmend problematischer wurde, war Ebners Analyse von Hauers „Apokalyptischer Phantasie". Letztlich kam es aber zum Bruch zwischen den beiden, da Ebners Glaube an das Wort und Hauers Glaube an das Melos nicht vereinbar waren.

Eine weitere wichtige Person in Ebners Leben war die *Brenner*-Autorin Hildegard Jone, die Ebner auf ihre Einladung hin im Juni 1929 kennenlernte. Sie vermochte es, Ebner die Kunst wieder näherzubringen, so daß Ebner am Ende seines Lebens seinen rigorosen Kulturpessimismus aufgab.

Von Bedeutung – wenn auch nicht in demselben Ausmaß – waren für Ebner auch noch andere Personen wie z. B. der Philologe Josef Räuscher und der Kunsthistoriker Ludwig Zeitlinger, die Ebner in seinen Waldegger Jahren als Studenten kennenlernte, der Maler Johannes Itten, den Ebner über Hauer kennenlernte, und seine Gablitzer Lehrerkollegen Heinrich Schach und Franz Atzinger. Wenn auch Ebner sehr wohl mit einigen Leuten in Beziehung stand, so führte er doch ein sehr zurückgezogenes Leben und wurde gerade in Gablitz als Außenseiter angesehen.

Seine geistige Entwicklung teilt Ebner in seinen „Lebenserinnerungen" in

mehrere Perioden ein, wobei die poetische Periode am Anfang steht, die er später als „verderblichen Wahn“ beschreibt: „Und dann setzte sich ein verderblicher Wahn in mir fest, den ich vierzehn Jahre lang nicht losbrachte: Ich bildete mir ein, zum ‚Dichter‘ geboren zu sein. Als ‚Dramatiker‘ fing ich an, machte aber bald nur mehr Gedichte, selbstverständlich herzlichst schlechte.“ Diese poetischen Bemühungen wurden von einer sehr intensiven Dichterlektüre begleitet, wobei er nicht nur viele Klassiker aus dem deutschen Sprachraum las, sondern sich auch mit französischen und angelsächsischen Dichtern befaßte.

Nach dieser poetischen Periode folgte eine philosophische Phase: „Ich dürfte im 28. Jahre gewesen sein, als ich den Wahn, ein ‚Dichter‘ zu sein, endgültig von mir abgeschüttelt hatte. Nun begann ich – vielleicht stark unter dem Einfluß der Weiningerlektüre – mich auf den ‚Philosophen‘ um- und einzustellen.“ Die intensive Dichterlektüre wurde nun von der Lektüre verschiedener Philosophen abgelöst. Ebner versuchte sich aber auch selbst als Philosoph und schrieb an einer „Philosophie des Lebens“ mit dem Titel „Ethik und Leben“, welche jedoch fragmentarisch blieb.

Den entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben sieht Ebner in seiner Hinwendung zum Christentum: „Mitten im Krieg – ich war im 35. Lebensjahr – begann die bedeutsame Wendung zum Christentum ... Im Winter nach dem Kriegsende schrieb ich mein Buch, das im Herbst 1921 im Brennerverlag erschien und dem dann nur noch sieben Brenner-Aufsätze folgten, deren letzter 1926 – also sieben Jahre nach dem Abschluß der Fragmente – geschrieben wurde.“ Diese Hinwendung zum Christentum, die in etwa im Jahr 1916 allmählich erfolgt sein dürfte, wurde vor allem durch die Lektüre Kierkegaards bewirkt und bedeutete keineswegs einen Schritt in die katholische Amtskirche, sondern war vielmehr mit einer tiefen Abneigung dieser gegenüber verbunden. Ausdruck dieser neuen Sichtweise wurde sein Hauptwerk *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente*, in dem er eine dialogische Sprachauffassung darlegt, die von der radikalen Forderung nach einer „Ich-Du-Beziehung“ unter Ausschluß jeglicher ästhetischer Momente ausgeht. Diese Forderung kann gemäß Ebner im gesprochenen, an ein Du gerichteten Wort verwirklicht werden.

Über Haeckers Vermittlung, auf den Ebner durch seine Kierkegaard-Übersetzungen im *Brenner* aufmerksam wurde, wurde Ebner mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift, Ludwig von Ficker, bekannt, der sich von Ebners Werk so-

fort angesprochen fühlte. So wurde Ficker Ebners Verleger, Förderer und Freund, wobei der Beginn dieser Freundschaft auf den Sommer 1920 – als Ebner zum ersten Mal bei Ficker in Mühlau war – zu datieren ist. Mit der Publikation von Ebners Schriften konnte Ficker die neue Linie des *Brenner*, nämlich die bereits durch Haecker begonnene Hinwendung zum Christentum, weiterverfolgen und ihr neues Gewicht verleihen. Ebner und Haecker gerieten damit aber notwendig in Konflikt mit Carl Dallago, dem bisherigen Hauptmitarbeiter des *Brenner*, der eine von Nietzsche geprägte Naturreligion vertrat. Dieser Konflikt führte beinahe zum Einstellen der Zeitschrift. Ebner distanzierte sich aber auch von Karl Kraus, der bisher als das große Vorbild für den *Brenner* angesehen wurde. Ebner war zwar selber von Kraus stark beeinflußt und schätzte ihn auch weiterhin als „Diagnostiker für die Krankheit dieser Zeit". Aber eine Heilung hielt er durch Kraus nicht möglich, sondern sah vielmehr den „Arzt" in Kierkegaard. Diese tiefen geistigen Konflikte trug Ebner aus, ohne weder Dallago noch Kraus persönlich zu kennen.

Noch vor dem Erscheinen von Ebners Hauptwerk im Brenner-Verlag im Jahr 1921 erschienen einzelne Fragmente in der Zeitschrift *Der Brenner*: „Fragment über Weininger" (Oktober 1919), „Kultur und Christentum" (Dezember 1919), „Das Wort und die geistigen Realitäten" (April 1920), „Das Urwort der Sprache" (August 1920). Ebner schrieb aber auch eigene Aufsätze für den *Brenner*: „Das Kreuz und die Glaubensforderung" (Februar 1920), „Wort und Menschwerdung" (Juni 1920), „Glossen zum Introitus des Johannes-Evangeliums" (Jänner 1921), „Das Wissen um Gott und der Glaube" (Juni 1921), „Die Christusfrage" (Spätherbst 1922), „Ärgernis der Repräsentation" (Spätherbst 1922), „Die Wirklichkeit Christi" (Herbst 1926), „Zum Problem der Sprache und des Wortes" (Ostern 1928). Posthum erschien im *Brenner* Ebners „Fragment aus dem Jahr 1916 mit Nachwort 1931" (Herbst 1932).

In seinen Aufsätzen geht Ebner im wesentlichen nicht vom Grundgedanken seines Hauptwerkes ab. Erst die Begegnung mit Hildegard Jone führte – wie bereits erwähnt – zu einer Lockerung seines rigorosen Grundgedankens und befreite ihn aus seiner Kunstaskese. Dieser neue „freiere" Geist spricht aus seinen „Aphorismen 1931". Am Ende seines Lebens gelang Ebner auch die Versöhnung mit der Kirche durch die Begegnung mit dem neuen Gablitzer Pfarrer Heinrich Hofstätter, den er an sein Sterbebett kommen ließ.

Die „Fragmente“ im Tagebuch

von
Richard Hörmann

Als Ferdinand Ebner am 23. Juli 1920 in Wien den Zug nach Innsbruck bestieg, um auf Anraten des Psychiaters Schacherl einen Kuraufenthalt für seine angegriffene Gesundheit bei Ludwig von Ficker in Mühlau zu beginnen, war es ein Jahr her, seit Ebner sein Hauptwerk *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente* beendet hatte. Im Frühjahr 1919 hatte Ebner während eines Krankenurlaubs innerhalb von wenigen Monaten seine in mehrjährigen Vorarbeiten entwickelten Gedanken in Form von 18 Fragmenten zusammengefaßt. Nachdem der Versuch, die „Fragmente“ im Braumüller-Verlag erscheinen zu lassen aufgrund des Gutachtens des Wiener Philosophieprofessors Adolf Stöhr, gescheitert war, schickte Ebner das Manuskript an Theodor Haecker in München, der ihm durch seine Kierkegaard-Übersetzungen und Satiren im *Brenner* bekannt war. Haecker nahm die Zusendung an und bat Ebner um die Zustimmung, die „Fragmente“ an Ludwig von Ficker weiterleiten zu dürfen. Damit war der Kontakt zum Herausgeber des *Brenner* hergestellt, der Ebner die Drucklegung des Werkes in Aussicht stellte und ihm vorschlug, Auszüge daraus im *Brenner* zu veröffentlichen. Mit dem Erscheinen des Weininger-Fragmentes im Oktober 1919 war Ebner als neuer *Brenner*-Mitarbeiter engagiert.

Die Gedanken der „Fragmente“ finden sich in dem Tagebuch, das Ebner während seines Aufenthaltes in Innsbruck nahezu ohne Unterbrechung führte, in vielen Facetten wieder. Sie sind der rote Faden, der sich durch die Eintragungen zieht und sie bilden den geistigen Hintergrund, von dem aus Ebner seine Erlebnisse in Innsbruck kommentiert. Dadurch daß Ebner bestimmte Themen aus den „Fragmenten“ immer wieder aufgreift, besitzt das Tagebuch eine gewisse Struktur und besteht nicht, wie es vielleicht zunächst den Eindruck macht, aus einer Reihe von lose aneinandergefügten Einfällen und Beobachtungen. Da bei einer Leseausgabe, die sich an ein breites Publikum wendet, eine Bekanntschaft mit dem Inhalt der „Fragmente“ nicht vorausgesetzt werden kann, scheint es sinnvoll, ihn in zusammengefaßter Form wiederzuge-

ben und so einen Vergleich zwischen dem Inhalt der „Fragmente" und den einzelnen Stellen des Tagebuches zu ermöglichen.

Der Grundgedanke der „Fragmente" besteht darin, daß das menschliche Ich nur in der Abhängigkeit von einem Du existiert und ohne die Existenz eines solchen Du nicht möglich ist. Das sich selbst bewußte Ich benötigt die Existenz eines anderen Selbstbewußtseins, um existieren zu können. Ebner wendet sich gegen die Auffassung, daß das Ich sich selbst schaffen und erhalten kann und seine Identität nur durch die Abschließung von der übrigen Wirklichkeit gewinnt. Für Ebner gilt hingegen: Wenn ich mir bewußt bin, daß ich es bin, der etwas spricht, denkt, fühlt, will etc., dann ist dieses Bewußtsein von mir, das in diesen Vollzügen enthalten ist, nur möglich, weil es ein Du gibt, das dieses Bewußtsein von mir konstituiert. Es wäre ein Mißverständnis zu glauben, daß Ebner dem Ich damit seine Freiheit nehmen und es dem Willen des anderen unterwerfen will. Was er meint, ist, daß die Freiheit des Ich nur gewährleistet ist, wenn es einen anderen gibt, der diese Freiheit ermöglicht. Abhängigkeit bedeutet also im Sinne Ebners nicht die Beseitigung, sondern die Konstituierung von Autonomie.

Ich und Du nennt Ebner die geistigen Realitäten. Als solche gehören Ich und Du einem eigenen Bereich der Wirklichkeit an, der von dem Bereich der natürlichen Phänomene verschieden ist. Ich und Du sind keine Tatsachen des natürlichen Lebens, sondern Tatsachen des geistigen Lebens im Menschen. Ebner ist Anhänger eines Dualismus von Geistigem und Natürlichem und wendet sich gegen den Versuch, die gesamte Wirklichkeit aus einem einzigen Prinzip erklären zu wollen.

Im Vorwort der „Fragmente" weist Ebner auf einen Hauptmangel seines Werkes hin, der darin gesehen werden kann, daß die Analyse des Ich-Du-Verhältnisses in einer Sprache formuliert werden muß, die der Existenzweise der geistigen Realitäten nicht gerecht wird. Um seinen Grundgedanken zu erläutern, verwendet Ebner Ich und Du als Substantiva und schreibt über sie in der dritten Person. Zugleich sind für ihn aber die Aussagen „Das Ich ist" oder „Das Du ist" sinnlos, weil sie die Realität des Ich und des Du verfehlen, die nur in der persönlichen Anrede des „Ich bin" und „Du bist" getroffen wird. Ich und Du existieren in der ersten und zweiten Person des Sprechenden und des Angesprochenen, sie existieren aber nicht als Gegenstände, über die in der dritten Person Aussagen gemacht werden können. Daher sind „Ich" und „Du" we-

der Begriffe noch Eigennamen, weil an deren Stelle im Satz das Personalpronomen in der dritten Person gesetzt werden kann. Für Ebner sind abstrakte Zeichen und Eigennamen zumindest im Bereich der geistigen Realitäten „leere Wörter", die keinen Wirklichkeitsbezug haben. Die Fürwörter „Ich" und „Du" bezeichnen keine Dinge, sondern sie stehen für die Person, die spricht, und für diejenige, zu der gesprochen wird. Die geistigen Realitäten Ich und Du existieren in dem konkreten Moment, in dem sie als persönliche Fürwörter ausgesprochen werden. Indem ich sage „Ich bin", werde ich zu der geistigen Realität des Ich, und indem ich den anderen mit „Du bist" anrede, wird er zu der geistigen Realität des Du.

Mit der Koppelung der personalen Identität an eine grammatikalische Form erhält die Sprache bei Ebner eine besondere Bedeutung. Ebner erweist sich als Exponent einer grundlegenden Neuorientierung der Philosophie, die am Beginn des 20. Jahrhunderts stattfand und die die Sprache in den Mittelpunkt philosophischer Reflexion rückte, weil sie als die Fähigkeit des Menschen betrachtet wurde, die ihm den Zugang zur Wirklichkeit eröffnet bzw. – in einer radikaleren Form – die Wirklichkeit für ihn erst schafft. Die Überzeugung, die sich zu dieser Zeit durchsetzte, ist, daß ohne eine Untersuchung der Sprache nicht festgestellt werden kann, wie die Wirklichkeit aufgebaut ist. Sprachkritik wird so zur Voraussetzung jeder akzeptablen Ontologie. Dieser sprachphilosophischen Orientierung entsprechend wird die traditionelle Auffassung der Sprache als Reservoir von Zeichen, die etwas bezeichnen, was auf diese Zeichen nicht angewiesen ist und schon vorhanden ist, bevor es mit Hilfe der Sprache markiert wird, von Ebner in bezug auf die geistigen Realitäten in Frage gestellt. Denn das Verhältnis von Ich und Du ist an das Wort gebunden und existiert nicht sprachfrei als Gedanke oder Sache, die nachträglich zum Zwecke der Mitteilung mit einem Zeichen versehen werden. Die Relation zwischen den geistigen Realitäten ist eine sprachliche, und das heißt, daß sie nur im Wort, das einen Sprecher und einen Angesprochenen impliziert, ihre Existenz hat. Die Sprache ist somit untrennbar mit dem Verhältnis des Ich zum Du verknüpft. Der Mensch als geistiges Wesen besitzt die Sprache nicht wie eine Fähigkeit, die er zwar de facto hat, die er aber auch nicht haben könnte, sondern die Sprache ist das Medium, durch das und in dem das Ich in seiner Beziehung zum Du existiert. Neben der Sprache kennt Ebner noch ein zweites Medium, mit dem das Ich sich an ein Du vermittelt. Dieses zweite Medium

ist die Liebe. Auch in der Liebe zu einem anderen wird dieser als Du wahrgenommen und bekommt eine geistige Existenz ebenso, wie das Ich in seiner Liebe zu einem Du sich als Person konstituiert. Der Unterschied zwischen den „Vehikeln" der Sprache und der Liebe ist, daß das gesprochene Wort öffentlich zugänglich ist, während die Liebe nur demjenigen präsent ist, der liebt. Die Sprache ist demnach der objektiv faßbare Ausdruck für das Verhältnis von Ich und Du, die Liebe ist der subjektiv faßbare Ausdruck dafür.

Weil die geistigen Realitäten keine Tatsachen des natürlichen Lebens sind, lehnt Ebner es auch ab, die Sprache als etwas Angeborenes zu betrachten. Die Sprache ist dem Menschen nicht angeboren, sondern sie ist in ihn unmittelbar hineingelegt. Derjenige, der den Menschen als sprachfähiges Wesen erschafft, ist Gott. Gott ist also jenes Du, von dem das menschliche Ich abhängig ist und das den Menschen hervorbringt, indem es zu ihm spricht. Deshalb nennt Ebner Gott auch das wahre Du des wahren Ich im Menschen. Inwieweit diese Bestimmung des Du die einzige ist, die Ebner vornimmt, ist fraglich. Ein Indiz, daß er unter dem Du nicht ausschließlich das göttliche, sondern auch das menschliche Du versteht, ist seine These, daß es ebensowenig wie ein duloses Ich auch ein ichloses Du geben könne. Die Relation zwischen Ich und Du ist in diesem Fall symmetrisch. Wenn Ebner aber vom Mißverständnis der Mystiker schreibt, dann betont er, daß Gott ohne den Menschen existieren kann, aber der Mensch nicht ohne Gott. In bezug auf das göttliche Du gibt es keine Symmetrie in der Relation, so daß das göttliche Du nicht gemeint sein kann, wenn Ebner ein ichloses Du für unmöglich hält.

Als das wahre Du des Menschen ist Gott für Ebner Person: „Gott hat entweder eine persönliche Existenz oder er existiert überhaupt nicht", lautet sein Prinzip. Nur in der persönlichen Anrede des Menschen wird Gott in seiner Wirklichkeit erreicht. Ebner hält die Rede von Gott in der dritten Person für ebenso sinnlos wie die von Ich und Du generell. „Gott ist" ist für ihn ein inhaltsleerer Satz. Weil Gott keine feststellbare Tatsache ist, die in der sinnlichen Erfahrung präsent ist oder durch Vernunftschlüsse ermittelt werden kann, muß an die Existenz Gottes geglaubt werden. Die Konstitutionsbedingung des Geistigen im Menschen, das göttliche Wort, das das Ich schafft und in ein Verhältnis zum Du bringt, ist eine Tatsache des Glaubens und kein wissenschaftlich zu ergründendes Faktum. Daran, daß Gott ein „Gegenstand" des Glaubens ist, knüpft sich die Forderung, daß sich der Mensch für Gott entscheiden muß. Die

persönliche Entscheidung für oder gegen die Annahme der Existenz Gottes kann niemandem abgenommen werden. Es gibt keine Brücke und keine Hilfe, mit der sich das Ich des geistigen Grundes seiner Existenz vergewissern kann, außer indem es den Sprung in den Glauben wagt. Wie für Kierkegaard ist auch für Ebner die Glaubensentscheidung das zentrale Moment des religiösen Lebens, in dem „der Einzelne“ sich in ein Verhältnis zu Gott bringt.

Daß der Mensch gefordert ist, sich zu entscheiden, macht darauf aufmerksam, daß die geistigen Realitäten nicht einfach gegeben sind. In Ebners Einschätzung übersieht der Mensch nämlich in der Regel, daß er ein Ich ist, das seine Existenz in einem Verhältnis zum Du hat, und versteht sich statt dessen als ein rein reflexives Ich, dessen Existenz nur von sich selbst abhängig ist. Der andere kommt dabei nicht oder lediglich als Mittel in den Blick, das Ich in ein Verhältnis zu sich selbst zu setzen. Dieses auf-sich-selbst-Bezogensein des Ich nennt Ebner die Icheinsamkeit oder die Duverschlossenheit. Icheinsam kann der Mensch auf zwei verschiedene Arten sein: er kann es unbewußt sein, und er kann es bewußt sein. Unbewußt kann er es sein, wenn er von den geistigen Realitäten und davon, daß er abseits von ihnen lebt, nichts weiß; bewußt kann er es sein, wenn ihm klar wird, daß er ein Du braucht, um als geistiges Wesen existieren zu können.

Da Ebner in Gott das wahre Du des Menschen gegeben sieht, bedeutet icheinsam zu sein nichts anderes, als ohne Gott zu sein. Die Abschließung vom göttlichen Du ist dann auch jener Terminus, mit dem Ebner den Sündenbegriff des Christentums rekonstruiert. Dem zweifachen Modus der Icheinsamkeit entspricht eine zweifache Art der sündigen Existenz: Das Ich kann Sünder sein in der Weise, daß es nichts von seiner Sündhaftigkeit weiß – und das ist auch dann der Fall, wenn ein Bewußtsein der Icheinsamkeit vorliegt, ohne daß die Ursache in der Abwesenheit Gottes gesehen wird –, und es kann Sünder sein in der Weise, daß ihm bewußt wird, aus eigener Schuld von Gott entfernt zu leben. Die Voraussetzung dafür ist der Glaube an Gott. Der Glaube, daß Gott der Existenzgrund des Ich ist, ist nicht nur bei dem vorhanden, dem es gelingt, ein Verhältnis zu Gott aufzubauen, sondern auch bei jenem, der sich als Sünder vor Gott versteht. Icheinsamkeit ist daher bei Ebner nicht gleichzusetzen mit Gottlosigkeit im Sinne von fehlendem Gottesglauben. Allerdings ist die Icheinsamkeit außerhalb des Glaubens unvermeidbar und nicht korrigierbar, weil das einzige Korrektiv, Gott, ein „Gegenstand“ des Glaubens ist. Für die Befreiung aus der Icheinsamkeit bedarf es des Glaubens an das erlö-

sende Wort Gottes, das das Ich aus seiner Isolation befreit und in ein Verhältnis zum Du bringt, aus dem das Ich seine geistige Existenz wiedergewinnt. Das entscheidende Ereignis dafür ist die Menschwerdung Gottes in der Gestalt Jesu Christi. Ebner sieht Christus als die ultimative Offenbarung des Wortes Gottes, das schon im Alten Testament zu den Juden, dem auserwählten Volk, gesprochen hat. Christus hat den Menschen durch sein Wirken, seinen Tod am Kreuz und durch seine Auferstehung von der Sünde befreit und ihm den Weg gewiesen, wie er die Gebrochenheit seiner Existenz heilen kann. Das Christentum ist die wahre bzw. die einzige Religion, weil es im Unterschied zu allen anderen Religionen den Menschen als Person begreift, deren Grund das Du Gottes ist, das seine Verbindung mit dem Menschen im fleischgewordenen Wort Christi und in dessen Liebe zum Menschen, die bis zur Preisgabe des eigenen Lebens reichte, offenbarte.

Die Icheinsamkeit ist ein Existenzmodus, der in verschiedenen Bereichen des menschlichen Lebens auftreten kann. Ebner scheut nicht davor zurück, alle Kultur als einen „Traum vom Geist" zu bezeichnen, in dem die geistigen Realitäten Ich und Du zugunsten einer Abstraktion, dem auf sich selbst bezogenen Ich, ausgeblendet werden. Sein Verdikt richtet sich nicht nur auf die historischen Erscheinungen von Kultur, sondern umfaßt alle möglichen Formen, in denen Kultur auftreten kann. Der zentrale Begriff, mit dem Ebner Kultur als defizienten Modus des Ich beschreibt, ist der der „Idee". In seiner Interpretation kultureller Tätigkeiten bedeutet „Idee" das Unvermögen des Ich, mittels dieser Tätigkeiten die „chinesische Mauer", in der es gefangen ist, zu durchbrechen und eine Verbindung zum Du herzustellen. Durch den Aufbau von Kultur bleibt die Icheinsamkeit aber nicht nur unüberwunden, sondern sie wird auch erzeugt. Aus Ebners Verständnis des Christentums heraus stellt jede Form von Kultur eine strukturelle Sünde dar.

Diese Einschätzung Ebners ist das Resultat seiner Erfahrung des Ersten Weltkrieges, den er als Kriegsuntauglicher in Gablitz miterlebte. Angesichts seiner Schrecken wurde Ebner zu einem entschiedenen Gegner aller Instanzen, die diese Katastrophe seiner Ansicht nach zu verantworten hatten. Der erste Einsatz von Massenvernichtungsmitteln war für Ebner der Beweis, daß der Entwicklungsoptimismus des 19. Jahrhunderts gescheitert war und daß Wissenschaft und Technik nicht zwangsläufig eine Verbesserung des menschlichen Daseins zur Folge haben. Die wissenschaftlichen Errungenschaften sind aber

für Ebner nicht nur Instrumente, mit denen der Krieg ein bisher noch nicht gekanntes Ausmaß annehmen konnte, sondern sie leisten auch einem Verständnis des Menschen Vorschub, dessen eine Auswirkung der Krieg ist. Ebners Analyse wissenschaftlicher Aussagen ergibt, daß sie eine bestimmte grammatikalische Form haben, die mit einer bestimmten Ontologie verbunden ist. Ihre grammatikalische Form ist die dritte Person, in der über Substanzen oder Gegenstände etwas ausgesagt wird. Das Ideal der Objektivität erfordert die Betrachtung der Wirklichkeit als Substanz. Diese Eigenart der Wissenschaft ist so lange legitim, so lange daraus kein Totalanspruch abgeleitet wird und die Aussage in der dritten Person nicht zur einzig möglichen Weise erklärt wird, wie über die Wirklichkeit gesprochen werden kann. Wird dieser Anspruch erhoben, und Ebner meint, daß der Fortschrittsglaube des 19. Jahrhunderts ihn erhob, dann kann das Ich in seiner wahren geistigen Existenz nicht mehr in den Blick kommen. Ebners Stellung zur Wissenschaft ist also mehrdeutig: Bleibt der Untersuchungsbereich der Wissenschaft auf den Gegenstand beschränkt, der ihr aufgrund ihrer Eigenart zukommt, ist sie eine legitime Tätigkeit des Menschen, wird die Methode der Wissenschaft auf die Gesamtheit der Dinge ausgedehnt, gerät sie in den Dienst einer Ideologie, die einen Teilaspekt für das Ganze nimmt.

Ebners Einwände gegen diese zweite Auffassung von Wissenschaft gehen von dem Faktum aus, daß der Mensch ein sprechendes Wesen ist und sowohl ein Sprecher als auch ein Angesprochener sein kann. Die in der Ansprache verwendeten Wörter „Ich" und „Du" und die ihnen zugeordneten Verben „bin" bzw. „bist" sind kategorial von der Aussageform „Er/Sie/Es ist" verschieden, die in der Wissenschaft gebraucht wird. Um den Totalanspruch zu realisieren, müßte es gelingen, die Aussage in der ersten und zweiten Person auf eine Aussage in der dritten Person zu reduzieren. Das ist aber aufgrund der grammatikalischen Differenz nicht möglich. Den unterschiedlichen Aussageweisen entsprechen unterschiedliche Existenzweisen. In den Sätzen „Ich bin" und „Du bist" wird ein personales Sein ausgesagt, in den Sätzen „Er, Sie, Es ist" wird ein substantielles Sein ausgesagt. Da die Sprache die Weise ist, in der die Wirklichkeit erscheint, folgt aus der Unmöglichkeit, Sätze in der ersten und zweiten Person auf Sätze in der dritten Person zu reduzieren, daß es keine Identität von personaler und gegenständlicher Existenzweise gibt. Wissenschaftliche Aussagen können daher die geistigen Realitäten Ich und Du nicht erreichen.

Am Beispiel der Sprache wiederholt sich diese Denkfigur Ebners. Wenn das Selbstverständnis der Wissenschaften, die sich mit der Sprache befassen, darin besteht, die Sprache durch Rekonstruktion ihrer Entstehungsgeschichte vollständig erklären zu können, dann führt dieser Anspruch nach Ebner in einen Erklärungszirkel. Denn der Versuch, herauszufinden, wie der Mensch zu sprechen gelernt hat, setzt den Menschen voraus, der aber erst durch die Sprache zu einem Menschen wird. Dieser petitio principii ist nach Ebner nur zu entgehen, wenn man die Sprache nicht als synonymen, sondern als mehrdeutigen Begriff auffaßt. Versteht man unter der Sprache das vom Menschen geschaffene, weitergegebene und erlernte Wort, dann ist die Sprache ein legitimer Untersuchungsgegenstand der einschlägigen Wissenschaften. Wird hingegen dieser Aspekt der Sprache für das Ganze genommen und nicht gesehen, daß die Sprache auch das Wort beinhaltet, das das geistige Leben und das Verhältnis des Ich zum Du schafft, dann gerät der Erklärungsanspruch der Sprachwissenschaften in den genannten Zirkel, weil ihre Voraussetzung, das Verhältnis von Ich und Du, zu ihrem Untersuchungsgegenstand wird.

Die Icheinsamkeit und in letzter Folge auch die Ichlosigkeit ist aber nicht nur das Resultat, sondern auch das Motiv wissenschaftlicher Erkenntnis. Darin stimmt das wissenschaftliche Bemühen mit einer anderen Aktivität des menschlichen Geistes überein. Das gemeinsame Motiv, das Kunst und Wissenschaft hervorbringt, ist der Wunsch des Ich, sich aus der Isolation seiner Icheinsamkeit zu befreien. Die ästhetische Einstellung, die sowohl der Erzeugung von Kunstwerken als auch dem mathematischen Denken zugrunde liegt, manifestiert das Schönheitsbedürfnis des Menschen, das zwar ein geistiges Bedürfnis ist, dessen Erfüllung dem Menschen aber keinen Aufschluß darüber gibt, wie es um ihn tatsächlich steht. Im Wunsch, Schönes hervorzubringen und zu erleben, verbirgt sich das Bedürfnis nach einer Erneuerung des eigenen Lebens und die Ahnung, daß das Leben, das man führt, nicht das richtige ist. Das Leiden des Ich an seiner Icheinsamkeit charakterisiert Ebner einerseits als Leiden an der Erdgebundenheit der Existenz und andererseits als Leiden am Erlebnis des Menschen. Die Beseitigung dieses doppelten Leidens geschieht im Schönheitserlebnis dadurch, daß das Ich sich in eine ästhetische Distanz zur Leidensursache begibt. Die Objektivierung der Konflikte, in die das Ich aufgrund seiner personalen Existenz verstrickt ist, wirkt entlastend und enthebt das Ich von der Aufgabe, sich diesen Konflikten stellen zu müssen. Eines der

Mittel, mit dem sich das Ich entlastet, ist die Idee. Die Idee ist insofern objektiv, als sie etwas Allgemeines ist, das weder im Raum noch in der Zeit steht. Die Anschauung der Idee befreit das Ich von seiner Individualität und läßt es in einer höheren Ordnung, einer universalen Harmonie aufgehen. Da die Idee etwas Objektives ist, ist sie das ontologische Gegenstück zu den geistigen Realitäten des Ich und Du. Ihr fehlt daher die personale Identität des Du, die das Ich braucht, um seinem Leiden an der Erdgebundenheit seiner Existenz und an dem Erlebnis des anderen begegnen zu können. In der ästhetischen Einstellung erkennt das Ich, daß es das Du, das es braucht, um zu einem Ich zu werden, nicht hat, und es reagiert darauf, indem es sich eine Idee schafft, die ihn über das Fehlen des Du hinwegtrösten soll. Es übersieht, daß das Lebensproblem sein ihm eigenes ist, das es mit niemandem teilt und das seine Lösung allein in der Berücksichtigung seiner Einmaligkeit finden kann. Der Irrtum bzw. die Sünde des ästhetischen Menschen besteht weniger in der Diagnose seines Zustandes als in der Therapie, mit der er versucht, die Krankheit seines Geistes zu kurieren. Der Traum vom Geist in Gestalt der ästhetischen Einstellung zum Leben und zur Welt bietet nur eine Scheinerfüllung und führt denjenigen, der ihn als Trugbild durchschaut, in die geistige Verzweiflung.

Der Produzent des ästhetischen Traumes vom Geist ist das Genie, dessen kreative Potenz das Schönheitserlebnis so zu intensivieren vermag, daß es die Wirklichkeit vergessen läßt. Das Genie leidet an seiner Icheinsamkeit, versucht sie durch seine Genialität zu kompensieren und scheitert daran, weil die Differenz zwischen ihm und den anderen und damit auch die Unfähigkeit, von den anderen verstanden zu werden, durch das geniale Werk vergrößert wird. Ebner verlangt vom Genie nichts Geringeres als die Einsicht, daß seine Genialität Sünde ist, weil sie aus der Icheinsamkeit entspringt und zur Icheinsamkeit führt. In seinem Bedürfnis, verstanden zu werden, will das Genie nicht die Anerkennung seines Ich von einem Du, wie es der Fall wäre, wenn es über die geistigen Realitäten Bescheid wüßte, und das heißt religiös gesehen, wenn es den Glauben an Christus hätte, sondern es verlangt vom anderen die Respektierung seiner Icheinsamkeit, deren Ausmaß durch seine Genialität bedingt ist.

Wie für Otto Weininger, dessen Werk *Geschlecht und Charakter* zu einem philosophischen Bestseller der Jahrhundertwende wurde, ist auch für Ebner Genialität geschlechts- und rassespezifisch verteilt. Ebner glaubt, daß weder „das Weib" noch „der Jude" zur Genialität fähig sind. Im Unterschied zu Weininger

ist aber für Ebner die Unfähigkeit zur genialen Produktion kein Manko, sondern eine Auszeichnung, weil sie beide davor bewahrt, die Realität durch einen Traum vom Geist zu ersetzen. Die Degradierung „des Weibes" zu einem sexuellen Objekt, das dem Vergnügen des Mannes und der Fortpflanzung der Art dient, übersieht, daß Ich und Du keine Tatsachen des natürlichen, sondern Tatsachen des geistigen Lebens sind und somit weder geschlechts- noch rassespezifische Größen sind. Genialität hingegen setzt eine natürliche Disposition voraus und dokumentiert somit in ihrer Sündhaftigkeit den Abfall der Natur von Gott. Die Verbindung von Genietheorie und Sündentheorie erlaubt Ebner auch die Begründung, warum die Juden das auserwählte Volk Gottes sind. Weil die Juden von Natur aus zur Schaffung der Idee ungeeignet sind, stehen sie den geistigen Realitäten von vornherein näher und widerstehen der Versuchung, das Leben durch ein Surrogat zu verfälschen. Daher wurde das Wort Gottes den Juden als einzigem Volk offenbart und Christus als Jude geboren. Zugleich hat Christus durch seine Forderung an den einzelnen, sich ganz aus der „Erdgebundenheit seiner Existenz" zu lösen, die Grenze des jüdischen Menschen aufgezeigt, der sich als Mitglied einer Abstammungsgemeinschaft betrachtet, die von der Erwartung eines Messias lebt. Die universale Erlösungsbotschaft Christi konnte daher von den Juden nicht verstanden werden.

Antifeminismus und Antisemitismus sind also für Ebner die Konsequenzen einer falschen Ästhetisierung der Wirklichkeit. Das idealistische Denken hat aber auch die ethische Einstellung zur Folge. Diese hat gegenüber der ästhetischen Einstellung den Vorzug, daß sie das Du berücksichtigen muß, weil es ihr darum geht, das Handeln der Menschen aufeinander abzustimmen. Sie kann das Du nicht restlos in eine apersonale Idee auflösen und steht daher den geistigen Realitäten des Lebens näher. In Ebners Darstellung des idealistischen Ethikers, in der unschwer die Gestalt Karl Kraus zu erkennen ist, läßt sich zwar das Ich in seiner Praxis von einem Du bestimmen, dieses Du ist aber nicht das konkrete Du des in der Erfahrung begegnenden Menschen, sondern ein ideelles Du, das im „Du sollst" den Menschen zum ethischen Handeln auffordert. Hinter dem ideellen Du verbirgt sich das Ich in seiner Icheinsamkeit, das sich selbst die Regel gibt, nach der es dem anderen gegenübertreten soll. Die Gemeinsamkeit zwischen dem Ich und dem anderen wird so zu einer Gemeinsamkeit mehrerer isolierter Egos, die sich das Recht, hinter einer Chinesischen Mauer zu existieren, gegenseitig zusichern. Das Leiden des Ethikers am Leben äußert sich in Menschen-

verachtung und Daseinsentwertung, das im Widerspruch zum „Du sollst" des kategorischen Imperativs steht. Um die Einschätzung des anderen mit dem ethischen Anspruch in Einklang zu bringen, wird aus der Icheinsamkeit ein Recht gemacht, das jedem zuzugestehen ist. Das Ethos des Idealismus zementiert das Ich in seiner Isolation und befreit es nicht daraus.

Die Fehlformen der ethischen und ästhetischen Einstellung zum Leben werden erst durch den religiösen Glauben überwunden. In der Hinwendung zu Gott kommt das Ich zur Einsicht, daß das Leben, das es bisher geführt hat, falsch war, weil es das göttliche Du ignoriert hat, das der Grund seiner geistigen Existenz ist. Indem es sich als Sünder begreift, sieht es ein, daß es als Person existiert und daß die Defizite, die aus dieser Existenzweise hervorgehen, nicht durch die Konstruktion einer idealen Welt, die seine personale Identität aufhebt, zu beseitigen sind. Von der Sünde befreit sich der Mensch durch nichts anderes als durch die gläubige Annahme des Wortes Gottes. Ebner lehnt jede Form von Selbsterlösung ab und betont, daß der Mensch für sein Heil der Zuwendung des göttlichen Du bedarf, über die er nicht verfügen kann. Darin, nämlich in der Ansicht, daß der Mensch für sein Heil selbst zuständig ist, und in dem Versuch, durch liebende Vereinigung mit dem Ursprung die Identität von Menschlichem und Göttlichem herzustellen, liegt nach Ebner die Gefahr aller Mystik. Obwohl insofern im Recht, als sie den einzigen Weg zu Gott in der Subjektivität des Menschen gegeben sieht, ist die mystische Suche nach Gott in der Innerlichkeit notwendig ergebnislos, weil dort das Ich, gleichgültig wie tief es sich versenkt, immer nur auf sich selbst trifft. Statt sich mit Gott zu identifizieren, stößt das Ich auf seine vergöttlichte Projektion, die seine geistige Existenz zerstört, weil diese ein Du braucht, um eine konkrete Realität sein zu können. In der mystischen Schau kommt es wiederum zu einer Beseitigung des Ich zugunsten einer Abstraktion. Der Widerspruch, daß auch für das Christentum der Mensch etwas Göttliches ist, löst Ebner durch eine Unterscheidung zweier Perspektiven auf. Aus der Perspektive des Ich im anderen erscheint das Ich als Du und damit als etwas Göttliches, aus der Perspektive des Ich erscheint das Ich immer nur als es selbst und nie als etwas Göttliches. Die Praxis der demütigen Liebe zu Gott erlaubt es dem Christen nicht, seinen Standpunkt zu verwechseln und sich an die Stelle Gottes zu setzen. Dadurch gelingt es ihm auch, die Isolation zu durchbrechen und im Du nicht immer nur das eigene Spiegelbild zu sehen. Gerade durch die Anerken-

nung der Differenz zwischen dem Ich und dem Du gewinnt der Christ seine wahre Identität als Mensch.

Mit der Hervorhebung des prinzipiellen Unterschieds zwischen Mensch und Gott meint Ebner eines der etabliertesten Argumente der Religionskritik gegen eine persönliche Gottesvorstellung entkräften zu können. Die Erklärung, daß Gott das Ergebnis der unerfüllten Bedürfnisse des Menschen ist, die er sich nicht anders zu befriedigen weiß, als daß er sich einen Über-Vater anfertigt, der durch seine Omnipotenz und Vollkommenheit imstande ist, die Not der menschlichen Existenz zu lindern bzw. zu garantieren, daß es einmal einen Zustand des leidfreien Lebens geben werde – diese Erklärung übergeht, daß das Du Gottes vom menschlichen Ich verschieden sein muß, um die personale Eigenart des Menschen sichern zu können. Der Ansatzpunkt des Projektionstheoretikers ist falsch, weil er vom Menschen ausgeht und danach fragt, wie dieser zu seiner Gottesvorstellung kommt, statt daß er zu ergründen versucht, unter welcher Bedingung der Mensch ein geistiges Wesen sein kann. Würde er das zweite tun, käme er zur Erkenntnis, daß das Ich von der Existenz eines göttlichen Du abhängt und daß das nur möglich ist, wenn das Du keine Projektion des Menschen ist. Mit ihrer Kritik trifft die Projektionstheorie daher nicht die Realität Gottes, sondern ein Ersatzbild von ihm, das Ebner die „Idee des Göttlichen" nennt. Die Religionskritik der Aufklärung wird von Ebner nicht gänzlich abgelehnt, sie wird aber auf die Idee des Göttlichen eingeschränkt. Ihr Verdienst ist es, die Idee als etwas Subjektives bestimmt zu haben, das im Willen des Menschen und nicht in der Wirklichkeit seinen Ursprung hat. Sie hat die Funktion der Idee, ein Götzenbild zu sein, entlarvt und so dem Menschen eine Gott nicht angemessene Vorstellung genommen.

Zur Idee des Göttlichen zählt Ebner außer den Gott des psychologischen Bedürfnisses auch den Gott der Metaphysik. An der Metaphysik hat Ebner zweierlei auszusetzen: einmal, daß sie nicht möglich ist, und zum zweiten, daß sie überflüssig ist. Unmöglich ist sie, weil sie ihr Ziel nicht erreichen kann, die Existenz Gottes durch Gründe und Schlußfolgerungen zu beweisen, die jedem Menschen zugänglich sind, unabhängig davon, ob er an Gott glaubt oder nicht. Denn dazu muß sie Gott zu einem Gegenstand machen, über den in der dritten Person gesprochen wird. Die Existenzweise Gottes ist aber nach Ebner nicht die eines Gegenstandes, sondern die einer Person, deren Realität ausschließlich in der Ansprache der ersten und zweiten Person erfaßt wird. Soll-

te ein metaphysisches System errichtet werden können, dessen Prämissen wahr sind und das keinen logischen Fehler aufweist, dann wäre dieser Erfolg der metaphysischen Spekulation umsonst, da der Gott der Vernunft aus sprachlichen und ontologischen Gründen nicht mit dem Gott des Glaubens identisch sein kann. Die Unmöglichkeit von Gottesbeweisen besteht nicht darin, daß es nicht gelingen kann, entsprechende Argumente zu bilden, die das Dasein Gottes hinreichend beweisen, sondern darin, daß die Frage, auf die mit Hilfe von Gottesbeweisen geantwortet wird, falsch gestellt ist.

Daß die Vernunft an den personalen Gott nicht heranreicht, ist für den Glauben an Gott kein Nachteil. Denn das Interesse des Gläubigen an Gott ist kein wissenschaftliches oder philosophisches Interesse. Ihm geht es um seine geistige Existenz und um die Überwindung der sich daraus ergebenden Probleme, für die er keine Theorie braucht, die ihm garantiert, daß „Gott ist“. Ebenso überflüssig ist die Metaphysik, was die Gewißheit betrifft, mit der die Existenz Gottes angenommen wird. Der Grad an Gewißheit, den rationale Argumente haben, ist für Ebner nicht höher als der, den Glaubensaussagen haben. Wird Gott als Du erfahren, dann ist seine Existenz in der persönlichen Ansprache mitenthalten und kann nicht bezweifelt werden. Sprachlich untermauert Ebner das mit der Beobachtung, daß im Deutschen der Konjunktiv der ersten und zweiten Person aus dem sein-Stamm und nicht aus dem bin-Stamm gebildet ist. „Ich bin“ und „Du bist“ sind ohne Konjunktiv und schließen daher die Möglichkeit aus, daß Ich und Du nicht existieren. Ebner unterscheidet Wissen und Glauben nach den „Gegenständen“, auf die sich beide beziehen, und nach dem Gewißheitsgrad, wobei er entgegen der üblichen Auffassung den Glaubenssätzen eine höhere Überzeugungskraft zuspricht.

Das Scheitern der Metaphysik an den geistigen Realitäten ist der Grund für das gestörte Verhältnis, das Ebner zumindest zur Zeit der Niederschrift der „Fragmente“ gegenüber der katholischen Kirche hatte. Er erlebt die Kirche als eine Institution, die ein starres und lebloses System von Dogmen verwaltet und diese ihren Mitgliedern unter der Androhung von Sanktionen aufzwingt. Das befreiende Wort Gottes geht unter, weil die katholische Theologie durch ihre Verbindung mit dem griechischen Denken in das Christentum eine Begrifflichkeit eingeführt hat, die Gott in erster Linie nicht als Person versteht, sondern als Idee, über die sich die Vernunft Rechenschaft zu geben hat. Das daraus resultierende System von Glaubenswahrheiten stiftet ein abstraktes

Verhältnis zwischen dem von der Kirche verkündeten Gott und den Gläubigen. Die Folge ist ein Scheinchristentum, das im Praktizieren von Traditionen besteht und den Inhalt der christlichen Botschaft vergessen hat.

Die Situation der katholischen Kirche beschäftigt Ebner auch in Mühlau. Sie ist eines der vielen Themen aus den „Fragmenten“, die in Ebners Tagebuch behandelt werden. Der Aufenthalt in einer für ihn neuen Umgebung zwingt Ebner dazu, die Thesen der „Fragmente“ einer Bewährungsprobe zu unterziehen. Ob und inwieweit sie diese bestanden haben, mag der Leser bei der Lektüre selbst entscheiden – der Vergleich mit der hier präsentierten Kurzfassung soll ihm dabei eine Hilfe sein.

„Zeichen der Zeit“
Der kulturgeschichtliche Aspekt des „Mühlauer Tagebuchs“

von
Walter Methlagl

Mit dem „Mühlauer Tagebuch“ tritt das Projekt, durch das der gesamte Nachlaß Ferdinand Ebners für die Zukunft sichergestellt und verfügbar gemacht werden soll, erstmals an die Öffentlichkeit. Dies läßt sich mehrfach begründen: Innerhalb der schriftlichen Hinterlassenschaft Ebners sind die Tagebücher der noch unbekannteste Teil. Franz Seyr war in seiner Ausgabe diesbezüglich zu starken Kürzungen genötigt. Tagebücher mit ihren zahlreichen Anspielungen auf Lebensweltliches drängen zu ausführlicher Kommentierung. Je dichter diese ausfällt, desto eher nähert man sich einer historischen Dimension, die das Zustandekommen von Werken wie der „Pneumatologischen Fragmente“ oder der „Brenner“-Aufsätze im Rückblick erst begreiflich macht. Ohne deren zentrale Bedeutung anzutasten, erscheint doch die Erweiterung des Interesse-Horizonts auf kultur- und gesellschaftsgeschichtliche Sachverhalte längst fällig geworden, damit der scheinbar luftleere Raum um den pneumatologischen Ansatz, den dieses Werk präsentiert, sich noch spürbarer mit Atmosphäre füllt, als es bisher geschehen ist. Dann läßt sich, so darf man hoffen, ein ebenso hartnäckiges wie fundamentales Mißverständnis endlich einmal und hoffentlich auf Dauer ausräumen, mit dem professionelle Philosophen immer wieder nicht nur Ebner, sondern sich selbst und leider auch ihren Stand in Mißkredit bringen.

Erst vor kurzem hat ein anonymer Gutachter das laufende Projekt ernsthaft in Gefahr gebracht, indem er sich zu der schon bis zum Überdruß strapazierten Feststellung hinreißen ließ, „daß Ebners religiöse Erbauungsmetaphysik keine Wissenschaft ist“. Zweifellos erfolgte diese Äußerung, in der der Wissenschaftlichkeitsanspruch eines Projektes mit dem seines Gegenstands verwechselt wird, in Unkenntnis des Verlagsgutachtens, mit dem seinerzeit der Ordinarius für Philosophie an der Universität Wien, Adolf Stöhr, über die „Pneumatologischen Fragmente“ den Stab gebrochen hat. Dort ist auch von einem „Erbauungsbuch für Theosophen und andere Mystiker“ die Rede, das

„wissenschaftlich-psychologisch und wissenschaftlich-philosophisch glattweg unmöglich" sei. – Ebner hat dieses Gutachten in einem Vorwort den „Fragmenten" vorangestellt. So sei denn auch dieser Auszug aus der anonymen Neuauflage an den Beginn des hier und jetzt begonnenen editorischen Unternehmens gesetzt – und auch hier nicht als „böswillige Satire auf die Philosophieprofessoren", sondern, wie Ebner damals es wollte, als „Zeichen der Zeit", unserer Zeit.

Mit der Fahrt nach Mühlau hat Ebner den ihm bisher vertrauten Lebensumkreis erstmals verlassen. In Innsbruck ankommend, tauchte er in eine ihm weitgehend unbekannte lebensweltliche Sphäre ein. Nicht nur die vertikal aufgesteilte Landschaft mußte anfänglich seinen an sanftere Erhebungen gewöhnten Blick irritieren, sondern auch das bauliche Ambiente und der Kreis von Menschen, mit denen er es über Vermittlung Ludwig von Fickers einen Monat lang zu tun bekam.

Durch mehrere Faktoren hatte sich die Atmosphäre, in die er da geriet, bereits vor seiner Ankunft beträchtlich aufgeladen: Er selbst war erfüllt von dem, was ihn in den vergangenen anderthalb Jahren fast schon gefährlich in Bann gehalten hatte: die Fertigstellung der „Fragmente", die Auseinandersetzung mit Extremerscheinungen in Malerei, Musik und Architektur, denkt man daran, daß Ebner der erste Zeuge dafür war, daß – ein halbes Jahr war es nur her – sein Freund, der Komponist Josef Matthias Hauer, sich mit einem Gemälde, das Johannes Itten ihm gewidmet hatte („Komposition aus zwei Formthemen"), als Musiker vollkommen identifizierte. Von Ebner stammt nicht nur eine erste Studie zu Josef Matthias Hauers Werk *Apokalyptische Phantasie*, welches er als „die" Musik zu den *Letzten Tagen der Menschheit* von Karl Kraus betrachtete, sondern auch eine erste Analyse dieses Bildes von Itten mit grundsätzlichen Gedanken über die Bedeutung der gegenstandslosen Malerei. Für die beiden Künstler wurde er dadurch zu einer Art „Sokrates in aestheticis", und auch Adolf Loos hätte ihn gerne an seine Schwarzwaldschule als Vortragenden gebracht.

Von alledem war Ebner erfüllt, als er in Innsbruck Ficker persönlich kennenlernte, nachdem man sich zuerst einmal brieflich nahegekommen war, und als er dann am „Brenner-Tisch" im Café Maximilian der Reihe nach mit anderen Leuten aus der Gruppe um den *Brenner* – ob Mitarbeiter oder nicht – Bekanntschaft schloß: mit dem Lehrer Daniel Sailer, mit dem Landesbeamten

und Privatphilosophen Karl Röck, der kurz zuvor die erste Gesamtausgabe der „Dichtungen“ Georg Trakls herausgegeben hatte, mit dem zum Buddhismus neigenden Arzt Paul Bargehr, der bald darauf Europa in Richtung Bali und Java verlassen sollte, mit dem Geologen Bruno Sander, der im *Brenner* als Anton Santer Gedichte und philosophische „Bruchstücke“ veröffentlichte, mit dem Bildschnitzer Ottmar Zeiller, dem Maler Erich Lechleitner und noch etlichen anderen.

Sie alle waren – sowie auch Ficker und Ebner – Rollenträger am Beginn dieses „eigenartigen Jahrzehnts“ nach dem Ersten Weltkrieg, das Josef Leitgeb rückblickend schildern sollte: „seine unverwechselbare Atmosphäre, gemischt aus den Schwaden der Verwesung und der Morgenluft nach vierjähriger Nacht; sein unverwechselbares Zwielicht aus persönlicher Freiheit und staatlichem Scheinleben; sein brodelndes Durcheinander von neuem Christentum, Buddhismus, Aberglauben, Skepsis und Nihilismus, Dauertänzern und Hungerkünstlern.“

Im „Mühlauer Tagebuch“ hat dieser Beginn über einen Monat hin seine faßbarste Gestalt angenommen.

Alle, denen Ebner damals begegnete, standen, ob nun Kriegsteilnehmer oder nicht, nachhaltig unter dem Eindruck des notdürftig überstandenen Desasters, dessen Folgewirkungen bis hin zu Versorgungsproblemen allgemein spürbar waren. Im vorangegangenen Jahr hatten heftige Auseinandersetzungen mit einstigen literarischen Kriegsgewinnlern, die in kürzester Zeit zu Friedensgewinnlern mutiert waren, Fickers und seiner Freunde Aufmerksamkeit beansprucht. Da war der Name von Karl Kraus auf Plakaten frivol mißbraucht worden, um eine in Friedensbegeisterung umgeschlagene Kriegshetzerei autoritär abzustützen; da war andererseits von deutschfreiheitlicher Seite – stark unterstützt von der Majorität der Professorenschaft an der Innsbrucker Universität – eine Vorlesung von Kraus, deren Ertrag Kriegsgeschädigten zukommen sollte, gestört und eine weitere Vorlesung vom Bürgermeister der Stadt kurzerhand verboten worden. Dies alles lag noch gar nicht lange zurück und hatte Ficker veranlaßt, den *Brenner* so schnell wie möglich wieder herauszugeben. Seit Oktober 1919, als das erste Heft erschien, sollten diese Vorgänge in der Zeitschrift deutliche Spuren hinterlassen. Anders als in der Vorkriegszeit gestaltete Ficker den *Brenner* nicht mehr als avantgardistische Revue, sondern als ein Forum, auf dem konzentriert und ohne Ausflüchte nach den Ur-

sachen des Zusammenbruchs der Kultur in Europa gefragt wurde. Solche Fragen – am schärfsten artikuliert zweifellos von Theodor Haecker in einer Reihe zeitkritischer Essays – wurden mit der Mitverantwortung der kirchlichen Gemeinschaften dringlich in Verbindung gebracht, wodurch der *Brenner* sich sehr schnell in Gegensatz zur ungebrochenen Autorität des katholischen Klerus in Tirol brachte, auch wenn bald nach dem Krieg Theodor Haecker – zuvor Übersetzer Sören Kierkegaards und heftiger Verfechter von dessen Thesen aus protestantischer Sicht – für alle überraschend zur katholischen Kirche konvertierte und ein ebenso heftiger Verfechter von deren Dogmen wurde.

Eben in dieser thematischen Zuspitzung – verbunden mit einer entschiedenen Zurückweisung von revolutionären marxistischen Tendenzen, wie sie damals in Süddeutschland für die bekannten Unruhen sorgten – glaubten der Herausgeber und engste Mitarbeiter den „Geist der Zeit" in seiner eigentlichen Kontur fassen zu können. „Jetzt ist die Zeit, wo man nicht reinlich genug scheiden kann", hatte Ficker geschrieben, als er Theodor Haecker zur neuerlichen Mitarbeit einlud.

Am entschiedensten zerrte damals Carl Dallago die Kirche – die protestantische nicht minder als die katholische – vors öffentliche Tribunal. Als Unterweiserin der Völker und Staatenlenker habe sie den Krieg nicht nur geduldet, sondern mitverschuldet. Das „vom Staate sanktionierte Christentum" sei nicht „das Christliche", von dem die Evangelien künden. Noch weniger entspreche es der Vorbildlichkeit eines „reinen Menschentums", das mit der Natur in Einklang steht und wie es sich in den Schriften der altchinesischen Weisen äußert. Dallago, der 1915 eine von ihm hergestellte Neuwiedergabe des *Taoteking* als Antikriegsdokument veröffentlicht hatte, war damals Anreger für manche neue Entwürfe zu neuen, möglicherweise reineren, kritischeren Formen von Zusammenleben in einer arm gewordenen Gesellschaft. Immer wieder wurde dabei ostentativ die Abkehr vom „häßlichen", „in blutbefleckte Lumpen gekleidete Europa" geübt, das der Starre seiner Institutionen nicht entrinnen konnte.

So war zum Beispiel die an Ludwig Wittgenstein vielfach beschriebene „tolstojanische Wende" durchaus kein Einzelfall. Tolstois Romane und vor allem die Reclamausgabe seiner „Kurzen Erläuterung des Evangelium" fanden sich damals in vielen Bibliotheken, deren Eigentümer der Krieg in geistige Irritation gebracht hatte. Das Leben aller Menschen sei „göttlichen Ursprungs",

hieß es darin; jeder Mensch sei ein „Sohn des Vaters", „nicht allein durch das Fleisch, sondern durch den Geist". Das „wahre Leben" liege außerhalb der Zeit, „allein im Gegenwärtigen". Hierin glaubten einige – Bargehr etwa oder Lechleitner – eine Variante des Kierkegaardschen „Augenblicks" zu erkennen, die dem Motto des *Brenner*, „hora et tempus est", entsprach. Als „Liberale", die, wie Dallago, von Kindheit an ihre Probleme mit der Kirche hatten, glaubten sie hier eine Form des Christentums gefunden zu haben, mit der sich in Frieden und Freiheit leben ließ. Über einen Christus als Zeugen von „Ursprungsnähe", als Exempel für „wahres", „innerliches" Leben jenseits einschränkender Vorschriften ließ sich reden. Als solcher Zeuge stand er gleichberechtigt, kulturell sogar vertrauter neben Laotse, Kungfutse, Solon und anderen, die Menschlichkeit innerhalb ihrer Kultur in reiner Form verkörperten.

Im *Brenner* und unter einigen, die ihm nahestanden, gab es damals einen „tolstojanischen Flügel", dem in dieser dürftigen Zeit, so wie Tolstoi selbst, am Ausgleich sozialer Gegensätze viel gelegen war. In den Frieden dieses Menschentums fuhr nun dieser nach außen hin so schwächlich und gedankenverloren wirkende Ferdinand Ebner wie ein blankes Schwert. Für die Innsbrucker „Brenner"-Leute nicht ganz unvermutet. Man hatte ja im engen Kreis seine beiden ersten „Brenner"-Aufsätze, „Fragment über Weininger" und „Kultur und Christentum" schon gelesen. Es war alles, was man von ihm kennen konnte. Die „Fragmente" waren zwar fertiggestellt, sollten aber erst im Jahr darauf erscheinen. In Diskussionen war man sich darüber klar geworden, daß sich da neben Dallagos Zivilisations- und Kirchenkritik und Haeckers rigider katholischer Orthodoxie eine weitere Front auftat, mit der zu rechnen war. Entsprechend scharf sollte später Dallagos Reaktion auf diese „Verabsolutierung" des „Wortes" ausfallen.

Das in diesem Tagebuch aufgeschlagene Szenario mutet zum Teil wie ein Laboratorium an, in dem Ebner an allem und jedem, worauf er traf, die Probe aufs Exempel seiner grundlegenden Unterscheidungen machte. In diesen wurde das bewußtseinsmäßig, ästhetisch und ethisch scheinbar so autonome Ego des Menschen in die „Schranken" einer Beziehung verwiesen, in der es, perspektivisch, als die „zweite", die angesprochene Größe figuriert. Niemand hat damals die Devise, jetzt sei „die Zeit, wo man nicht reinlich genug scheiden kann" so konsequent umgesetzt wie Ferdinand Ebner.

Reinlich wurde unterschieden zwischen Tolstois Lehre von der Innerlichkeit des Geistigen – „Man ißt, trinkt, handelt, stirbt und Tür an Tür damit wohnt in den Menschen das Himmelreich“ – und dem Kierkegaardschen Paradox, der Aufforderung zum Sprung, den niemand sieht, die in Dostojevskis Werk reichlich veranschaulicht ist; unterschieden wurde zwischen dem selbst-erlösenden Charakter des Buddhismus, dem „abstrakten Kern“ aller fernöstlichen Mystik und „dem Kreuz“ als dem konkreten Einzelfall; zwischen den letztlich gleichfalls abstrakten „Werten“ der abendländischen Kultur nach antikem Muster und dem Auge in Auge einer eschatologischen Sicht auf Menschen und Welt. Reinlich geschieden wurde zwischen einem nach Ebners Ansicht schon toten Idealismus als „geistiger“ Voraussetzung für die Darwinsche Entwicklungslehre und einer Daseins-Entscheidung; zwischen philosophischen Konzepten, die sich als Religionsersatz gebärdeten oder als Gradmesser für eine wissenschaftlich zu deutende Wirklichkeit eingesetzt werden sollten, und einem Denken „am Leitseil der Sprache“, dem alle Logik als sekundäres, entstellendes Phänomen entspringt.

Wie prinzipiell die Konfrontationen im einzelnen verliefen, zeigen die Begegnungen mit dem Bildschnitzer Ottmar Zeiller und dem Maler Erich Lechleitner, die nicht nur die geistige Fragwürdigkeit künstlerischer und ästhetischer Ansätze ans Licht rückte, sondern bei denen auch Grenzfragen der Synästhesie, der Farbteilung und insgesamt die Verträglichkeit einer durch das Bild und einer durch das Wort vermittelten Welt erörtert wurden.

Ebner war von der Metropole, die für ihn ja immer erreichbar war, in die Provinz gekommen. Vermutlich weil er in dieses geschlossene, andererseits freilich auch ungewöhnlich aufgeschlossene Ambiente einer tief irritierten Provinzkultur eingedrungen war, stellt sich in diesem penibel geführten Tagebuch ein kultureller Zustand, ein bei allen Widersprüchen „gemeinschaftliches Handeln“ in seltener Kontinuität dar. Eine Epoche ist darin auch im überregionalen Zusammenhang klingenscharf konturiert und wie im Kristall transparent – bis hin zu den Aporien, in denen die Gesellschaft sich verfangen hatte, bis hinab in die Ausweglosigkeiten der individuellen Existenz.

Daß hier letztlich geistiges Überleben auf dem Spiel stand – und wohl nach wie vor auch noch steht –, das ist es, was die Frage nach der „Wissenschaftlichkeit“ von Ebners Hauptwerk so oberflächlich gestellt, so belanglos erscheinen läßt.



Anhang

Plötzlich wurde [illegible] Lehre von der [illegible] — „Man ist, wenn, begreift, sucht und Tür zu Tür [illegible] Menschen [illegible]" [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Anhang



Editorischer Bericht

Die Schriften Ferdinand Ebners, darunter auch das sogenannte „Mühlauer Tagebuch“ vom 23.7. bis 28.8.1920, wurden 1987 von Walter Ebner, dem Sohn von Ferdinand Ebner, dem Brenner-Archiv in Form eines Leihvertrags übergeben, der mit einer Schenkung auf den Todesfall verbunden war. Mit dem Tod Walter Ebners im Dezember 1998 trat die Schenkung in Kraft.

Der Großteil des Nachlasses von Ferdinand Ebner wurde nach der Archivierungsmethode von Christoph König aufgenommen und von Anton Unterkircher computermäßig erfaßt. Im Dezember 1998 wurde am Brenner-Archiv ein Projekt gestartet, welches die maschinenlesbare Erfassung des gesamten Nachlasses von Ebner zum Ziel hat. Diese Computeredition geschieht mit Hilfe des Programms „Folio Views“, welches neben dem großen Vorteil der Suchbarkeit auch eine sehr gute Handhabbarkeit des Materials bietet (insbesondere durch die Sprungverknüpfungen und die Möglichkeit, jederzeit in das Inhaltsverzeichnis zu wechseln). Neben der maschinenlesbaren Erfassung des gesamten Nachlasses sollen aber im Rahmen dieses Projekts auch einzelne Werke in Buchform erscheinen, wobei das „Mühlauer Tagebuch“ den Anfang dieser Bucheditionen bildet.

Insgesamt werden 14 Tagebücher von Ferdinand Ebner im Brenner-Archiv aufbewahrt, die in den Jahren 1902–1931 geschrieben wurden. Allerdings umfaßt das letzte Tagebuch einen sehr langen Zeitraum (7.10.1923–16.6.1931), d. h., daß Ebners Tagebuchführung nach 1923 stark zurückging. Das „Mühlauer Tagebuch“ wurde – wie auch andere Tagebücher Ebners – bereits auszugsweise von Franz Seyr in Band II seiner dreibändigen Ebner-Ausgabe publiziert. Eine vollständige Abschrift dieses in Kurrentschrift verfaßten Tagebuchs fertigte erstmals Elisabeth Usenik an. Diese Abschrift wurde dann auch in den Computer eingegeben und nochmals in mehreren Durchgängen mit dem Original verglichen.

Das „Mühlauer Tagebuch“ setzt sich aus datierten Tagebucheintragungen von unterschiedlicher Länge zusammen. Am Ende des Tagebuchs befinden sich ca. zehn Seiten mit Abschriften aus verschiedenen Werken, die zum Teil mit Notizen Ebners versehen sind. Dieser Teil wurde durch eine eigene Über-

schrift („Notizen") von den eigentlichen Tagebucheintragungen abgehoben. Außerdem unterscheidet sich dieser Teil dadurch, daß er nicht kommentiert wurde, da es sich hier nicht um Ebners eigene Worte, sondern nur um Abschriften handelt.

Die Absatzgliederung von Ebner wurde originalgetreu übernommen. Auf die Wiedergabe von Ebners Seiteneinteilung wurde hingegen verzichtet. Der Text des Tagebuchs wurde ebenfalls möglichst originalgetreu wiedergegeben. In der Rigorosität der Beibehaltung von Rechtschreibfehlern unterscheidet sich allerdings die Druckfassung von der Computerfassung: Während in der maschinenlesbaren Fassung alle Rechtschreibfehler und sonstigen Verschreibungen ausnahmslos beibehalten wurden, wurden in der hier vorliegenden Druckfassung einzelne kleine, nicht kenntlich gemachte Eingriffe in den Text vorgenommen, um die Lesbarkeit zu erleichtern. So wurde z. B. eine fehlende Klammer ergänzt, „ausgibig" zu „ausgiebig" und „Weierburg" zu „Weiherburg" korrigiert. Zudem wurde in der Computerfassung auch die Textgenese dargestellt, d. h., es wurden Durchstreichungen, Einfügungen, Überschreibungen etc. mittels diakritischer Zeichen kenntlich gemacht. In der Druckfassung wird hingegen auf die Darstellung der Textgenese gänzlich verzichtet, wobei aber zu erwähnen ist, daß Ebner selbst im „Mühlauer Tagebuch" kaum Eingriffe in den Text vornahm, d. h., daß Ebner dieses Tagebuch recht flüssig und ohne viel Korrekturen schrieb, so daß in diesem Fall die Textgenese ohnehin wenig aussagt. (Im Gegensatz dazu gibt es von Ebners Hauptwerk *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente* drei verschiedene Fassungen, wobei es gerade in der ersten Fassung zu zahlreichen Überarbeitungen kam.)

Im Einzelstellenkommentar, der gemäß den Datumsangaben im Tagebuch gegliedert ist, wird versucht, alle im Brief erwähnten Personen, Orte, Ereignisse, sowie literarische, historische und philosophische Anspielungen zu klären, wobei hier an eine breite Zielgruppe gedacht wird, d. h., es wird davon ausgegangen, daß Ebners Tagebücher nicht nur wissenschaftlich Interessierte lesen. Dementsprechend breit ist auch der Kommentar angelegt. Einen Schwerpunkt der Kommentierung bilden die biographischen Angaben zu den im Tagebuch erwähnten Personen. Die Kurzbiographie zu einer solchen Person hat einen ganz bestimmten Aufbau: Zuerst werden die persönlichen Daten – soweit

eruiert – festgehalten, dann folgt die Angabe der Werke, sofern vorhanden, und zuletzt wird die Beziehung der jeweiligen Person zu Ebner kurz dargestellt. Die Kurzbiographien werden bei der ersten Erwähnung der jeweiligen Person im Tagebuch an der entsprechenden Stelle im Kommentar eingefügt. Durch die kursiv geschriebene Seitenangabe im Namenregister ist die Kurzbiographie zu einer bestimmten Person leicht zu finden. Bei Frauen werden diejenigen Namen verwendet, die sie zur Zeit der Niederschrift dieses Tagebuchs getragen haben. So wird z. B. Ebners Schwester Maria, die 1920 bereits verheiratet war, als „Maria Moth" angeführt. Hingegen wird auf ihre Tochter Johanna mit dem Mädchennamen verwiesen, d. h., auf sie wird mit „Johanna Moth" und nicht mit „Johanna Triska" Bezug genommen. Zu bekannten Persönlichkeiten wie z. B. Nietzsche oder Beethoven wurden keine Kurzbiographien erstellt. An dieser Stelle sei Anton Unterkircher herzlich gedankt, der für die Herausgabe des Ficker-Briefwechsels zahlreiche Kurzbiographien zu Personen erstellte, die auch im „Mühlauer Tagebuch" eine Rolle spielen und hier – zum Teil mit geringen Änderungen – wiederverwendet werden.

Auch auf die Klärung aller literarischer Anspielungen wurde großer Wert gelegt. So werden die zahlreichen Literaturzitate Ebners mit genauen Seitenangaben aus den jeweiligen Werken nachgewiesen. Bei der Klärung philosophischer Anspielungen wurde besonders darauf geachtet, möglichst wenig Interpretationen zu liefern. Die Kommentierung geschah unter Berücksichtigung einer gewissen „Kosten-Nutzen-Rechnung", d. h., es wurde nicht alles unternommen, um schwer zu ermittelnde Daten ausfindig zu machen, wenn von deren Klärung nichts Entscheidendes zu erwarten war, wie dies z. B. beim Geburtsdatum von Heinrich Tiefenbrunner der Fall ist.

Der Kommentar in der Druckfassung unterscheidet sich zwar inhaltlich nicht vom Kommentar der Computerfassung. Jedoch ist der Kommentar in der Computerfassung anders strukturiert. Um Redundanz im Einzelstellenkommentar zu vermeiden, wird in der maschinenlesbaren Fassung versucht, möglichst viel Informationen in Form von Verzeichnissen wiederzugeben. So wurden dort eine Chronik von Ebners Leben, ein Biographienverzeichnis, ein Ortsverzeichnis und ein Literaturverzeichnis erstellt. Dadurch wird der Einzelstellenkommentar in der Computerfassung wesentlich schlanker als in der Druckfassung. Die erwähnten Unterschiede zwischen Druck- und Computerfassung sollen die unterschiedlichen Zielsetzungen dieser beiden Editions-

weisen verdeutlichen: Mit der Druckfassung soll ein breiteres Lesepublikum angesprochen werden, dem ein in sich geschlossener, gut lesbarer Text und Kommentar geboten werden soll. Die Computerfassung stellt hingegen eine historisch-kritische Ausgabe dar, die insbesondere der wissenschaftlichen Forschung dient.

Die drei Aufsätze, die an den Einzelstellenkommentar anschließen, sind als Flächenkommentar zu verstehen, d. h., sie stellen eine breitere Form der Kommentierung dar, wobei der biographische, der philosophische und der kulturelle Hintergrund Ebners aufgezeigt wird. Monika Seekircher liefert eine etwas umfassendere Kurzbiographie Ebners, wobei neben Ebners Lebensdaten auch seine wichtigsten persönlichen Beziehungen und seine geistige Entwicklung kurz dargestellt werden. Richard Hörmann versucht in seinem Aufsatz, den Zusammenhang des Tagebuchs mit Ebners „Fragmenten" aufzuzeigen, da sehr viele Stellen des Tagebuchs nur vor dem Hintergrund der „Fragmente" richtig zu verstehen sind. Walter Methlagl bettet das Tagebuch in den lokalen kulturellen Kontext ein, wobei er insbesondere auf die geistigen Strömungen im Brenner-Kreis eingeht.

Das umfangreiche Bildmaterial soll der Veranschaulichung dienen und somit eine konkretere Vorstellung von den im Tagebuch erwähnten Personen, den Örtlichkeiten zu dieser Zeit und von den Bildern der im Tagebuch genannten Maler ermöglichen.

Fünf Quellen, aus denen im Kommentar häufig zitiert wird, werden folgendermaßen abgekürzt:

B I, II, ... = Der Brenner, Jg. 1, Jg. 2, ...

F = Die Fackel, hrsg. von Karl Kraus, 1899–1936.

RTB = Karl Röck: Tagebuch 1891–1946. 3 Bde., hrsg. u. erläutert von Christine Kofler, Salzburg 1976.

Ficker Briefwechsel 1909–1914 = Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1909–1914*, hrsg. von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher, Innsbruck 1986.

Ficker Briefwechsel 1914–1925 = Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1914–1925*, Hrsg. von Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr, Anton Unterkircher, Innsbruck 1988.

Das Personenregister enthält alle im Tagebuch und in den Notizen angeführten Personen und verweist zusätzlich auf die Stellen, an denen sie im Einzelstellenkommentar und in den Aufsätzen erwähnt werden. Die Seitenzahl, die angibt, wo die Biographie einer Person zu finden ist, ist kursiv gedruckt.

Die am Rand des Textes plazierten Sternchen zeigen an, welche Textstellen im Kommentar bearbeitet sind. Demnach gibt es zu den Personen, Briefen, Ereignissen etc., die nicht markiert sind, keine genaueren Angaben.

Abschließend möchten wir hier noch für die finanzielle und geistige Unterstützung danken. Gefördert wurde das Ferdinand-Ebner-Projekt bisher von der Österreichischen Nationalbank, dem Internationalen Forschungszentrum Salzburg und dem Kulturamt der Niederösterreichischen Landesregierung. Im Laufe des Jahres 2000 gelang es in Zusammenarbeit mit Prof. Zucal, die Universität Trient in das Ferdinand-Ebner-Projekt mit einzubeziehen. Inhaltliche Anregungen, insbesondere was Ebners Zeit in Gablitz betrifft, erhielten wir von Berthold Weiß, Franz Brandfellner, Franz Vormaurer und Renate Grimmlinger. Gedankt sei diesen Personen aber auch für die gastfreundliche Aufnahme in Gablitz und die Bereitwilligkeit, mit der sie uns die verschiedenen Bezugsorte von Ebner in Gablitz zeigten. Herzlich danken möchten wir auch Lucia Ebner, der Schwiegertochter von Ferdinand Ebner. Sie war uns insbesondere bei der Klärung der familiären Zusammenhänge behilflich und übergab dem Brenner-Archiv weiteres Nachlaßmaterial. Von Herrn Johannes Wieser und Herrn Andreas Rauch erhielten wir wertvolle Informationen über die Rauch-Villa und die Familie Rauch. Danken wollen wir auch dem Direktor des Innsbrucker Stadtarchivs DDr. Lukas Morscher und seinem Team, das uns bei der Beschaffung von Fotomaterial behilflich war.

Personenregister

Auer, Elfriede 36, *144*
Augustinus, Aurelius 13

Bahr, Hermann 58, 71, 157f., *159*, 166
Bargehr, Paul 13, 21, 36, 42, 64, 95, *129*, 189, 191
Bartke, Josef 14, *132*
Baudelaire, Charles 13, 69, 82, 165
Beethoven, Ludwig van 11, 26, 35, 127f., 139, 195
Biener, Wilhelm 37, *145*
Bismarck, Otto von 61, *161*
Bruder Willram 16, *133*, 153, 163
Brücke, Ernst Theodor 43f., *148*
Bruno, Giordano 49, *151*

Dallago, Carl 10, 14, 16, 28, 37, 65, 75f., 94, 118f., 121, *126*, 127, 132, 134, 140, 145, 151, 153, 157, 159, 166, 172, 190f.
Dankl, Viktor 54, *156*, 164
Diehl, Ernst 71, *149*, 166
Dopsch, Alphons 15f., 19f., 24, 35, 43, 54, 58, 64, *133*
Dopsch, Marie 15, 50, 66, 99, *133*
Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 57, 158
Dymock, ? 52

Ebner, Hans 50, 91, 117, 138, *152*, 169
Eidlitz, Walther 57f., *157f.*
Ewald, Oscar 58, 84, *158*, 166

Ficker, Cäcilie 99, *125*, 131
Ficker, Birgit 70, 99, 125, *126*
Ficker, Florian 99, 125, *126*
Ficker, Gudula 52, 125, *155*
Ficker, Julius von 11, *128*, 137
Ficker, Ludwig von 8-16, 18-28, 30ff., 35-40, 42-46, 50f., 54, 57, 59f., 64ff., 69, 72, 85, 94, 97ff., *118*, 119, 121f., 125f., 129, 131f., 136, 138, 141f., 146f., 149-157, 162f., 169ff., 173, 188ff.
Ficker, Paula von 99, *137*
Ficker, Rudolf von 65, 109, 131, 136, *137*, 157

Fischer, Wilhelm 24, *137*
Frantz, Constantin 81, 166

Gegenbauer, Helene 27, 30, *139*
George, Stefan 72
Glöckel, Otto 44, 54, *149*
Goethe, Johann Wolfgang von 35, 131, 143, 160, 162
Gorki, Maxim 57, 69, 158
Gundolf, Friedrich 72, *166*

Haas, August 36, 42f., 96, *144*
Haecker, Theodor 8, 14, 26, 31, 50, 64, 75, 94, 118f., *120*, 126, 131, 141, 146, 150f., 153, 159, 162f., 171ff., 190f.
Haller, ? 27
Harden, Maximilian 66, *164*
Hauer, Josef Matthias 9, 24, 27, 31, 35, 37, 42, 44, 66, 92, 122, *123*, 127, 132, 135, 147f., 159, 162, 164f., 170, 188
Hauptmann, Gerhart 49f., 52f., 58, 70, 151, 165
Hirt, Karl Emerich 50, 65, *153*, 154
Höbl, ? 10
Holzer, ? 24, 85, 138
Hölderlin, Johann Christian Friedrich 42, 55, 123, 147f., 170
Homer 83
Hötzendorf, Conrad von 16, *133*
Humboldt, Wilhelm Freiherr von 30, 77, 141, 166
Hus, Johannes 49, *152*

Itten, Johannes 14, 20, 100, 123, *132*, 136, 170, 188

Kammerer, Paul 28, *140*
Kant, Immanuel 28, 60, 162
Karpischek, Luise 7, 9, 12, 19, 21, 26f., 29, 31, 33f., 37ff., 50, 52, 65f., 90, 93, *117*, 122, 134, 136, 148, 152, 157, 159, 170
Kassner, Rudolf 27, *139*, 162
Kierkegaard, Sören 13, 40, 50, 76, 118, 120, 146, 162, 171f., 177, 190ff.

König, Otto 65, *163f.*
Kraus, Karl 9, 13, 16, 31, 40, 42, 44, 51, 55, 65f., 85, 94, 118, 120, 122, *123f.*, 129, 131, 134ff., 147, 151, 153ff. 159, 160, 163f., 166, 172, 182, 188, 189
Kulka, Georg 16, *133f.*

Lamel, Daisy 26f., 138
Lampl, Fritz 35, *143*, 148
Lányi, Richard 60, *160*
Laotse 57, 158, 191
Lechleitner, Erich 8, 18, 36-39, 42f., 59f., 66, 96f., 100f., 121, *122*, 144, 147, 189, 191f.
Lechleitner, Rosa 42, 97, *147*
Lechner, Kurt 54, 132, *156*
Lichnowsky, Mechtilde Fürstin 42, *147*
Lichtenberg, Georg Christoph 54, *156*
Loos, Adolf 20, 44, 118, 122ff., 131f., *135f.*, 151, 160, 164, 188
Lucmann, Mathilde 16, 24, 64, 66, 71, *134*
Luxemburg, Rosa 51, *154*

Maximilian I. 27, 36, 140, 144
Mizera, Maria 34f. 44f., 89, *142*, 169f.
Moth, Johanna 24, 91, *138*
Müller, Anton (= Bruder Willram)
Münsterberg, Hugo 39, *146*

Nestroy, Johann Nepomuk 55, 160
Newman, John Henry 8, 27, 31, 119, *120*, 121, 126, 141
Nietzsche, Friedrich 35, 62, 143, 153, 161, 172

Ostheimer, Siegfried 53, *155*

Pascal, Blaise 13, 76
Paul, Jean 38f., 45, 55, 83, 126, 134, 138, 146, 166

Raisinger, ? 36, 143
Ramler, Ferdinand 37, *145*
Röck, Karl 36f., 39, 43, 52, 60, 95, 121, 129, *143f.*, 145f., 153, 189

Sailer, Daniel 9, 95, 121f., *125*, 188
Sander, Bruno 8, 95, *121*, 122, 146, 189
Sander, Elisabeth 8, *122*
Savonarola, Girolamo 49, *152*
Schach, Heinrich 7, 10, 12, 31, 37, 50, 75, 89, *117*, 170
Schacherl, Max 13, *129*, 173
Scheler, Max 9, 32, 34, 44, 79, 82, 120, 124, 142, 166
Schönbichler, Anton 21, 96, *136*
Schopenhauer, Arthur 9, 35, 124f., 127, 129, 143, 162f.
Sild, Crescentia 32, 60, 98, *142*, 160
Sild, Hannes 60, 142, *160*
Sophokles 14, 83
Spielberg, H. 63, 162
Stolberg-Stolberg, Christian Graf zu 14, *131*
Stöhr, Adolf 43f., *149*, 173, 187
Swedenborg, Emanuel von 64, 70, *162*, 166
Swoboda, Hermann 36, *143*

Tiefenbrunner, Heinrich 8, 74f., *119*
Tolstoi, Leo Nikolajewitsch 43, 57, 69, 158, 190ff
Trakl, Georg 14, 31, 35, 37, 51, 55, 57, 99, 118, 121, 126, *131*, 137, 144f., 148, 151, 154, 157, 189
Trubel, Otto 14, 30, 58, 64, *132*
Tyrrell, George 32, *141f.*

Vergil 26, 120

Waeger, Anna 26, 53, 91, 117f., 121, *138f.*, 152, 169
Waeger, Hedwig 15, 20, 91, *121*
Wagner, Richard 11, 84, 127f.
Wedekind, Frank 20, 22f., 25, 59, 65
Weininger, Otto 11, 36, 54, 58f., 84, 127, *128*, 129, 143, 159, 163, 166, 171ff., 181, 191
Welser, Philippine 24, *137*, 141
Wied, Martina 51, *154f.*
Wittgenstein, Ludwig 44, 118f., 131, *150*, 151, 190

Zeiller, Othmar 43, 53, 60, 65, 96, *148*, 189, 192

Inhaltsverzeichnis

Tagebuch und Notizen

Tagebuch 7
Notizen 69

Bildteil

Abbildungen 89
Bildnachweis 113

Einzelstellenkommentar

Erläuterungen zum Tagebuch und zu den Notizen 117

Flächenkommentar

Monika Seekircher: Ferdinand Ebner 169
Richard Hörmann: Die „Fragmente" im Tagebuch 173
Walter Methlagl: „Zeichen der Zeit".
Der kulturgeschichtliche Aspekt des „Mühlauer Tagebuches" ... 187

Anhang

Editorischer Bericht 197
Personenregister 203



Im Sommer 1920 hält sich der österreichische Philosoph Ferdinand Ebner einen Monat lang bei Ludwig von Ficker, dem Herausgeber der Zeitschrift „Der Brenner" und Entdecker von Georg Trakl, in Mühlau nahe Innsbruck auf. Während dieser Zeit entstand das sogenannte „Mühlauer Tagebuch", in dem Ebner seine Eindrücke und Gedanken festhält. Ebner schildert seine Freundschaft mit Ficker, die Diskussionen mit verschiedenen Persönlichkeiten aus dem Brenner-Kreis, die sich an seinen radikalen Thesen entzünden, und die auf zahlreichen Wanderungen rund um Innsbruck erfahrene Schönheit der Natur, die ihm, dem „Denker des Wortes", die Grenzen der Sprache aufzeigt. Ein ähnlicher Zweifel befällt ihn bei der Besichtigung von Bildern des Malers Erich Lechleitner, dessen Werk und Persönlichkeit seinen rigorosen Kulturpessimismus in Frage stellen.
Ebenso findet sich im Tagebuch eine scharfe Kritik an der katholischen Amtskirche und an den kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Zwischenkriegszeit. Dem Tagebuchtext angeschlossen ist ein Einzelstellen- und ein Flächenkommentar, in dem biographische, literarische, philosophische, historische u. a. Zusammenhänge erklärt werden.



ISBN 3-205-99345-4
http://www.boehlau.at